

SRDJA POPOVIC  **MATTHEW MILLER**

PROTEST!



**WIE MAN
DIE Mächtigen
DAS Fürchten lehrt**

»Srdja Popovic hat mit Phantasie, Gerissenheit und einer guten Portion Humor eine Bewegung hervor- gebracht, die es nicht nur schaffte, den brutalen Diktator Slobodan Milosevic zu stürzen, sondern die zu einer Art Blaupause für gewaltfreien Widerstand weltweit wurde.« **PETER GABRIEL**

 | **FISCHER**

Srdja Popovic | Matthew Miller

Protest!

Wie man die Mächtigen das Fürchten lehrt

Aus dem Englischen von Jürgen Neubauer

 | E-BOOKS

*Für meine Freunde, die mir vertraut
und meine verrückte Vision unterstützt haben,
mit Störenfrieden auf der ganzen Welt
zusammenzuarbeiten.*

*Und für meinen kleinen Sohn Moma,
für den ich ganz eigennützig hoffe
eine bessere Welt hinterlassen zu können.*

Vorwort

Dies ist ein Buch über Revolutionen.

Nicht über Revolutionen der gewalttätigen Sorte: Die enden nur im Blut unschuldiger Menschen. Auch nicht über Revolutionen einer kleinen Gruppe von Fanatikern: Wenn Sie wissen wollen, wie die funktionieren, legen Sie sich mit einer guten Lenin-Biographie ins Bett. In diesem Buch geht es vielmehr um die Art von Demokratiebewegungen, die heute so viele Orte der Welt erfassen, vom Tahrir-Platz in Kairo bis zur Occupy-Bewegung in New York, Frankfurt oder Madrid. Es geht um Revolutionen von ganz normalen Menschen, die daran glauben, Diktatoren stürzen und Unrecht beseitigen zu können, wenn sie sich zusammentun und ihre Phantasie gebrauchen.

Ich hatte das große Glück, einer dieser ganz normalen Revolutionäre zu sein, und erlebte eine erstaunliche Metamorphose vom Belgrader Bass-Gitarristen, der sich zu cool für Politik war, zu einem der Gründer von OTPOR, der gewaltlosen Widerstandsbewegung, die den serbischen Diktator Slobodan Milosevic stürzte. Nach einem kurzen Ausflug ins serbische Parlament arbeite ich heute als Freund und Berater von großen und kleinen Demokratiebewegungen in aller Welt, die mit gewaltlosen Mitteln gegen Unterdrückung und für Freiheit, Demokratie und Lebensfreude kämpfen. Aber keine Sorge: In diesem Buch geht es nicht um mich. Es geht vielmehr um all das, was ich in meiner Arbeit mit politischen Aktivisten von Syrien bis Kiew gelernt habe, um die großen Ideen und kleinen Taktiken, mit denen ganz normale Menschen zu einer schlagkräftigen Macht werden. Da ich kein sonderlich intellektueller Mensch bin, werde ich keine trockenen Fakten oder unverdaulichen Theorien präsentieren, sondern ich werde Geschichten von bemerkenswerten Menschen und Demokratiebewegungen erzählen, von den Herausforderungen, die sie überwunden, und den Lektionen, die sie gelernt haben.

Dieses Buch besteht aus zwei Teilen. Im ersten finden Sie zahlreiche Beispiele dafür, wie gewaltloser Widerstand in der heutigen Welt aussieht und was erfolgreiche Demokratiebewegungen ausmacht. Im zweiten Teil stelle ich praktische Hinweise zusammen und zeige Ihnen, wie Sie diese gewaltlosen Techniken nutzen können. Ich hoffe, diese Geschichten und Beispiele helfen Ihnen weiter und inspirieren Sie, selbst aktiv zu werden. Da die Menschen, die ich beschreibe, mitunter in Gefahr geraten würden, wenn ihre Rolle in den entsprechenden Bewegungen bekanntwürde, habe ich die notwendigen Vorsichtsmaßnahmen getroffen und einige Namen sowie Informationen, anhand deren diese Personen identifiziert werden könnten, geändert. Hin und wieder habe ich mir außerdem die Freiheit genommen, komplexe Zusammenhänge zu vereinfachen und auf das Wesentliche zu reduzieren – ich bitte Gelehrte und Pedanten um Nachsicht.

Die Gedanken und Geschichten in diesem Buch sollen nicht nur verstanden, sondern auch gefühlt werden. Wie gute Musik sollen sie in die Beine gehen und Sie von den Stühlen reißen. Und sie sollen Ihnen zeigen, dass die Anzugträger, Schläger und Brutalos – dieser ganze Kader von Finsterlingen, die sonst den Laden schmeißen – nicht so unbesiegbar sind, wie sie aussehen, und dass oft schon ein guter Spaß ausreicht, um sie in die Flucht zu schlagen.

Kapitel 1

Das funktioniert bei uns nicht



Meine schöne Heimatstadt Belgrad steht vermutlich nicht auf der Liste der zehn Orte, die Sie unbedingt vor Ihrem Tod besuchen wollen. Einige Viertel können gefährlich sein, aber wir Serben stehen ohnehin nicht in dem Ruf, ein besonders friedliebendes Volk zu sein. Deshalb haben wir eine der Hauptstraßen nach Gavrilo Princip benannt, der für den Ausbruch des Ersten Weltkriegs verantwortlich gemacht wird, und eine andere nach seiner Widerstandsgruppe. Nicht zu vergessen Slobodan Milosevic, der Irre, der den Begriff »ethnische Säuberungen« in die Welt setzte, in den Neunzigern vier katastrophale Kriege mit unseren Nachbarn vom Zaun brach und damit Bombenangriffe der NATO provozierte, die die Stadt verwüsteten. Aber den fünfzehn Ägyptern, die im Juni 2009 nach Belgrad kamen, war das alles egal. Sie hielten sich nicht zu einem erholsamen Sommerurlaub in Belgrad auf. Sie waren gekommen, um eine Revolution zu planen.

Angesichts des Anlasses ihrer Reise führte ich sie zunächst zu einem Ort, den ich normalen Touristen vermutlich als Letztes empfehlen würde: den Platz der Republik. Um eine ungefähre Vorstellung von diesem schmutzigen und verunstalteten Platz zu bekommen, stellen Sie sich den Times Square vor, nur kleiner, ohne Energie, ohne Neonreklame, nur mit dem Verkehr und dem Dreck. Den Ägyptern war die Ästhetik gleichgültig. Sie wollten ihren Diktator Hosni Mubarak stürzen, und für sie war der Platz der Republik in Belgrad keine Touristenfalle, sondern der Ground Zero einer gewaltlosen Demokratiebewegung, die von einer Gruppe gewöhnlicher junger Menschen ins Leben gerufen und zu einer gewaltigen politischen Kraft wurde, die das Unvorstellbare schaffte und den Diktator Milosevic stürzte. Ich war einer der Gründer dieser Gruppe, und meine ägyptischen Freunde waren nach Belgrad gekommen, weil sie hofften, etwas von uns Serben lernen zu können.

Ich führte die Besucher in eine ruhigere Ecke des Platzes, weit weg von den quirligen Cafés mit ihren überarbeiteten Kellnerinnen. Ich deutete auf die Luxusläden von Armani, Burberry oder Max Mara in der Ferne und begann meinen kurzen Vortrag. Einst war die Inflation in Serbien so schlimm, dass der Preis für ein Kilo Kartoffeln in nur einem Jahr von 4000 Dinar auf 17 Milliarden Dinar stieg.☹ Als wäre das noch nicht genug, befanden wir uns damals mitten in einem Krieg mit unserem Nachbarland

Kroatien. Und wer versuchte, gegen die katastrophale Politik zu protestieren, mit der Wirtschaft und Frieden zerstört worden waren, der wurde verhaftet und verprügelt oder Schlimmeres. Im Jahr 1992 hatte ich gerade mein Biologiestudium begonnen, und wir jungen Serben blickten einer trostlosen Zukunft entgegen.

»Ja«, meinte einer der Ägypter lachend. »Das kennen wir gut!«

Die übrigen Ägypter nickten, während ich mit meiner Erzählung fortfuhr. Angesichts des Terrors des Milosevic-Regimes war die natürliche Reaktion zunächst die Apathie. Meine Freunde und ich gehörten nicht zu der Sorte Mensch, die sich auch nur vorstellten, eines Tages eine politische Bewegung zu gründen. Wir wollten keine Politiker werden. Wir waren Studenten und verhielten uns so, wie man das von Studenten in aller Welt eben erwartet: Wir machten die Nächte durch, tranken große Mengen Alkohol und hielten ständig Ausschau nach potentiellen Partnern. Wenn Sie mich damals gefragt hätten, was mich dazu bewegen würde, das Haus zu verlassen und auf den Platz der Republik zu gehen, dann wäre mir niemals eine Demonstration in den Sinn gekommen, sondern höchstens ein Rock-Konzert.

Von unserer Warte am Rand des Platzes versuchte ich meinen ägyptischen Freunden zu erklären, warum ich mich damals für eine Band namens Rimtutituki begeisterte. Der Name hieß frei übersetzt »ich stecke einen Schwanz in dich« und ich hoffte, dass die drei oder vier Frauen der Gruppe, die einen *hijab*, die traditionelle Kopfbedeckung der gläubigen Muslima trugen, keinen Anstoß nehmen würden. 1992 war Rimtutituki die coolste Band der ganzen Stadt, eine Bande von Halbstarken, die für ihre schnellen Riffs und frechen Texte bekannt waren. Als sie eines ihrer seltenen kostenlosen Konzerte ankündigten, schwänzten meine Freunde und ich prompt unsere Kurse und liefen zum Platz der Republik, um unsere Idole zu sehen.

Was dort passierte, war ein Schock für uns. Die Musiker von Rimtutituki gaben keines ihrer üblichen witzigen Konzerte. Sie rollten auf der Ladefläche eines Lasters auf den Platz und erinnerten eher an Generäle als an Punkmusiker. Während sie auf ihrem Wagen um den Platz herumfuhren, sangen sie eine Auswahl ihrer beliebtesten Songs und

sangen Sätze wie »Wenn ich schieße, habe ich keine Zeit, zu vögeln« und »Da ist kein Hirn unterm Helm«. Man musste kein Genie sein, um zu verstehen, was da passierte: Serbien befand sich im Krieg, Belgrad war voller Soldaten und Panzer auf dem Weg zu Front, und diese Punkband machte sich über den Militarismus lustig, protestierte gegen den Krieg und verlangte ein normales und glückliches Leben. Und das in einer Diktatur, in der man sich eine Menge Ärger einhandeln konnte, wenn man in der Öffentlichkeit solche Parolen von sich gab.

Während ich johlend hinter dem Lastwagen herlief, durchzuckte mich eine Reihe von Erkenntnissen. Mir wurde klar, dass politischer Aktivismus nicht langweilig sein muss, sondern dass ein Protest in Form eines coolen Punk-Konzerts im Gegenteil effektiver war als eine öde Demonstration. Ich erkannte, dass es selbst unter den schwierigsten Umständen möglich war, Menschen aufzurütteln. Und wenn genug Menschen aufgerüttelt wurden und sich zusammentaten, um gemeinsam etwas zu unternehmen, dann würden Veränderungen kommen. Natürlich verstand ich das alles nicht bewusst, jedenfalls noch nicht. Ich brauchte Jahre, um zu verstehen, was ich an diesem Nachmittag auf dem Platz der Republik fühlte, um meine Erkenntnisse zu verdauen und sie in Taten umzusetzen. Aber nachdem ich verstanden hatte, wie erfolgreiche und attraktive gewaltlose Aktionen aussehen können, war es mir nicht mehr möglich, wieder in meine frühere Apathie zu verfallen. Meine Freunde und ich wussten nun, dass wir etwas tun mussten, um Milosevic zu stürzen.

Und das muss man Milosevic lassen – er tat alles, um unseren Zorn weiter anzuheizen. Im Jahr 1996 weigerte er sich, die Ergebnisse einer Parlamentswahl anzuerkennen, bei der viele seiner Spießgesellen ihre Sitze verloren, und als Demonstranten auf die Straße gingen, wurden sie von Milosevics Polizei zusammengeknüppelt. Im Jahr 1998 ging Milosevic einen weiteren Schritt in Richtung der totalen Diktatur, als er verkündete, die sechs Universitäten Serbiens würden nun der staatlichen Kontrolle unterstellt. Das war mehr, als meine Freunde und ich hinnehmen wollten. Wir trafen uns in kleinen, verräucherten Belgrader Wohnungen und beschlossen, eine Demokratiebewegung ins Leben zu rufen.

Diese Bewegung nannten wir OTPOR, was »Widerstand« bedeutet. Als Logo wählten wir eine schwarze Faust, in Anspielung auf ein starkes

Symbol, das gesellschaftliche Bewegungen wie die jugoslawischen Partisanen im Zweiten Weltkrieg oder die Black Panthers in den Vereinigten Staaten der 1960er verwendet hatten. Für OTPORs Faust verwendeten wir eine Zeichnung meines Freundes Duda Petrovic, die dieser auf einen Zettel gekritzelt hatte, um eines der Mädels der Bewegung zu beeindrucken. Sie war cool, kantig und einfach perfekt.

So oberflächlich manchem das Gerede von Logos erscheinen mag, für uns war es wichtig, ein Erkennungssymbol zu haben, erklärte ich meinen ägyptischen Freunden. So wie Menschen in aller Welt eine rot-weiße Welle sehen und sofort an Coca-Cola denken, so wollten wir den Serben ein Symbol geben, das sie sofort mit unserer Demokratiebewegung in Verbindung bringen konnten. Außerdem war uns nur zu klar, dass wir, selbst wenn wir sämtliche Freunde und Verwandte als Unterstützer für unsere Bewegung gewinnen könnten, bestenfalls eine Demonstration mit dreißig Teilnehmern auf die Beine stellen würden. Aber in einer Nacht konnten wir 300 geballte Fäuste sprühen, und eines Morgens wachten die Bürger von Belgrad auf und sahen, dass der gesamte Platz der Republik mit Graffiti-Fäusten verziert war. Damals hatten alle Angst vor Milosevic, und die Aktion vermittelte den Leuten den Eindruck, dass sich hinter den Kulissen eine große und gut organisierte Gruppierung formiert hatte.

Und bald war dies tatsächlich der Fall.

Junge Leute, die die Faust mit der Unterschrift »Widerstand« überall sahen, wollten natürlich mehr über diese neue, coole Sache erfahren. Sie wollten dabei sein. Um die Poser, die Mitläufer und vor allem die potentiellen Spitzel auszuschließen, unterzogen wir die Interessierten einem einfachen Test: Um zu beweisen, dass sie es ernst meinten, mussten sie an ausgewählten Orten eine Faust sprühen. Es dauerte nicht lange, und wir hatten die Stadt nicht nur mit unserem Symbol zugesprüht, sondern auch eine kleine Gruppe engagierter Leute gebildet, die überzeugt waren, dass ein Sturz des Regimes möglich war.

Nachdem wir diese Kerntruppe zusammen hatten, mussten wir entscheiden, welche Art von Bewegung wir sein wollten. Für uns lag auf der Hand, dass Gewalt für unsere Demokratiebewegung nicht in Frage kam – zum einen, weil wir zu 100 Prozent von friedlichen Lösung

überzeugt waren, und zum anderen, weil es einfach nicht besonders klug gewesen wäre, mit Gewalt gegen einen Typen vorgehen zu wollen, der Zigtausende Polizisten, Hunderttausende Soldaten und wer weiß wie viele Schläger zur Verfügung hatte. Wir wären niemals in der Lage gewesen, Milosevic mit Gewalt in die Knie zu zwingen. Aber wir konnten eine Bewegung aufbauen, die so stark und so beliebt war, dass er keine andere Möglichkeit hatte, als ihr nachzugeben, freie Wahlen zuzulassen und an den Urnen eine Niederlage einzustecken.

Eine weitere wichtige Entscheidung war, dass OTPOR keine charismatischen Anführer brauchte. Auch aus praktischen Gründen: Sobald wir groß genug waren, würde die Polizei mit aller Macht gegen uns vorgehen, aber eine Bewegung ohne erkennbare Anführer war schwerer auf einen Schlag auszuschalten. Wenn einer von uns verhaftet würde, dann würden fünfzehn andere an seine oder ihre Stelle treten, so die Logik. Aber um bei aller Sichtbarkeit unsichtbar zu bleiben, mussten wir geschickt vorgehen. Wir mussten eine Reihe von kleinen und kreativen Konfrontationen mit dem Regime anzetteln. Wir wollten den Rimtutituki-Moment schaffen, dieses besondere und optimistische Gefühl, dass der Widerstand nicht zwecklos und der Sieg in Reichweite war.

Ich zeigte den ägyptischen Besuchern ein verlassenes Einkaufszentrum aus den Achtzigern, das sich von unserer Warte aus gesehen hinter einem mit schwarzem Glas verkleideten Taxistand befand. Dort hatten mich Milosevics Häscher am 15. Dezember 1998 verhaftet. Es war ein eisiger Morgen. Wir hatten OTPOR drei Monate zuvor gegründet und inzwischen genug Anhänger, um in der Nähe des Platzes der Republik eine kleine Protestaktion zu inszenieren. Ich nahm nicht teil. Auf dem Weg zum verabredeten Treffpunkt schnappten mich ein paar Polizisten und zerrten mich in eine nahe gelegene, nach Pisse stinkende Zelle und machten sich einen Spaß daraus, mich eine gefühlte Ewigkeit lang zu verprügeln. Zum Glück trug ich drei Pullover, die mich ein wenig vor ihren Schlägen und den Tritten ihrer schweren Stiefel schützten. Irgendwann ließen sie mich laufen; zum Abschied steckte mir ein Polizist noch den Lauf einer Pistole in den Mund und erklärte mir, er wüsste, wir seien im Irak, denn dann könnte er mich auf der Stelle erschießen.

Die Ägypter horchten auf. Die Geschichte von Schlägen und Pistolen weckten Erinnerungen an ihre Heimat und Mubaraks berüchtigte Schlägerbanden. Wir Serben hatten also ähnliche Geschichten erlebt. Einer der Ägypter war ein schmaler Intellektueller mit einer Drahtbrille. Mubaraks Geheimpolizei hatte einen besonderen Hass auf Studenten, und aus der Reaktion des Mannes schloss ich, dass er ähnliche Erlebnisse mit der Polizei gehabt haben musste. Daher sah ich ihn direkt an, als ich weitersprach und den Aufstieg von OTPOR schilderte und davon redete, dass mit unserer wachsenden Popularität etwas Unerwartetes geschah: Je brutaler uns die Polizei vom Platz der Republik vertreiben wollte, umso entschlossener kamen wir wieder.

OTPORs Marke war stärker denn je, und unsere kleinen Demonstrationen wurden zu den angesagtesten Partys der Stadt. Wer nicht dabei war, konnte sein Sozialleben vergessen. Und niemand war cooler als diejenigen, die es schafften, verhaftet zu werden: Wer in den Knast gezerrt wurde, galt als mutig, furchtlos und natürlich sexy. Innerhalb weniger Wochen wurden selbst die Streber mit ihren artigen Seitenscheiteln am Abend in Polizeiautos geprügelt und hatten am nächsten Tag ein Rendezvous mit dem attraktivsten Mädels aus dem Kurs.

An diesem Punkt spürte ich die stille Skepsis meiner ägyptischen Zuhörer. Daher hielt ich inne und fragte den Brillenträger, ob er diese Dynamik auch von zu Hause kenne. Ohne zu zögern, verneinte er. In Kairo wollte niemand näher mit Mubaraks Geheimpolizei in Berührung kommen. Und nicht zu Unrecht: Im Vergleich zu Mubaraks Gefängniswächtern nahmen sich selbst Milosevics brutalste Knechte aus wie die Zahnfee. Aber auf dem Platz der Republik war eine universelle Dynamik am Werk, die ich vermitteln wollte, und das hatte wenig damit zu tun, wessen Geheimpolizei grausamer war. Ich wollte meinen ägyptischen Freunden etwas sehr viel Einfacheres und Radikaleres vermitteln: die Macht der Komik.

Menschen, die gewaltlosen Widerstand propagieren, berufen sich gern auf Gandhi oder Martin Luther King, doch bei all ihren vielen Tugenden waren diese Knaben einfach nicht besonders witzig. Wer im Zeitalter des Internets und anderer Ablenkungen binnen kurzer Zeit eine Massenbewegung ins Leben rufen will, muss mit Humor arbeiten. Bei

unserem Spaziergang über den Platz der Republik erklärte ich meinen ägyptischen Besuchern daher, dass wir bei OTPOR oft mit Straßentheater gearbeitet hatten. Wir wollten nicht zu politisch sein, da Politik langweilig ist. Wir wollten, dass der Protest Spaß machte und vor allem witzig war. In den Anfangstagen von OTPOR war das Gelächter unsere stärkste Waffe gegen das Regime. Die Milosevic-Diktatur arbeitete mit Angst: Angst vor den Nachbarn, Angst vor der Überwachung, Angst vor der Polizei, Angst vor allem. Doch damals lernten wir Serben, dass sich die Angst am besten mit Gelächter bekämpfen lässt. Wenn Sie das nicht glauben, dann stellen Sie sich vor, Sie wollen einen Freund beruhigen, der zur Operation in den Operationssaal gerollt wird: Wenn Sie mit einem ernsten und besorgten Gesicht neben seinem Bett stehen, wird er noch ängstlicher, als er ohnehin schon ist. Aber wenn Sie einen Witz machen, entspannt er sich und lächelt vielleicht sogar. Das ist bei politischen Bewegungen nicht anders.

Aber wie lässt sich etwas derart Grässlichem wie dem Leben in einer Diktatur noch etwas Lustiges abgewinnen? Das ist der beste Part, wenn Sie eine Demokratiebewegung beginnen. Wie unsere Helden von Monty Python steckten meine Freunde und ich die Köpfe zusammen und überlegten uns gute, eingängige Aktionen, die den erwünschten Effekt erzielen könnten. In einem Protest gegen Milosevic nahmen zum Beispiel OTPOR-Aktivisten aus der Stadt Kragujevac weiße Blumen und steckten sie Truthähnen an den Kopf – wobei man wissen muss, dass die verhasste Gemahlin des Diktators jeden Tag eine weiße Plastikblume im Haar trug und dass das serbische Wort für Truthahn eines der übelsten Schimpfwörter für eine Frau ist. Die so geschmückten Truthähne wurden auf den Straßen von Kragujevac losgelassen, und die Bürger durften amüsiert zusehen, wie Milosevics gefürchtete Geheimpolizisten hinter den wild gackernden Truthähnen her stolperten. Das Beste war, dass die Polizisten gar keine andere Wahl hatten, als die Vögel einzufangen, denn alles andere wäre ein Signal gewesen, dass man OTPOR und seine Aktionen dulden würde. Aber wenn man einmal einem untersetzten Polizisten dabei zugesehen hat, wie der hinter einem Truthahn herjagt und dabei aussieht wie eine Witzfigur aus einem Zeichentrickfilm, kann man sich dann jemals wieder vor ihm fürchten? Es war ein Beispiel dafür,

wie man die Sicherheitskräfte vor den Augen der morgendlichen Pendler und grinsenden Journalisten lächerlich machen konnte – dazu war nicht mehr nötig als eine Fahrt zur Geflügelfarm und ein bisschen Phantasie.

Als ich den Ägyptern im Laufe des Tages weitere unserer Aktionen schilderte, bemerkte ich, dass sie ihre Zweifel hatten. Die religiöseren unter ihnen hielten alles fest, was ihrer Ansicht nach in Kairo nicht funktionieren würde. Beispielsweise sind Cafés in Kairo ein Ort, an dem ältere Herrschaften Tee schlürfen und Wasserpfeife rauchen, und kein Ort, an dem junge Frauen mit ärmellosen Blusen und kurzen Hosen in aller Öffentlichkeit mit ihren Freunden Bier trinken. Für die religiösen Ägypter war der Belgrader Platz der Republik ein sehr fremder Ort; meine Schilderungen von Punkrock-Bands, Truthähnen und Leuten, die sich aus dem Widerstand gegen die Polizei einen Spaß machten, klangen wie Märchen aus einer anderen Welt.

Auf dem Weg durch die Einkaufsstraße neben dem Platz kamen wir an einigen schönen Gebäuden aus dem 19. Jahrhundert vorüber, die noch aus der Zeit der österreich-ungarischen Herrschaft stammten. Jede Kuppel, jede Säule, jeder schmiedeeiserne Balkon schien den Ägyptern immer wieder diese eine Botschaft zu vermitteln: Das ist Europa, und das, was hier passiert war, würde zu Hause am Nil nie funktionieren. Ich wunderte mich nicht über ihre Zweifel. Dasselbe hatte ich schon oft mit anderen Aktivisten erlebt, die von weit her nach Serbien gekommen waren, nur um sich von OTPOR-Veteranen Vorträge über Witze anzuhören. Die Ägypter schienen allmählich zu glauben, dass ich mich über sie lustig machen wollte.

Einige meiner Gäste müssen sich aber zumindest von der einen oder anderen Anekdote über die Proteste auf dem Platz der Republik inspiriert gefühlt haben. Vielleicht war es auch schiere Verzweiflung, die einen der Ägypter veranlasste, plötzlich in einem mit Besuchern und Touristen überfüllten Café politische Parolen zu rufen.

»*Free Egypt!*«, schrie er plötzlich. »*Free Egypt!* Nieder mit Mubarak!«

Er war puterrot im Gesicht und brüllte aus vollem Hals, und binnen weniger Sekunden schrie die ganze ägyptische Delegation mit. Immerhin haben sie jetzt Energie, dachte ich mir. Sie genossen die Freiheit der

Meinungsäußerung in einer spontanen Zusammenkunft, die in Kairo noch in weiter Ferne lag. Unsere lautstarke Gruppe erntete ein paar fragende Blicke, und einige Polizisten fragten höflich, ob alles in Ordnung sei. Sie wunderten sich genauso über meine Freunde, wie diese es über uns taten.

Doch das war erst der erste Tag ihres Aufenthalts in Belgrad, und ich versuchte, mich nicht von der Frustration der Gruppe aus dem Konzept bringen zu lassen. Sie brauchten Zeit, um sich zu akklimatisieren, und vor allem war die Agitation, wie sie OTPOR praktiziert hatte, so weit vom klassischen Bild der Revolutionsausübung entfernt wie nur irgend möglich. Wir setzten keine ernsten Mienen auf wie Lenin oder Marx, und vor allem waren wir gegen all das Blutvergießen, wie es Mao oder Arafat predigten. Für die Ägypter war das Neuland, und vielleicht mussten sie sich ja erst daran gewöhnen. Für den Rest der Woche hatten wir einige Hotelzimmer am Palic-See reserviert; wir wollten die kommenden Tage in der serbischen Version der Schweiz verbringen, in einer hübschen Landschaft mit malerischen Hexenhäuschen am Seeufer.

Am nächsten Tag begann unser Workshop im Konferenzraum eines kleinen Hotels am See. Das Hotel war nichts Besonderes, aber darauf kam es nicht an. Wir waren schließlich nicht wegen des Hotels gekommen. Wir begannen den Tag mit einem herzhaften serbischen Frühstück mit Käsegebäck und Joghurt, dann gingen die Ägypter nach draußen und rauchten in Rekordzeit einige Schachteln Zigaretten. Ich musste grinsen: In meiner Zeit bei OTPOR hatte ich ebenfalls geraucht wie ein Schlot und am Tag fünfzig und mehr Zigaretten gequalmt, um mit dem Stress fertig zu werden. Als die Teilnehmer zurückkamen, schlossen wir die Vorhänge und machten uns an die Arbeit. Draußen plantschten die Hotelgäste im Pool, plauderten auf der Terrasse und schleckten Eis. Drinnen sprachen wir über Revolution.

Ich stand vor den Ägyptern, die nun in einem Halbkreis um mich herumsaßen. Als Erstes fragte ich sie, was sie von ihrem Besuch zum Platz der Republik und meinen Schilderungen der serbischen Revolution hielten. Ich wollte hören, was sie wirklich über den gewaltlosen Widerstand dachten, den wir gegen Milosevic eingesetzt hatten und den wir ihnen nun für Ägypten vermitteln wollten.

Eine Hand hob sich sofort. Es war Mohammed Adel, ein Mann, der aussah wie ein freundlich dreinblickender Teddybär und der zu den Organisatoren der Jugendbewegung des 6. April gehörte, einer der am besten organisierten gewaltlosen Protestgruppen in Kairo. Obwohl wir einen Dolmetscher hatten, weil keiner von uns Arabisch sprach, verstanden wir auch so, was Mohammed sagen wollte. Sobald er den Mund öffnete, sah ich, wie meine Kollegin Sandra, die ein paar Stühle weiter saß, wissend lächelte. Sie hatte den Tag mit der Gruppe in Belgrad verbracht und war lange genug dabei, um zu wissen, was jetzt kommen würde.

»Srdja«, sagte Mohammed direkt. »Wir sind sehr beeindruckt von dem, was in Serbien passiert ist. Aber Ägypten ist anders. So was funktioniert bei uns nicht.«

Mohammeds Pessimismus beunruhigte uns nicht. »Das kann bei uns nicht funktionieren« ist regelmäßig die erste Reaktion, und ich antwortete Mohammed, dass ich seine Zweifel nachvollziehen konnte. Das hatten auch die Aktivisten aus Georgien gesagt, als sie eine Gruppe junger Serben in Tiflis trafen, um dann wenig später in der Rosenrevolution des Jahres 2003 mit Methoden der OTPOR ihre eigene Diktatur zu stürzen. Dieselben Bedenken hatte ich in der Ukraine gehört, ehe Leonid Kuchma im Jahr 2004 in der Orangen Revolution vertrieben wurde, oder ein Jahr später im Libanon am Vorabend der Zedernrevolution und drei Jahre später auf den Malediven, wo demokratische Aktivisten den starken Mann verjagten. Jede dieser Revolutionen war ein spektakulärer Erfolg, und jedes Mal behaupteten die Organisatoren zu Beginn, dass sich das, was in Serbien passiert sei, in ihrem Land nicht wiederholen lasse.

»Bei allem Respekt«, warf eine junge Frau ein, deren ganze Körpersprache verriet, dass sie uns kein Wort glaubte. »Ihr sprecht von Konzerten und Demonstrationen. Wenn wir damit anfangen, lässt uns Mubarak einfach verschwinden. Ansammlungen von mehr als drei Personen sind unmöglich. Deswegen funktionieren eure Methoden in Ägypten nicht. Unsere Situation ist völlig anders.«

Ja, antwortete ich, Mubaraks Geheimpolizei – das Mukhabarat – gehört zu den schlimmsten der Welt. Doch auch in Chile wurden in den 1970er

Jahren Leute von Pinochets Polizei verhaftet und verschwanden in Geheimgefängnissen wie denen in Ägypten. Deshalb gingen die Chilenen nicht auf die Straße, sondern erfanden andere Protestformen. Zum Beispiel fuhren eine Zeitlang die Taxis nur mit halber Geschwindigkeit. Stellen Sie sich vor, Sie wachen eines Morgens in Santiago de Chile auf und gehen in den Laden, um ein paar Empanadas zu kaufen, und plötzlich fahren alle Taxis in Zeitlupe, sagte ich zu der Frau. Und stellen Sie sich vor, das greift auf andere über und jedes Auto, jeder Bus, jeder Lastwagen kriecht nur noch im Schneckentempo über die Straße. Innerhalb weniger Tage gehen die Leute auf den Gehsteigen auch nur noch mit der halben Geschwindigkeit.^[2] Die ganze Stadt scheint stillzustehen. Davor hatten die Leute Angst darüber zu sprechen, dass sie Pinochet ablehnten, und wer gegen den Diktator war, konnte meinen, er oder sie sei allein. Doch wer die langsamen Fahrer und Fußgänger sah und verstand, dass deren Handlung ein Protest gegen das Regime war, der konnte sicher sein, dass viele andere den Tyrannen genauso hassten. Mit Taktiken wie diesen lernten die Bürger, wie die Chilenen es ausdrückten: »Wir sind die Vielen und sie sind die Wenigen.« Das Schöne war, dass es nicht verboten war. Nicht einmal in Nordkorea ist es illegal, langsam mit dem Auto zu fahren.

Die Frau lachte und meinte, diese Protestform würde in Kairo auch nicht funktionieren, weil der Verkehr sowieso den ganzen Tag stehe. Aber sie gab zu, dass sich etwas Ähnliches in Ägypten machen ließe.

Ich erwiderte, dass die Menschen immer eine lange Liste von Gründen anführen können, warum ihr Fall völlig einmalig ist und warum ausgerechnet ihre Demokratiebewegung ganz bestimmt scheitert. Das ist nur zu menschlich. In Serbien hatte mir auch jeder gesagt, es sei ganz und gar unmöglich, etwas gegen Milosevic zu unternehmen, weil dieser über die Armee, die Polizei und die staatlich kontrollierten Medien verfügte. In Burma hatte ich gehört, dass sich die Leute aufgrund ihrer Kultur des Gehorsams nie gegen die Militärjunta erheben würden. Und in den Vereinigten Staaten beschwerten sich die Aktivisten, ihre Mitbürger interessierten sich nur dafür, dass der Kühlschrank voll und der Rasen vor der Villa gemäht ist. Aber wissen Sie was? Martin Luther King kam aus

den Vereinigten Staaten, Mönche führten die Demonstrationen in den Straßen von Rangun an und Serbien ist heute eine Demokratie.

Wenn meine ägyptischen Gäste ihre Demokratiebewegung zum Erfolg führen wollten, dann mussten sie sich zuallererst von der Idee verabschieden, dass sich das, was anderswo funktioniert hatte, bei ihnen zu Hause garantiert nicht wiederholen ließe. Diese Vorstellung basiert auf zwei Annahmen, von denen eine richtig ist und die andere falsch. Die erste und richtige Annahme ist, dass jedes Land anders ist und dass sich die friedliche Demokratiebewegung aus Land A nicht eins zu eins auf ein Land B übertragen lässt. Selbst an guten Tagen würde ich kaum mehr als hundert Serben dazu bringen können, mit Mohammed und seiner Jugendbewegung des 6. April für Demokratie in Kairo zu demonstrieren, meinte ich. Und ich würde keine arabische Frau dazu bringen, die erfolgreichen Techniken der Femen-Demonstrantinnen in der Ukraine nachzuahmen und in Riad ihre Brüste für Gleichberechtigung zu entblößen.

Die religiösen Ägypter grinsten.

Die erste Annahme ist also richtig. Aber die zweite – die Vorstellung, dass eine gewaltlose Demokratiebewegung im eigenen Land absolut zum Scheitern verurteilt ist – ist grundfalsch. Die Prinzipien, die dem friedlichen Widerstand von Gandhis Indien bis zur Revolution in Serbien zugrunde liegen, sind allgemein gültig. Sie funktionieren in jedem Land, in jeder Stadt, in jeder Gemeinschaft und auch in jeder Universität.

Das Entscheidende war, mit einer kleinen, relevanten und realisierbaren Aktion zu beginnen, mit etwas, für das man nicht misshandelt oder umgebracht wird. Ich erinnerte die Ägypter daran, dass unsere erste Aktion darin bestanden hatte, die geballte Faust zum Symbol von OTPOR zu machen. Wenn die OTPOR-Mitglieder Freunde besuchten, klebten sie Aufkleber in den Aufzug ihres Hauses. Das war etwas, das sich in Ägypten problemlos realisieren ließ.

Ein kräftiger Mann unterbrach mich. »Ich verstehe nicht, wie wir Mubarak mit Aufklebern stürzen sollen.«

Den Gesichtern der übrigen Teilnehmer konnte ich entnehmen, dass sie eine ähnliche Frage auf den Lippen gehabt hatten. Aber ich sah auch die

halbleeren Marlboro-Schachteln vor ihnen auf den Tischen liegen. Ich fragte sie, warum sie ausgerechnet diese Marke gewählt hatten. Zuerst verstanden sie nicht, worauf ich hinauswollte.

»Keine Ahnung«, meinte einer der Intellektuellen. »Vielleicht weil die Packung nett aussieht?«

»Das sind die besten Zigaretten«, ergänzte der kräftige Mann. »Und sie kommen aus Amerika.«

Und außerdem, so erklärte ich ihm, rauche er Marlboro, weil die Marke für etwas stand. Vielleicht war es der Marlboro-Mann oder die rote Schachtel oder die Qualitätskontrolle oder was auch immer. Aber wenn er in den Laden ging, um Zigaretten zu kaufen, traf er eine Wahl zwischen verschiedenen Marken. Am Ende vertraute er Marlboro. Das ist mit einem Diktator nicht anders. Jeder Diktator ist eine Marke. Diese Marke ist in die Landesfarben gehüllt und bemüht gern Slogans zum Thema Stabilität – Pinochets berühmter Werbespruch lautete »Ich oder das Chaos«. ¹⁴ Oft steht die Marke des Diktators für eine Ablehnung der Vereinigten Staaten, Israels oder was auch immer. Und wie alle Marken bemühen sich auch Diktatoren verzweifelt um Aufmerksamkeit. Deshalb hatte Hugo Chávez in Venezuela seine eigene Fernsehsendung mit dem Titel *Aló Presidente*. Stundenlang hielt Chávez hier seine Vorträge und spielte Sketche. In einer Folge verkleidete er sich als Baseball-Schiedsrichter und erklärte, seine politischen Gegner seien »raus«. Diktatoren wie der schillernde Chávez sind genau wie jede andere Marke nur dahinterher, mehr Sendezeit und mehr Marktanteile zu bekommen. Aber wenn man hinter die Propaganda blickt, werden alle Diktaturen aus denselben Zutaten gebacken: Korruption, Vetternwirtschaft, Missmanagement, soziale Ungerechtigkeit, Gewalt und Angst. Warum entscheiden sich die Leute, da mitzuspielen?



Niemand hatte eine Antwort.

Weil es in einer Diktatur keine anderen Marken gibt, sagte ich. Wenn Mubarak für eine beschissene einheimische Zigarettenmarke steht, dann mussten sie eben die Marlboros werden. Sie brauchten eine Marke, die besser war als die des Diktators. Und Marken brauchen Werbung, und die wiederum arbeitet mit Symbolen. Deshalb war die geballte Faust in der serbischen Revolution so wichtig, und deshalb benutzten die Aktivisten in Georgien und der Ukraine Rosen beziehungsweise die Farbe Orange in ihren erfolgreichen Kämpfen gegen die postsowjetischen Alleinherrscher ihrer jeweiligen Länder. Ohne Marken ließ sich der Zorn, der in ganz Ägypten in vielen kleinen Nischen der Unzufriedenheit vorhanden war – zum Beispiel unter den Textilarbeitern von Mahalla, die im Jahr 2008 streikten, den Journalisten aus Kairo, die freien Zugang zum Internet verlangten, oder den arbeitslosen Jugendlichen im ganzen Land, die auf der Straße verprügelt wurden –, nie auf das eigentliche Problem bündeln, nämlich die Diktatur Hosni Mubaraks. Aber mit einem starken Logo konnten die Menschen erkennen, dass sich sämtliche Proteste auf etwas richteten, das weit über ihren eigenen Fall hinausging. Und dieses Etwas war die Vision, die sie schaffen würden, erklärte ich ihnen.

In diesem Moment hob eine besonders zurückhaltende Frau die Hand.

»Das klingt ja alles ganz wunderbar«, sagte sie. »Und so Gott will, werden wir Erfolg haben. Aber hier sitzen nur fünfzehn Leutchen, und wir haben Mubarak, seine Polizei, seine Armee, seine Partei und alles gegen uns. Also, manchmal habe ich das Gefühl«, sie zögerte, »dass wir einfach Nobodys sind.«

Vielleicht sollte ich an dieser Stelle erwähnen, dass ich kein religiöser Mensch bin. Aber wenn ich mir eine heilige Schrift wählen sollte, dann wäre das vermutlich *Der Herr der Ringe*. Ich hatte immer einen kleinen Tolkien-Schrein in meinem Zimmer, und selbst in den dunkelsten Stunden unserer Proteste, in denen Milosevic und der Irrsinn der »ethnischen Säuberungen« alles zu beherrschen schien, griff ich zu meinem zerlesenen Exemplar von Tolkiens Buch und fand Zuversicht in dessen Seiten. In einer meiner Lieblingsszenen sagt die Elbenfürstin Galadriel

zum Hobbit Frodo: »Selbst der Kleinste vermag den Lauf des Schicksals zu verändern.«

Das sagte ich auch unseren Besuchern. Und ich wiederholte den Satz. Es war klar, warum sich die Ägypter fühlten, als seien sie Nobodys. Von klein auf hatten sie gelernt, dass nur die Großen und Starken Geschichte schreiben. Zeitungen und Nachrichtensendungen überbieten sich mit Profilen der Reichen und Mächtigen, Fernsehmoderatoren sind wie hypnotisiert von den weltbewegenden Eliten, die sie in ihren blitzenden Studios interviewen. Unsere westliche Kultur beginnt mit der *Ilias* und ihren von Speeren durchbohrten Leibern und ihren mit Blut gefüllten Helmen und feierte drei Jahrtausende lang Gewalt, Helden und Eroberungen. Wie viele Filme haben Sie über den Zweiten Weltkrieg oder den Vietnamkrieg gesehen? Vermutlich eine Menge. Und jetzt versuchen Sie, sich an bekannte Filme über große, gewaltlose Kämpfe zu erinnern. Vielleicht fällt Ihnen *Gandhi* mit Ben Kingsley ein, *Milk* mit Sean Penn oder der eine oder andere bewegende Dokumentarfilm über Nelson Mandela. Aber das war's vermutlich auch schon.

Wir verehren Krieger – aber haben Krieger tatsächlich die Welt verändert? Denken Sie mal darüber nach: Das wichtigste Ergebnis des Ersten Weltkriegs war der Zweite Weltkrieg. Das wichtigste Ergebnis des Zweiten Weltkriegs war der Kalte Krieg, und der wiederum bescherte uns den Koreakrieg, den Vietnamkrieg, den Afghanistankrieg, den Krieg gegen den Terror und so weiter. Aber was hat Martin Luther King der Welt gebracht? Bürgerrechte und den ersten schwarzen amerikanischen Präsidenten. Und was war das Erbe Gandhis? Die Unabhängigkeit Indiens und das Ende des Kolonialismus. Und was erreichte Lech Wałęsa, Anführer der polnischen Arbeiterbewegung Solidarnosc? Das Ende des Kommunismus in Europa. Und wer war Lech Wałęsa? Ein Elektriker in der Danziger Werft. Wenn das kein Hobbit war!

Ich erzählte den Ägyptern von Harvey Milk, einem ermordeten Vorkämpfer der amerikanischen Schwulenbewegung. Er war der erste bekennende Homosexuelle, der in Kalifornien in ein öffentliches Amt gewählt worden ist; bevor er zu dem Schluss kam, dass sich die Einstellungen der Öffentlichkeit gegenüber der Homosexualität ändern müssten, war er ein einfacher Ladenbesitzer. Auch Harvey Milk war ein

Hobbit. Als sich Jane Jacobs mit Robert Moises anlegte, dem mächtigsten Mann von New York City, dessen verrückter Plan einer Superautobahn durch die historischen Viertel von Manhattan die gesamte Stadt zerstört hätte, wurde sie als hysterische Hausfrau und Spinnerin abgetan. Auch Jacobs war eben nur ein Hobbit, aber am Ende revolutionierte sie die Stadtplanung, ohne auch nur studiert zu haben.

Keine der erwähnten Personen stammte aus der Elite, und wenn man Modelle für die Bronzestatuen auf öffentlichen Plätzen gesucht hätte, dann wäre man bestimmt nicht auf sie gekommen. Trotzdem sind das die Leute, die wirklich etwas bewirken. Nicht nur in Tolkiens Roman verändern die Kleinsten den Lauf der Welt, versprach ich meinen Zuhörern. Es war in Belgrad passiert, und es konnte auch in Ägypten passieren.

Die Teilnehmer schwiegen. Ich wusste nicht, ob aus Zustimmung oder aus Erschöpfung. Wie dem auch sei, es war Zeit, den Tag zu beenden. Im Laufe der kommenden Tage sprachen wir über die technischeren Aspekte der Gründung einer revolutionären Bewegung, und ich legte ihnen dar, wie wichtig Planung, Einigkeit und gewaltlose Disziplin in jeder Phase der Kampagne sind. Am Ende verabschiedeten wir uns und gingen unserer Wege, ich wieder nach Belgrad, sie zurück nach Kairo.

Was ich den Ägyptern damals verschwie, war, dass im Kampf gegen Milosevic auch für mich ein Punkt erreicht worden ist, an dem ich nicht mehr daran glaube, dass in Serbien Veränderungen möglich seien. Ich erinnere mich daran, als wäre es gestern gewesen. Es war in der Nacht des 23. April 1999, vom nahe gelegenen Gebäude des staatlichen Fernsehsenders stiegen schwarze Rauchwolken auf. Dort hatte noch Stunden zuvor meine Mutter Vesna gearbeitet; ihr Büro war fast so etwas wie mein zweites Zuhause, als Kind war ich oft durch die Flure gelaufen. In ihrem Versuch, der Kriegsmaschinerie von Milosevic Einhalt zu gebieten, hatte die NATO das Gebäude offenbar als wichtiges Ziel für ihre Luftangriffe auserkoren und innerhalb weniger Augenblicke zerstört. Sechs Stunden zuvor hatte meine Mutter noch an ihrem Schreibtisch gesessen, sechzehn ihrer unschuldigen Kollegen kamen in dieser Nacht ums Leben.

Meine Mutter zitterte, als sie neben mir auf dem Dach des Wohnhauses stand und die Flammen in den Nachthimmel züngeln sah. Sie war nur deshalb noch am Leben, weil sie an diesem Tag in der Nachmittagschicht gearbeitet hatte. Ich war damals 26 Jahre alt und erlebte den fünften Krieg seit meinem 18. Geburtstag. An dem Tag, an dem die NATO ihre blutigen Angriffe begann, hatte Milosevic das Kriegsrecht verhängt, ich war als Vaterlandsverräter und Staatsfeind abgestempelt, OTPOR arbeitete im Untergrund, und um nicht verhaftet zu werden, schlief ich nicht mehr zu Hause. In dieser Nacht glaubte ich, dass jede Veränderung unmöglich war. Aber ich wusste auch, dass das nicht sein konnte, denn wenn wir nicht gewannen, dann gab es nichts mehr, was wir noch retten konnten.

Daher verstand ich die Hoffnungslosigkeit der Ägypter und fühlte mit ihnen. Aber wir haben es uns zur Regel gemacht, nach Abschluss unserer Kurse nicht mit den Aktivisten in Kontakt zu bleiben, und bei Mohammed Adel und seinen Freunden machten wir keine Ausnahme. Sobald sie in ihrem Heimatland den Stein ins Rollen gebracht hatten, konnten wir nichts mehr für sie tun. Jedes Land ist anders, und die Aktivisten vor Ort wissen selbst am besten, was sie tun können, um die Probleme anzugehen. Einige Dinge lassen sich nicht importieren, dazu gehört auch eine Zukunftsvision für die eigene Gesellschaft. Die kann man nur selbst schaffen. Meine Rolle und die meiner Kollegen besteht lediglich darin, gewaltlosen Aktivisten zu zeigen, was für OTPOR funktioniert hat, und ihnen Taktiken und Strategien aus Jahren der Erfahrung weiterzugeben. Danach machen wir den Weg frei. Das hat jedoch eine lange Liste von Diktatoren – Ahmadedschad 2009 im Iran, Putin 2011 in Russland, Chávez 2007 in Venezuela, Erdoğan 2013 in der Türkei – nicht daran gehindert, uns als serbische Agenten zu denunzieren und alle, die mit uns zu tun haben, als Spione und Verräter zu bezeichnen. Chávez machte uns sein größtes Kompliment, als er in orangefarbenem Dress im Fernsehen auftrat, ein OTPOR-Flugblatt in die Kamera hielt, das in Venezuela die Runde machte, und uns als serbische Söldner bezeichnete, die die Studenten seines Landes verführten – ebenjene Studenten, die ihm gerade bei einer landesweiten Volksabstimmung mit gewaltlosen Mitteln eine demütigende Niederlage beigebracht hatten.

Ich würde nun zu gern behaupten, dass ich mich immer wieder gefragt habe, was wohl aus den fünfzehn Ägyptern aus unserem Seminar am Palic-See geworden ist. Doch der Sommer 2009 war eine aufregende Zeit und ich war sehr beschäftigt. Nach Ahmadinedschads Wahlbetrug gingen die Menschen in Teheran auf die Straße, und meine Aufmerksamkeit richtete sich auf den Iran. Innerhalb eines Monats wurde unser persisches Trainingshandbuch mehr als 17000-mal heruntergeladen (siehe www.canvasopedia.org). Dazu kam die Safran-Revolution in Burma, die inzwischen in ihr zweites Jahr ging und die ein buddhistischer Mönch begonnen hatte, nachdem er eine ins Land geschmuggelte DVD über OTPOR gesehen hatte.

Wegen dieser vielen Ablenkungen vergingen fast anderthalb Jahre, ehe ich wieder an Mohammed Adel und die anderen Teilnehmer unseres Seminars dachte. Aber diesen Moment werde ich nie vergessen. Es war ein schöner Frühlingstag Ende April 2011, ich war gerade aus dem Haus gestürmt, um Zigaretten zu kaufen. Ich fühlte mich nicht sonderlich gesellig, vergrub die Hände in den Taschen und lief mit gesenktem Blick über die Straße. Während ich am Kiosk nach meiner Zigarettenmarke suchte, fiel mein Blick auf die Titelseite einer serbischen Tageszeitung. Ich erstarrte. Da war es. Eine geballte Faust, so groß und kühn, wie ich sie kannte, auf einem Transparent. Das Logo war unschwer zu erkennen: Es war die Faust von OTPOR, dasselbe Symbol, das Duda vor Jahren hingekritzelt hatte. Ich hatte es Millionen Mal gesehen, aber noch nie so. Die Frau, die das Transparent hielt, trug einen *hijab* und die Überschrift des Artikels lautete: »Die Faust erschüttert Kairo!«

Es sollte also auch da passieren.



Kapitel 2

Große Träume, kleiner Anfang



Ich persönlich finde Hüttenkäse ja eklig. Verzeihen Sie mir, aber ich bin Serbe, und wir leben für einen Frischkäse namens Kajmak. Ich sage zwar Frischkäse, aber Kajmak hat nichts mit dem abgepackten Zeug zu tun, das Sie aus dem Supermarkt kennen. Mit seiner weichen, sahnigen Textur erinnert er entfernt an Joghurt, aber kommt nicht aus der Fabrik. Wie die meisten serbischen Lebensmittel hat er eine lange Geschichte und ordentlich Cholesterin. Angeblich haben Länder mit einer turbulenten Vergangenheit die beste Küche, und das könnte eine Erklärung dafür sein, warum Sie heute trotz aller verlorenen Kriege und Eroberungen auf der Speisekarte eines guten Belgrader Cafés türkische Baklava neben österreichischer Sachertorte finden. Aber so blutig unsere Geschichte auch gewesen sein mag, mit dem Nahen Osten kann sie vermutlich nicht mithalten. Dort entwickeln die Menschen übrigens auch eine große Leidenschaft für ihr Essen. Die Israelis, Gott behüte sie, lieben Hüttenkäse. Ich finde das Zeug widerlich und klumpig, aber sie können

nicht ohne ihn leben. Zum Frühstück essen sie ihn mit Rührei, zum Mittagessen mischen sie ihn unter den Salat. Aber um das Jahr 2011 herum wurde er ziemlich teuer.

Das war nicht das Einzige, was die Israelis feststellten. Seit zwei Jahrzehnten hatte der einst so großzügige Staat eine schmerzhaft Privatisierungswelle erlebt und viele Sozialleistungen gestrichen. Zehntausende arme Israelis waren auf der Suche nach günstigen Wohnungen auf einem zunehmend leergefegten Wohnungsmarkt. Dieser wurde inzwischen von einer Handvoll mächtiger Bauunternehmer beherrscht, die alte Gebäude abbrachen und an deren Stelle glitzernde Hochhäuser errichteten.

Wie jeder weiß, der sich einmal mit einem Vermieter herumschlagen musste, haben Sie kaum eine Möglichkeit, Ihr Recht auf bezahlbare Mieten durchzusetzen. Wenn Sie Ihren Vermieter darauf ansprechen, verweist der Sie vermutlich einfach an die Anzeigenseiten Ihrer Tageszeitung und legt Ihnen nahe, sich etwas anderes zu suchen. Außerdem finden sich in jeder Stadt und in jedem Land viele Leute, die Gentrifizierung für eine gute Sache halten und Neubauten begrüßen. Während sich also die weniger betuchten Israelis um den letzten bezahlbaren Wohnraum stritten, zuckten viele andere nur mit den Schultern und bewunderten die eleganten neuen Gebäude, die überall aus dem Boden schossen. Die ärmeren Israelis entwickelten zwar immer größere Ressentiments gegen die neue Klasse der Superreichen mit ihren Privatjets und vornehmen Clubs, doch die meisten Bürger waren der Ansicht, dass das Leben in Israel verglichen mit dem Rest der Welt noch sehr angenehm war. Sie konnten es sich leisten, am Wochenende zu Ikea zu fahren, neue Fernseher zu kaufen und ins Ausland zu reisen.

Einige wenige Wichtigtuer – humorlose Leute, die man höflich abwimmelt, wenn man ihnen zufällig auf einer Party begegnet – ärgerten sich über die neuen Gebäude und den Geltungskonsum der israelischen Gesellschaft und forderten einen Systemwechsel oder zumindest einen Sturz der Regierung. Aber niemand hörte ihnen zu. Wie bei uns in Serbien hatten diese Spielverderber eine klare Zukunftsvision: Sie wollten in einem Land mit einem funktionierenden sozialen Netz leben, das die Schwachen auffing. Sie waren gar nicht gegen die Marktwirtschaft und

waren stolz auf die erfolgreiche Industrie, vor allem die Hightech-Industrie, ihres Landes. Was sie dagegen ablehnten, war der »Schweinekapitalismus« – ein Schlagwort, das um das Jahr 2010 aufkam und bald in aller Munde war. Sie hatten allerdings keine Ahnung, was sie dagegen tun konnten.

An diesem Punkt kommt Itzik Alrov ins Spiel. Wenn Israelis an ihre Helden denken, dann denken sie an braungebrannte, muskelgestählte Krieger oder an hübsche Models wie Bar Rafaeli, nicht an dürre, ultraorthodoxe Versicherungsvertreter, die sich als Sänger in der Synagoge ein paar Schekel dazuverdienen. Doch dieser Alrov war ein nachdenklicher und leidenschaftlicher Mann. Wie so viele seiner Mitbürger hatte er etwas gegen den »Schweinekapitalismus«,^[5] doch er wusste, wenn er etwas bewegen wollte, dann musste er den Kampf zur Sache aller Bürger machen, auch der relativ wohlhabenden. Er wusste, dass sich die meisten Menschen abwenden würden, wenn man etwas Bedrohliches wie den Rücktritt des Premierministers oder die Einführung eines neuen Wirtschaftssystems verlangte. Instinktiv war ihm klar, dass man den Kampf für eine bessere Gesellschaft nicht mit einem großen Showdown beginnen kann. Am Anfang sind alle Nobodys. Und Nobodys müssen sich diejenigen Auseinandersetzungen suchen, die sie gewinnen können. Deshalb kämpft ein Kinoheld wie Batman in den ersten Szenen immer gegen gewöhnliche Gauner. Er sucht sich einfache Auseinandersetzungen und macht sich einen Namen. Erst dann legt er sich mit Joker an. Egal wie wichtig Ihnen die großen Fragen sein mögen, Sie müssen mit etwas Machbarem anfangen. Alrov wusste, dass er es nicht gleich mit dem ganzen Wirtschaftssystem aufnehmen konnte. Aber er konnte beim Hüttenkäse anfangen.

Wie alle Israelis liebte er Hüttenkäse und wusste, wie viel er seinen Landsleuten bedeutete. Weil der Hüttenkäse auf dem Speiseplan vieler Bürger stand, hatte die Regierung ihn lange Zeit subventioniert und einen Höchstpreis festgelegt. Damit blieb er bezahlbar. Doch im Jahr 2006 überlegte es sich die Regierung anders.^[6] Wie in so vielen anderen Bereichen beschloss sie, dem Markt die Kontrolle zu überlassen, und strich die Subventionen. Als der Finanzminister, ein bärtiger Herr mit roten Bäckchen, der entfernt an den Nikolaus erinnerte, in einem

Interview dazu gefragt wurde, lachte er fröhlich. Die Israelis hätten gar keinen Grund, sich Sorgen zu machen, erklärte er. Dank der Konkurrenz könnten die Kunden nach der Öffnung des Hüttenkäsemarktes bessere Produkte erwarten. In gewisser Hinsicht behielt er recht: In den kommenden vier Jahren kamen Dutzende neuer Hüttenkäse-Produkte in die Supermarktregale, von hausgemachten Hüttenkäsen bis zu Käsen, die mit Joghurt und anderen Zutaten verfeinert wurden. Der Minister verschwieg jedoch geflissentlich, dass die Streichung der Subvention ihren Preis haben würde. Im Jahr 2006 kostete die Packung Hüttenkäse noch vier Schekel oder umgerechnet 75 Cent, doch als Alrov über einen Protest gegen den Anstieg der Lebenshaltungskosten nachdachte, kostete er bereits doppelt so viel. Alrov erkannte schnell, dass der Protest gegen die Preissteigerungen beim Hüttenkäse ein perfektes Instrument für den Wandel war.

Alrov richtete eine Facebook-Seite ein und garnierte sie mit dem Foto eines Käsekleckses. Dieser neuen Gruppe in seinem Netzwerk gab er den etwas umständlichen Namen »Hüttenkäse ist ein Grundnahrungsmittel und kostet inzwischen acht Schekel. Wir werden ihn einen Monat lang nicht kaufen!!!« Er verlangte, den Käse in den Regalen so lange vergammeln zu lassen, bis die Hersteller ihre Preise senkten. Und da er ein religiöser Mensch war, hüllte er seinen Protest in apokalyptische Worte: »Wenn wir unser Verlangen nach Hüttenkäse nicht überwinden, wird es uns nie mehr gelingen, ihn bezahlbar zu machen.«^[1]

Zunächst schlossen sich nur 32 Menschen, allesamt Freunde von Alrov, seiner Forderung an. Doch Israel ist ein kleines Land, und ein Blogger, der sich über den Hüttenkäseboykott wunderte, interviewte Alrov. Am Tag nach der Veröffentlichung des Interviews hatte Alrov schon 9000 Anhänger. Für die Medien war dieser verschrobene Held der Arbeiterklasse ein gefundenes Fressen, und sie griffen das Thema begierig auf. Es dauerte nicht lange, und Alrovs Seite hatte 100000 Anhänger,^[2] was in einem Land mit sieben Millionen Einwohnern eine ganze Menge ist. Alrov hatte ein gutes Thema gefunden, und da Erfolg anziehend macht, wuchs seine Gefolgschaft.

Die drei oder vier Molkereibetriebe, die den israelischen Markt beherrschen, taten das, was die Großen und Mächtigen – Konzerne,

Regierungen oder Diktatoren – immer tun. Zunächst ignorierten sie Alrov und seine Anhänger ganz einfach. Just als der Hüttenkäseprotest an Fahrt aufnahm, kündigte der größte Anbieter Tnuva ein neues Produkt namens »Hüttenkäsehäppchen« an – kleine Portionen mit Beigaben wie Obststückchen oder Schokokrümel. Mit dem neuen Produkt werde sich Tnuva »weiter von den Konkurrenten absetzen, dank der höheren Preise, die seine Kunden dafür bezahlen«, so der Tnuva-Sprecher. Das war eine reichlich dumme Aussage, doch im Jahr 2011 fühlte man sich bei Tnuva der eigenen Marktführerschaft so sicher, dass man sich darüber keine Gedanken machte.

Das war ein Fehler. Alrov erkannte, dass der Hüttenkäse seinen Landsleuten eine Möglichkeit gab, über die Wirtschaft, soziale Ungerechtigkeit und die nationalen Prioritäten ganz allgemein zu sprechen. Die meisten Menschen haben keine Ahnung, wie die Wirtschaft funktioniert – meine Frau und der Sachbearbeiter bei meiner Bank werden Ihnen bestätigen, dass das auch auf mich zutrifft. Aber jeder versteht, wie wütend es machen kann, wenn ein lebensnotwendiges Produkt immer teurer wird und der einzige Grund dafür die Gier einiger weniger Hersteller ist. Die meisten Israelis wollten keine neuen Produkte, sie wollten bezahlbaren Hüttenkäse. Angestachelt durch Alrovs Aufruf wagten sie den Schritt und verzichteten auf ihren geliebten Hüttenkäse. Tnuvas Direktorin gab eine harsche Pressemitteilung heraus und verkündete, sie werde an den Preisen festhalten. Damit gab sie der Hüttenkäsebewegung genau das, was sie brauchte: ein Feindbild. In ihrem Zorn über die Selbstherrlichkeit von Tnuva wollten die Bürger dem Giganten eine Lektion erteilen. Sie machten nicht beim Hüttenkäse halt. Auch die Schokomilch, eine Droge für israelische Schulkinder, blieb in den Kühlschränken der Supermärkte liegen, weil selbst einst treue Kunden nicht mehr danach griffen. Milchmoder Getränke wurden nicht angerührt, Schweizer Käse vergammelte. In den Teeküchen israelischer Büros bestärkten sich die Mitarbeiter gegenseitig in ihrem Milchboykott. Es war der erste Fall einer politisch motivierten Laktoseintoleranz.

Der Boykott zeigte Wirkung.^[9] Innerhalb von zwei Wochen verfielen große Supermarktketten angesichts der Umsatzeinbrüche in Panik und verkündeten, alle Hüttenkäseprodukte im Sonderangebot zu verkaufen.

Trotzdem blieben die Preise relativ hoch; wenn die Verbraucher ihren Kampf gewinnen wollten, mussten Tnuva und andere Molkereikonzerne in die Knie gezwungen werden. Da die Konzerne die Erschütterungen spürten, versuchten sie es mit einer Charme-Offensive. Tnuvas Direktorin gab eine neue Meldung heraus, die schon etwas freundlicher klang: Sie bedauere, die Preise für Hüttenkäse nicht senken zu können, doch sie verspreche, sie bis zum Jahresende nicht weiter anzuheben. Die meisten Experten gingen davon aus, dass dieser Trick funktionierte, doch sie unterschätzten die Entschlossenheit der vom Käseentzug berauschten Massen. Alrov und Dutzende Aktivisten, die inzwischen an seiner Seite standen, spürten jetzt, dass sie gewinnen konnten. Wie Haie, die das Blut im Wasser riechen, stürmten sie weiter. Fünf Tage später kündigte Tnuva an, den Preis auf knapp unter sechs Schekel zu senken. Die Protestler blieben hart. Sie verlangten fünf Schekel. Einige Tage später hatten sie sich durchgesetzt. Alle Molkereikonzerne gaben eigene Pressemeldungen heraus und versprachen Preissenkungen. Auf Druck des Aufsichtsrats reichte die Direktorin von Tnuva ihre Kündigung ein.^[10]

Doch der eigentliche Erfolg der Hüttenkäseproteste war nicht nur die Rückkehr bezahlbarer Milchprodukte auf die Tische Hunderttausender Israelis.^[11] Alrovs Aktion inspirierte auch eine Gruppe junger idealistischer Israelis. Anders als Alrov, dem es vor allem um die Ernährung seiner Familie ging, waren sie Studenten und hatten sich in früheren Jahren für eine ganze Reihe von sozialen Fragen engagiert. Sie lebten in Wohngemeinschaften, marschierten in Demonstrationen, lasen aufrührerische Literatur und schrieben kluge Blogs. Und sie hatten nichts bewegt. Aber jetzt bekamen sie eine Ahnung, wie man mit einer Protestbewegung tatsächlich etwas erreichen konnte. Sie sahen, wie wichtig es war, klein anzufangen und den Rat des amerikanischen Aktivisten Jonathan Kozol zu beherzigen: »Deine Ziele sollten so groß sein, dass sie relevant sind, und so klein, dass du sie erreichen kannst.«^[12] Alrov hatte so ein kleines Ziel gewählt und ihnen damit einen wichtigen Tipp gegeben. Mit dem Sieg im Rücken fühlten sich viele Bürger mutiger und waren bereit, größere Themen anzugehen. Kurz nach dem Erfolg der Hüttenkäse-Revolution legten diese Studenten ihre eigene Facebook-Seite an, in der sie die steigenden Mieten anprangerten.^[13] Sie luden ihre

Anhänger ein, mit ihnen auf dem schönsten, grünsten Boulevard von Tel Aviv zu zelten. Solange sie keine bezahlbaren Wohnungen fanden, würden sie eben auf der Straße schlafen, erklärten sie. Früher waren die Studenten ignoriert worden, doch nun reagierten Tausende gewöhnlicher Bürger.^[14] Wenn die Proteste beim Hüttenkäse funktioniert hatten, warum dann nicht auch bei den Mieten? Hunderttausende versammelten sich zu einer Reihe von Massendemonstrationen. Wie Tnuva ignorierte die Regierung die Proteste zunächst, dann versuchte sie es mit Ablenkung, später mit Beschwichtigungen, und schließlich kapitulierte sie. Ein Ausschuss wurde eingerichtet, und viele seiner Empfehlungen gingen in neue Gesetze ein. Weil ein Versicherungsvertreter wegen eines klumpigen Frischkäseprodukts einen Streit vom Zaun gebrochen hatte, waren junge Israelis der Verwirklichung ihrer Zukunftsvision einen Schritt näher gekommen.

Ob eine Bewegung Erfolg hat oder nicht, hängt damit zusammen, welche Auseinandersetzungen sie wählt, und das wiederum hat viel damit zu tun, wie gut sie ihren Gegner versteht. Sun Tsu dachte schon vor vielen Jahrhunderten in seinem Buch *Die Kunst des Krieges* darüber nach, wie wichtig es war, den Schwächen des Feindes die eigenen Stärken entgegenzustellen. Ich weiß nicht, ob Gandhi Sun Tsu gelesen hat, aber von allen gewaltlosen Bewegungen, die ich kenne, haben wenige die alten chinesischen Weisheiten so gut umgesetzt wie er.

Gandhi verstand von Anfang an, dass die Stärke des britischen Weltreichs seine militärische Macht war. In diesem Punkt waren die Briten weit überlegen. Selbst wenn er kein überzeugter Pazifist gewesen wäre, hätte er einsehen müssen, dass er die mit modernen Waffen ausgerüsteten britischen Soldaten niemals in einem bewaffneten Konflikt besiegen würde. Doch die Briten in Indien hatten eine entscheidende Schwäche: Sie waren zahlenmäßig unterlegen. In ganz Indien wachten 100000 Soldaten über 350 Millionen Inder. In einer offenen Feldschlacht wären diese Inder hoffnungslos unterlegen gewesen. Aber wenn sie ausschließlich mit friedlichen Mitteln Widerstand leisteten, konnten die Briten ihre stärkste Karte, das gefürchtete Militär, gar nicht erst ausspielen. Wenn es Gandhi gelang, die vielen Millionen Inder unter

einem einzigen, gewaltlosen Banner zu versammeln, dann konnten die Briten bezwungen werden.

Dazu benötigte er jedoch ein Thema. Er hatte bereits die Unabhängigkeit Indiens gefordert und vom Selbstbestimmungsrecht des indischen Volkes gesprochen, doch das war viel zu weit weg. Mit abstrakten Idealen konnte man ein paar gleichgesinnte revolutionäre Geister mobilisieren, doch Gandhi brauchte das ganze Land. Dazu musste er etwas Konkretes finden. Er musste ein Anliegen aufgreifen, das so einfach und einleuchtend war, dass sich alle Inder unabhängig von ihren Kasten und politischen Überzeugungen anschlossen. Und im Jahr 1930 fand Gandhi die Antwort: Salz.

Damals besteuerten die Briten die Salzproduktion in Indien, das heißt, für den Kauf dieses lebensnotwendigen Guts mussten die Inder eine Abgabe an den britischen Staat entrichten. Einfacher und wichtiger kann ein Thema kaum sein. Jeder Mensch braucht Salz. Es kommt in jeder Küche vor, egal wie reich oder arm der Haushalt sein mag. Eigentlich sollte es gar nichts kosten, denn schließlich hat Indien eine 7525 Kilometer lange Küste. Früher mussten die Inder nur ans Meer gehen, einen Topf mit Wasser füllen, es verdampfen, und schon hatten sie ihr Salz. Aber unter der britischen Herrschaft verlangte die Kolonialverwaltung Steuern dafür. Statt also einen bewaffneten Widerstand zu organisieren und sich mit der britischen Militärmacht anzulegen – was in einer Katastrophe geendet hätte –, versammelte Gandhi 77 Anhänger und verkündete, er werde durch die Städte und Dörfer des Landes an die Küste marschieren, dort Salz aus Meerwasser gewinnen und sehen, ob die Briten es wagen würden, ihn daran zu hindern.

Zunächst schien sich der britische Vizekönig keine Gedanken über diese vermeintliche Lappalie zu machen. Wenn ein paar Inder im Lendenschurz einen Spaziergang zum Meer unternehmen wollten, dann sollten sie doch! »Diese Salzkampagne wird mir keine schlaflosen Nächte bereiten«, [us](#) schrieb er. Doch als Gandhi das Meer erreichte, hatten sich ihm 12000 Inder angeschlossen. Einige davon wurden angetrieben durch die ungerechten Abgaben und die täglichen Demütigungen, die sie unter der britischen Herrschaft erduldeten. Aber

die meisten waren gekommen, weil sie Salz wollten. Gandhis Marsch hatte einen Nerv getroffen, und wie er ganz richtig vorhergesehen hatte, zögerten die Briten, ihre militärische Macht aufzufahren, um einen friedlichen Protest um ein lebensnotwendiges Gut niederzuschlagen. Wie würde man denn vor dem Rest der Welt dastehen? Und was den Briten mehr Kopfzerbrechen bereitete: Wie würden die zigtausend bestärkten Anhänger Gandhis reagieren? Als in ganz Indien ähnliche Demonstrationen begannen, mussten die Behörden erkennen, dass sie Gandhis Strategie vollkommen unterschätzt hatten. »So wie die Briten Amerika durch den Tee verloren haben, könnten sie Indien durch das Salz verlieren«, [\[16\]](#) schrieb eine amerikanische Tageszeitung.

Da Salz so grundlegend und das Thema so einleuchtend war, gewann Gandhi mit dem Salzprotest Anhänger aller Glaubensrichtungen und Kasten. Die Briten wurden auf dem falschen Fuß erwischt, mussten nachgeben und den Indern das Salz steuerfrei überlassen. Die Kolonialmacht knickte ein, und Gandhi hatte einen Erfolg errungen. Und da er den einfachen Indern bewiesen hatte, dass er Ergebnisse lieferte, konnte er diesen Erfolg als Sprungbrett für größere und wichtigere Auseinandersetzungen nutzen, nämlich die Vertreibung der Briten und die Unabhängigkeit Indiens. Gandhi wollte in einem freien Indien leben, doch er wusste, dass er mit einer kleinen Schlacht anfangen musste – und kleiner als ein Salzkorn geht es ja kaum noch.

*

Das ist einer der Gründe, warum sich so viele politische Aktivisten für bessere und gesündere Lebensmittel einsetzen. Alle müssen essen, unabhängig von Religion, Hautfarbe oder politischer Überzeugung. Jeder hat eine Beziehung zum Essen, jeder ist betroffen. Egal ob wir die 16-Jährige aus Mississippi nehmen, die in einer Petition den Getränkehersteller Gatorade aufforderte, einen Entzündungshemmer aus einem ihrer Getränke zu entfernen, und 200000 Unterschriften sammelte; [\[17\]](#) oder die beiden Bloggerinnen Vani Hari und Lisa Leake, die in einer ähnlichen Kampagne den Konzern Kraft Foods zwangen, leuchtend gelbe Farbstoffe aus ihren Käse-Macaronis zu entfernen [\[18\]](#) – Essen ist immer eine gute Möglichkeit, Menschen zu mobilisieren. Wir sind biologisch darauf gepolt, Fragen der Gesundheit und Ernährung

ernst zu nehmen, und deshalb errang Doug Johnson in den Achtzigern einen Erfolg in seinem Kampf gegen Nestlés Vermarktung von Babynahrung, und deshalb sehen so viele Menschen Dokumentarfilme wie Morgan Spurlocks *Super Size Me* oder Robert Kenners *Food, Inc.* Egal ob es um Lebensmittel oder ein anderes Grundbedürfnis geht – Aktivisten, die ein alltägliches Problem aufgreifen, das möglichst viele Menschen betrifft, haben immer einen Vorteil gegenüber anderen, die sich an eine schmalere Plattform klammern.

Was mich zu Milk bringt. Harvey Milk. Vielleicht haben Sie von diesem Pionier gehört, dem ersten bekennenden homosexuellen Politiker der Vereinigten Staaten. Wenn nicht, dann empfehle ich Ihnen den Film *Milk* mit Sean Penn in der Hauptrolle. In der Geschichte von Harvey Milk geht es um vieles: Mut, Überzeugung und Engagement. Vor allem aber demonstriert sie, wie wichtig es ist, klein anzufangen.

In den ersten gut vierzig Lebensjahren weist nichts darauf hin, dass Harvey Milk irgendwann Bürgerrechtsaktivisten inspirieren könnte. Milk kam in Long Island als Sohn einer bürgerlichen jüdischen Familie zur Welt. Seit seiner frühen Jugend wusste er, dass er schwul war, doch er gab sich große Mühe, dies zu verheimlichen. Er ging zur Marine, kämpfte in Korea und arbeitete dann zunächst als Versicherungsstatistiker und Analytiker einer Investmentfirma der Wall Street. Die kommende Ikone des liberalen Amerika engagierte sich sogar im Wahlkampf des erzkonservativen republikanischen Präsidentschaftskandidaten Barry Goldwater. Milk war alles andere als ein Revolutionär, und er beendete eine langjährige Beziehung, weil er fürchtete, sein Partner könne Ärger mit der Polizei bekommen. Milk war erfolgreich und angesehen, hatte adrett gescheiteltes Haar und einen Schrank voller Anzüge. Und er war unglücklich, denn sein Leben war eine Lüge. Schließlich hatte er genug: Im Jahr 1969, im Alter von 39 Jahren, kündigte er, legte seine Krawatte ab, ließ sich die Haare wachsen und zog nach San Francisco.

Die Stadt, in die er kam, erfand sich gerade neu. In San Francisco lebten damals mehr Schwule als in jeder anderen Stadt der Vereinigten Staaten. Viertel wie Castro, wo Milk sich schließlich niederließ, wurden zur Heimat von jungen Männern und Frauen, die auf der Suche nach Toleranz, freier Liebe und Flower Power an die Westküste gekommen

waren. Milk fühlte sich frei. Nachdem er sein Leben lang seine Sexualität verheimlicht hatte, wurde er hier mit offenen Armen aufgenommen und wollte anderen homosexuellen Männer und Frauen helfen, ihre Scham abzulegen. Milk, der einen beliebten Fotoladen hatte, wurde bald in der Lokalpolitik aktiv. Seine erste Station war der Alice B. Toklas Memorial Democratic Club, die größte und damals einzige politische Gruppierung der Homosexuellen der Stadt. Milk schloss sich an, lächelte breit und redete mutig. Er war wie so viele junge, talentierte und leidenschaftliche Männer und Frauen, die etwas bewegen wollen: Er und seine Freunde waren überzeugt, dass sie nur dann Erfolg hatten, wenn sie die Wahrheit sagten, gute Argumente vorbrachten, vernünftige Lösungen vorschlugen und darauf hofften, dass die Leute an den Urnen für Veränderungen stimmten.

Ganz so einfach war das allerdings nicht. Selbst in San Francisco war Homosexualität damals ein Tabuthema. Heute, im Zeitalter der Homo-Ehe und der zunehmenden Akzeptanz der Homosexualität, vergessen wir schnell, wie anders die politische Landschaft war, als sich Harvey Milk um ein politisches Amt bewarb. Anfang der siebziger Jahre stand Homosexualität vielerorts unter Strafe, und noch 1973 stufte die Amerikanische Psychiatrische Gesellschaft die Homosexualität als psychische Störung ein. Die meisten Leute hatten Angst vor Schwulen. Als sich Milk in seinem Wahlkampf zu seiner Homosexualität bekannte, waren viele Wähler daher irritiert, abgestoßen und sogar angewidert.

Wie zu erwarten, war die Wahl ein Flop. Milk hatte kein Geld, keine Mitarbeiter und keine Ahnung, wie ein erfolgreicher Wahlkampf auszusehen hatte. Er wurde zwar von einigen schwulen Unternehmern unterstützt, die genug von den Belästigungen durch die Polizei hatten, und mit seinem Charme gewann er weitere Anhänger, doch als er sich 1973 für das Amt des Stadtkämmerers bewarb, wurde er Zehnter von 32 Bewerbern. Aber Milk ließ sich nicht entmutigen. Er wusste, dass er ein Talent für mitreißende Reden hatte, und prangerte Verfolgungen und die diskriminierende Gesetzgebung an. Er wollte seine Gemeinschaft repräsentieren, alle Homosexuellen unter einem politischen Dach vereinen und sich Verbündete suchen.

Auch das ging schief. Damit erreichte er zwar einen größeren Teil des Mainstreams, machte Fortschritte in Gesprächen mit Gewerkschaften und Feuerwehrleuten und sprach an Bushaltestellen und in Kinos mit normalen Bürgern, doch es reichte nicht. Bei den nächsten Wahlen kam er auf den siebten Platz; ihm fehlten viertausend Stimmen, um mehr zu sein als ein wohlmeinender und talentierter Nischenaktivist.

Das wäre er auch geblieben, wenn er nicht die alles entscheidende Strategie der kleinen, erfolgversprechenden Kämpfe für sich entdeckt hätte. Zu Beginn tat Harvey Milk genau das, was alle leidenschaftlichen Verfechter der einen oder anderen Sache tun: Er äußerte sich mutig und hoffte, dass ihm jemand zuhörte. Da Sie dieses Buch lesen, gehe ich davon aus, dass Sie ein gewisses Interesse daran haben, irgendwo irgendetwas zum Besseren zu verändern. Vielleicht haben Sie irgendwann eine Unterschriftenaktion gestartet, Flugblätter verteilt, sich an einer Demonstration beteiligt oder irgendetwas anderes unternommen, um das Bewusstsein für ein wichtiges Thema zu wecken. Vielleicht haben Sie auch nur versucht, Eltern oder Freunde zu überzeugen, dass sie mit ihren politischen Ansichten falsch liegen. Ich wette einen großen Löffel israelischen Hüttenkäse, dass ich weiß, wie es Ihnen ergangen ist: Sie haben sich leidenschaftlich für die Rettung des Wildlachs, gegen den Kauf von iPhones oder für die Unterstützung von bulgarischen Waisenkindern eingesetzt, und Ihre Zuhörer haben nur freundlich genickt.

Ich bin natürlich zynisch, aber ich möchte damit nur unmissverständlich ein ganz wichtiges Gesetz des gewaltlosen Aktivismus klarmachen: Den Leuten geht Ihr Thema ausnahmslos und garantiert am Arsch vorbei.

Nicht, weil sie schlechte Menschen wären. Die meisten Menschen sind anständig, freundlich und bescheiden. Sie glauben, um es mit den unsterblichen Worten von Liz Lemon aus der Fernsehserie *30 Rock* zu sagen, dass man im Leben nicht mehr wollen kann, als ruhig irgendwo zu sitzen und seine Stulle zu genießen. Außerdem gehen ihnen eine Menge andere Dinge im Kopf herum, zum Beispiel ihre Arbeit, ihre Kinder, große Träume, kleine Ärgernisse, nicht zu vergessen ihre Lieblingsfernsehserie und der ganze Krempel, den sie noch in eine Kiste packen und an Amazon

zurückschicken müssen. Man könnte jetzt behaupten, dass das alles Lappalien sind. Man kann sich über Leute aufregen, denen es reicht, still vor sich hin zu leben und ihr Auto zu waschen, und man kann sie als egoistisch, blind und vielleicht sogar unmoralisch bezeichnen. Es gibt eine schlimme Sorte von Aktivisten, die genau das tun. Damit erreichen sie allerdings gar nichts, weil es völlig unrealistisch ist, zu erwarten, dass sich die Leute um noch mehr Dinge kümmern, als sie ohnehin schon um die Ohren haben – wer das versucht, ist schon gescheitert. Schon Benjamin Franklin soll gesagt haben: »Es gibt drei Arten von Menschen: die Unbewegbaren, die Bewegbaren und die Bewegern.« Stellen Sie sich vor, Sie gehören zu den Bewegern. Dann ist es Ihre Aufgabe, die Bewegbaren zu finden und sie in Bewegung zu versetzen.

Als Aktivist haben Sie eine einfache Wahl. Sie können das tun, was Harvey Milk zu Beginn tat, und die Leute um sich scharen, die schon mehr oder weniger von Ihrer Botschaft überzeugt sind. Das ist eine hervorragende Methode, um als Zehnter ins Ziel zu kommen. Sie haben eine kleine, aber begeisterte Fangemeinde, darunter Ihre Freunde, Ihre Nachbarn und Ihre Oma, die Sie in allem vorbehaltlos unterstützen. Das Schöne daran ist, dass Sie immer das Gefühl haben dürfen, das Wahre, Schöne und Gute zu vertreten. Der Nachteil ist nur, dass Sie nie gewinnen.

Die andere Möglichkeit ist wirkungsvoller und erstaunlicherweise nicht sehr viel schwieriger. Sie müssen nur zuhören, herausfinden, was anderen Menschen unter den Nägeln brennt, und ihre Kämpfe auf diese Schauplätze verlegen. Milk wurde dank seiner Hartnäckigkeit schließlich doch noch in den Stadtrat von San Francisco gewählt, aber nur, weil er erkannte, dass sich durchschnittliche Heteros nicht sonderlich für den Kampf der Homosexuellen um Gleichberechtigung interessieren. Das heißt, er würde seinen Kampf nicht allein deshalb gewinnen, weil er für eine gute Sache eintrat. Er musste das Thema von einer anderen Seite angehen. Während christliche Fundamentalisten im ganzen Land die Schwulengemeinde von San Francisco als Ausgeburt des Bösen verteufelten, wollte Milk für seine Gemeinschaft eintreten, indem er sich auf etwas konzentrierte, das alle Bürger der Stadt fürchteten: Hundekot.

Milk hörte den Bürgern von San Francisco zu und erfuhr dabei, dass sie sich weniger um ihre Seelen sorgten als um ihre Sohlen. Fast alle beschrieben die stinkenden Hundehaufen in den Parks als übelste Plage. Das war der Volksfeind Nummer 1. Hätte Milk diese Klagen zwei oder drei Jahre früher gehört, wäre er vermutlich in die Straßen von Castro gestürmt und hätte eine flammende Rede darüber gehalten, dass der Tritt in einen Hundehaufen ein Witz sei gegen die Demütigungen, die Homosexuelle Tag für Tag erlebten. Doch Milk war inzwischen klüger geworden. Und er verstand die Macht des Straßentheaters und symbolischer öffentlicher Auftritte. Einmal bat er die Medien zu einem Gespräch in einen hübschen Park, um ihnen von seinen Gesetzesvorschlägen zu berichten. Als die Journalisten eintrafen, ging er auf die Kamera zu und trat wie durch Zufall in einen riesigen Hundehaufen. Er hob seinen Schuh und starrte in gespielter Entsetzen auf die Sohle. Der Auftritt wirkte spontan und war ein gutes Symbol dafür, wie die Stadtverwaltung die Bedürfnisse der Bürger vernachlässigte. Aber die Sache war natürlich gut geplant. Er war eine Stunde zuvor in den Park gegangen, hatte sich auf die Suche nach Hundekot gemacht und seine Route sorgfältig zurechtgelegt. Nach dem vermeintlichen Unfall sprach er locker darüber, wie er und alle anderen Bürger der Stadt diesen stinkenden Mist leid waren und dass er, Harvey Milk, etwas dagegen unternehmen werde. Damit hatte er ein Thema gefunden, mit dem sich alle identifizieren konnten, und schon bald kam die erste Fanpost.

Nach Jahren der Auseinandersetzung hatte er gelernt, diejenigen Auseinandersetzungen auszutragen, die er auch gewinnen konnte. Der Kampf um die Rechte von Homosexuellen in einer gleichgültigen, heterosexuellen Stadt war schwierig. Aber mit dem Hundekot aufzuräumen war einfach. Dazu genühten ein paar Plastiktüten. Von diesem Tag an war er jedoch jemand, der Ergebnisse vorweisen konnte, und wer Ergebnisse vorweist, dem hört man zu. Nun, da Milk ein dankbares Publikum hatte, konnte er auch über Rechte für Homosexuelle sprechen. Als Milk schließlich 1977 in das Stadtparlament von San Francisco einzog, hakte er sich bei seinem Partner unter und brachte einen wichtigen Grundsatz auf den Punkt: »Sie können protestieren und

Steine auf das Rathaus werfen, oder Sie können ins Rathaus einziehen. Hier sind wir.«^[19] Wenn Sie gewinnen wollen, müssen Sie Leute in Ihre Bewegung holen und sich im Klaren sein, dass Sie ohne sie nicht gewinnen können.

Sobald Milk seine Plattform und ein dankbares Publikum gewonnen hatte, konnte er sich um die Fragen kümmern, die ihm wirklich am Herzen lagen. Die Schwulen- und Lesbenbewegung des Landes brauchte einige Jahre, um seine Strategie zu verstehen, aber irgendwann war es so weit. In den achtziger und neunziger Jahren war sie noch damit beschäftigt, sich als isolierte politische Splittergruppe zu organisieren, doch außerhalb der homosexuellen Gemeinde interessierten sich nur wenige Menschen ausreichend für das Thema, um sich an Demonstrationen zu beteiligen und Gesetzesinitiativen zu unterstützen. Doch irgendwann hatte die Bewegung ihren Milk-Moment. Sie dachte nicht mehr an moralische Gebote, sondern an die Motivation des Einzelnen. Die Bewegung erkannte, dass die meisten Menschen sich nur für Dinge engagieren, von denen sie sich unmittelbar betroffen fühlen. Heterosexuelle Bürger waren nicht sonderlich von den Rechten Homosexueller tangiert. Sie interessierten sich nicht für die Probleme der Schwulengemeinde, sei es die AIDS-Epidemie oder die diskriminierende Gesetzgebung. Die meisten Menschen sind nicht homosexuell und haben andere Dinge im Kopf. Doch das änderte sich, als die Schwulen- und Lesbenbewegung das Thema so formulierte, dass es auch für Heterosexuelle verständlich wurde. Um auch Heterosexuelle zu erreichen, öffnete sich die Bewegung. Sie wandte sich an die Eltern, Geschwister und Freunde von Homosexuellen und lud sie zu ihren Demonstrationen ein. So holte die Schwulen- und Lesbenbewegung das Thema in den gesellschaftlichen Mainstream und definierte sich nicht mehr über Slogans wie »Wir sind hier. Wir sind queer« und Gay Parades, in denen sich die Teilnehmer als Village People mit Nippelklemmen verkleiden. Inzwischen marschieren in den Regenbogenparaden viele Väter mit Bierbauch und Transparenten mit, auf denen steht, dass sie ihre Kinder unterstützen und bedingungslos lieben. Wenn sich selbst Erzkonservative wie Dick Cheney für gleichgeschlechtliche Partnerschaften stark machen, weil sie ihre lesbischen Töchter lieben,

dann kann man daran ablesen, dass sich in der Gesellschaft etwas verändert hat.

Dies war das Ergebnis eines einfachen strategischen Kalküls, das einige Jahrzehnte zuvor auch die Bürgerrechtsbewegung im Süden der Vereinigten Staaten angestellt hatte. In den Sechzigern bemühte sich der Methodistenprediger James Lawson aus Nashville, Tennessee, nicht nur um Schwarze, sondern auch um Weiße. Lawson verstand, dass die Weißen der Stadt die Bürgerrechte ablehnten, weil sie Angst vor den Schwarzen hatten und sie fast auf eine Ebene mit Tieren stellte. Um diese Wahrnehmung zu überwinden, wies er seine Schüler an, bei Demonstrationen Sonntagskleidung zu tragen und ihre besten Manieren zu zeigen.^[20] Er wusste, dass die Demonstranten nur dann Anhänger unter den Weißen gewinnen konnten, wenn sie ihnen bewiesen, dass ihre Ängste unbegründet waren.

Als seine Aktivisten Kantinen besetzten, in denen strikte Rassentrennung herrschte, schärfte er ihnen ein, keine Gewalt anzuwenden, egal wie sehr sie auch bedroht wurden. Wenn sich die Aktivisten gegen ihre Verhaftung wehrten, so die Logik, dann würden sie nur die Vorurteile der Weißen bestätigen, und die Bürgerrechte blieben ein ferner Traum. Aber wenn die Aktivisten ihre Würde und Ruhe bewahrten, während sie von Weißen geschlagen wurden und Milchshakes an den Kopf bekamen, dann würde alle Welt sehen, welche Seite sich tierisch verhielt, und dies könne neutrale Weiße veranlassen, ihre Meinung zu revidieren.

Lawson wusste auch, dass sich in einem gewaltlosen Kampfe ein Sieg nur über die Masse erringen lässt. Man muss dahin gehen, wo die Masse ist. Deshalb brauchten Lawson und seine Aktivisten die Unterstützung der Weißen. Und dazu musste die Mehrheit der Weißen von Nashville in den Schwarzen normale Menschen erkennen, die auch nicht anders waren als sie selbst. Genauso erlebte die Schwulen- und Lesbenbewegung erst dann ihren Durchbruch, als die heterosexuelle Öffentlichkeit Homosexuelle nicht mehr als Angehörige einer exotischen Randgruppe wahrnahm, sondern als anständige, fleißige Bürger, die in den Genuss derselben Rechte kommen müssen wie alle anderen. Damit verlor die Schwulen- und Lesbenbewegung zwar an Buntheit, doch sie gewann an Effektivität.

Auch James Lawson erkannte, dass der Kampf um die Bürgerrechte zwar eine gerechte und ehrenwerte Sache war, dass sich der Sieg jedoch nur mit einem schrittweisen Ansatz erreichen ließ. Er griff nicht nach den Sternen und kämpfte nicht von Anfang an für umfassende und bedingungslose Gleichberechtigung. Stattdessen suchte er sich Auseinandersetzungen, die er gewinnen konnte. Als er eine Gruppe von Aktivisten vor einer Demonstration in seiner Kirche einschwor, warnte er sie eindringlich: »Wir wollen keine Mischehen. Das ist nicht unser Kampf.«^[1] Dieser Kampf würde natürlich irgendwann ausgetragen werden, aber noch war es nicht so weit. In den Sechzigern war zwar die Aufhebung der Rassentrennung möglich, aber gemischte Partnerschaften waren es noch nicht. Das sollte erst später möglich sein.

*

Während wir in Belgrad mit den Schlägern von Milosevic Katz und Maus spielten, dachten wir oft darüber nach, welche kleinen Erfolge wir erzielen konnten und welche Auseinandersetzungen reine Zeit- und Energieverschwendung waren. Einige von uns meinten, wenn wir zunächst einfache Kämpfe suchten, würden wir unsere Prinzipien verraten und wertlose Siege erringen. Andere neigten zum anderen Extrem und prahlten, dass sie nur Kämpfe eingingen, die sie auch gewinnen würden. Keine dieser beiden Positionen ist korrekt. Nehmen Sie als Erstes an, dass die meisten Menschen desinteressiert, unmotiviert, gleichgültig und vielleicht sogar ablehnend sind. Nehmen Sie dann ein Blatt Papier – eine Serviette tut's auch – und zeichnen Sie eine Linie. Zeichnen Sie sich auf der einen Seite ein, und überlegen Sie dann, wer noch auf Ihrer Seite stehen könnte. Wenn Ihnen nur ein paar Leute einfallen, dann fangen Sie von vorn an, egal, wie sehr Sie sich Ihrer Sache verpflichtet fühlen oder wie sehr Ihnen ein Problem unter den Nägeln brennt. Wenn es Ihnen gelingt, sich selbst, Ihre Freunde und fast den ganzen Rest der Welt auf einer Seite des Strichs zu versammeln und nur eine Handvoll Bösewichte auf der anderen, dann haben Sie gewonnen. Ziehen Sie die Trennlinie zwischen sich und den Bösen so, dass die Zahl Ihrer Verbündeten so groß wie möglich ist.

Denken Sie immer daran, dass in einer gewaltlosen Auseinandersetzung Ihre einzige Waffe die Masse ist. Das fand Itzik Alrov

heraus, als er erkannte, dass alle Israelis Hüttenkäse mögen und sich ärgerten, dass sie ein Vermögen dafür bezahlen sollten. Auf seiner Serviette konnte er sieben Millionen Israelis auf seiner Seite der Linie versammeln, die einer Handvoll raffgieriger Manager gegenüberstanden. Etwas Ähnliches gelang Harvey Milk, als er aufhörte, Reden zu schwingen, und anfang, seinen Nachbarn zuzuhören: Plötzlich hatte er die ganze Stadt auf seiner Seite, während auf der anderen nur ein paar Hunde standen.

Dieses Prinzip habe ich überall erlebt, von Tiflis bis Harare, von Caracas bis Rangun. Menschen und Bewegungen, die ihre Strategien in kleine, machbare Schritte herunterbrechen, haben eher Erfolg als Gruppen, die abstrakte Parolen verkünden und verschworene Zirkel bilden. Aber wenn Sie wissen, welche kleinen Auseinandersetzungen Sie gewinnen und wie Sie die Massen auf Ihre Seite bekommen können, ist das erst die halbe Miete. Die andere Hälfte besteht darin, ihren neuen Anhängern etwas zu geben, an das sie glauben können. Und dazu brauchen Sie eine Zukunftsvision.



Kapitel 3

Zukunftsvisionen



Harvey Milk kämpfte mit Hundekot für die Rechte der Schwulen und Lesben, und Israelis mit Hüttenkäse für soziale Gerechtigkeit. Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass Aktivisten auf den Malediven ihre Revolution mit einer Ladung Reispudding begannen. Trotzdem reibt sich mancher die Augen, besonders da die Malediven für gewöhnlich als traumhafter Ferienort bekannt sind und nur Schlagzeilen machen, wenn prominente Paare dort ihre Flitterwochen verbringen. Kaum jemand würde die Malediven mit politischen Unruhen in Verbindung bringen, das Land ist ein tropisches Paradies mit Dutzenden Atollen und mehr als 1200 Koralleninseln im Indischen Ozean. Und normalerweise sind die Inselbewohner auch ein sehr entspanntes Völkchen. Weil sie nicht mehr als einen Angelhaken und ein Stückchen Plastiktüte als Köder brauchen, um einen Thunfisch zu fangen, muss niemand Hunger leiden. Man muss

nur eine Palme schütteln, und schon regnet es Kokosnüsse. Für alles andere, von Tomaten bis zu Cola, bringen die Touristen das Geld ins Land, und die Malediver importieren alles, was sie brauchen aus Indien oder Sri Lanka. Der Nationalsport besteht daher im Chillen, das heißt, man kommt am Strand zusammen und bewundert den Sonnenuntergang. Doch diese schrulligen Traditionen und glasklaren Lagunen sind trügerisch, denn die Malediven sind auch der Ort, der drei Jahrzehnte lang von einem brutalen Diktator namens Maumoon Abdul Gayoom beherrscht wurde.

Sie müssen diese Geschichte nicht kennen. Selbst wenn Sie als Tourist auf die Malediven gekommen sind, sind Sie vermutlich am Flughafen der Hauptstadt Malé gelandet, in eine kleine Propellermaschine umgestiegen und von dort direkt zu einer der knapp hundert Inseln geflogen, die ausschließlich für touristische Zwecke genutzt werden. Weil das Regime auf die Einnahmen aus dem Tourismus angewiesen war, achteten Gayoom und seine Schergen sehr darauf, dass es auf diesen Inseln keinen Ärger gab; beispielsweise sind sie der einzige Ort im streng islamischen Inselreich, an dem Alkohol ausgeschenkt werden darf. Während die Gäste den Luxus genossen – ein Hotel hat sogar ein Restaurant unter dem Meeresspiegel, in dem die Gäste umringt von freundlichen Haien und einem lebendigen Korallenriff ihren Champagner schlürfen können –, ging es dem Rest der Bevölkerung allerdings weniger gut. Der Rest der Bevölkerung wohnt überwiegend in Malé.

Die Hauptstadt ist so düster und schmutzig, wie die touristischen Inseln bezaubernd und idyllisch sind. Wenn Sie die Mole des Hafens betreten, werden Sie nicht etwa von den im Urlaubsprospekt versprochenen palmwedelgedeckten Hütten begrüßt, sondern vom bedrohlichen Sicherheitsministerium, einer weißen Festung mit Wachtürmen und Schildern, die das Fotografieren verbieten. Das ist ein eisiger Willkommensgruß in dieser feucht-heißen Stadt, in der sich knapp 100000 Einwohner auf weniger als zwei Quadratkilometern zusammendrängen; damit ist Malé eine der am dichtesten besiedelten Städte der Welt. Nicht umsonst wurde sie als »Manhattan in der Flasche« bezeichnet. Durch diesen Bienenstock aus niedrigen Gebäuden, einem Stadion und einem kleinen Park brummt ein wilder Schwarm von Motorrollern, die die engen Straßen und Gehsteige verstopfen. Soldaten

in blauen Kampfanzügen patrouillieren durch die Straßen, und oft sieht man von Ferne schwarze Wolken aufsteigen, wenn die größte Müllverbrennungsanlage der Welt auf einer künstlichen Insel sechs Kilometer vor der Küste von Malé wieder einmal Überstunden macht, um die 330 Tonnen Müll zu verbrennen, die täglich in der Stadt anfallen.^[22] In Malé ist es schwül, und man schwitzt ununterbrochen. Bei diesen Temperaturen und dem Verkehrsgewühl ist es schwer, keine Kopfschmerzen zu bekommen.

Einen relativ entspannten Ort gibt es allerdings in der Stadt, einen künstlichen Strand an der Ostseite der Insel. Gemessen an anderen Stränden der Malediven ist dieser schmale Sandstreifen zwar kläglich, doch wenn Sie in Malé sind und der Stadt entkommen wollen, ist er die einzige Option. Hier gibt es immerhin ein paar Cafés, die von jungen Maledivern besucht werden, und in den Büschen sitzen ein paar ältere Männer herum und rauchen Haschisch. Verschleierte Frauen passen auf ihre Kinder auf, die in der Brandung spielen, und je nach Jahreszeit werden ganze Abschnitte des Strands von Surfern oder Skateboardern belegt.

In einer normalen Stadt wäre das keine Attraktion. Aber in Malé gibt es kaum etwas anderes zu tun: Die Stadt hat keine Einkaufszentren, keine großen Kinos, keinen Alkohol und keine Kulturszene. Wenn Sie das Haus verlassen und sich ein wenig von der Hitze erholen wollen, dann ist der Strand die einzige Wahl. Natürlich gibt es noch den großen Platz am Hafen, doch der ist nicht mehr als eine rechteckige Betonwüste mit einer grotesk riesigen maledivischen Flagge und ein paar vertrockneten Rasenflecken. Außerdem befinden sich neben dem Platz die Große Moschee und das Polizeihauptquartier mit seinen verspiegelten Scheiben, und angesichts der jüngeren Geschichte ist es wohl nur zu verständlich, dass sich unter den Augen der Polizei niemand mit seinen Freunden treffen möchte.

Solange Gayoom nämlich an der Macht war, regierte er das Land wie eine Art Bagdad am Meer. Der maledivische Despot war ein enger Freund von Saddam Hussein und schaute sich bei diesem einige der Feinheiten diktatorischer Herrschaftsmethoden ab. Wie im Irak war die Polizei für ihre Brutalität bekannt, gestützt durch einen permanenten

Ausnahmezustand und das Recht, nach Belieben jeden Bürger zu verprügeln und einzusperren. Und Gayooms Schergen waren besonders kreativ, wenn es darum ging, sich Strafen für Bürger auszudenken, die auch nur leise Unzufriedenheit äußerten.^[23] Unliebsame Kritiker wurden mit Kokoshonig bestrichen und im Sand vergraben, wo sie von Insekten gefressen wurden; sie wurden an Palmen gefesselt und stundenlang geschlagen und vergewaltigt; oder auf einer einsamen Insel in Blechhütten eingesperrt, wo sie jahrelang unter der sengenden Sonne schmorten. Oppositionsparteien waren verboten, Redefreiheit gab es nicht. In dieser Umgebung schien Widerstand undenkbar, zumal der Machtapparat vom steten Strom der Einnahmen aus dem Tourismus finanziert wurde.

Dann kam das Wasser.

Am Zweiten Weihnachtsfeiertag des Jahres 2004 sahen die Frühstücksbuffets auf den Touristeninseln so verlockend aus wie immer. In den Freiluftrestaurants tranken die Frühstücksgäste gerade den letzten Schluck Mangosaft, und Kinder liefen barfuß hinaus auf den angrenzenden Strand. Es sah aus wie ein Morgen im Paradies. Die Temperatur war bei 30 Grad, die Palmen wiegten sich in der leisen Brise. Die Langschläfer wurden von den Sonnenstrahlen geweckt, die durch die geschlossenen Läden ihrer Strandvillen drangen.

Plötzlich Schreie aus Richtung des Strands. Ein leises Grummeln schwoll zu einem ohrenbetäubenden Tosen an. Eine riesige Welle donnerte über die Insel, riss Bäume fort und zerstörte alles, was sich ihr in den Weg stellte. Die gewaltige Wasserwand krachte in die Villen wie eine explodierende Bombe und zerstörte sämtliche Scheiben. Schaum strömte durch zerbrochene Türen und Fenster. Ein Strudel aus Badetüchern, Vorhängen und Kaffeemaschinen füllte die Räume. Überall stieg das Wasser, es gab keine Fluchtmöglichkeit. Einige Touristen und Mitarbeiter rannten nach draußen und stiegen auf kräftige Bäume, andere liefen zur Rezeption und klammerten sich an Betonpfeiler. Einige erreichten die Dächer von Wellnessbereichen und Servicegebäuden, von wo aus sie sich einen Überblick über das Ausmaß der Zerstörung verschaffen konnten. Als die Wellen nach einer gefühlten Ewigkeit zurückwichen, sahen sie nichts als ein Meer von zerbrochenen Brettern,

zertrümmerten Möbeln und zerfetzten Palmdächern, zwischen denen sich verletzte Menschen regten.

Da sich die höchste Erhebung des Landes drei Meter über dem Meeresspiegel befindet, war das Wasser seit jeher eine Bedrohung für die Malediven gewesen, und die Inselbewohner wussten, dass der Klimawandel ihr Leben radikal verändern würde. Aber das lag in ferner Zukunft und war Teil eines allmählichen Prozesses, der sich über Jahrzehnte hinziehen würde. Aber hier hatte eine Welle in einem kurzen Augenblick die Hälfte der maledivischen Wirtschaft in den Indischen Ozean gespült. Fast ein Viertel der bewohnten Inseln des Landes war schwer beschädigt. ^[24] 10 Prozent dieser Fläche wurde für unbewohnbar erklärt. Fast ein Drittel der Bevölkerung war direkt von den Verwüstungen betroffen. Gayoom war klar, dass er die Folgen dieses Tsunamis nicht allein bewältigen konnte. Er musste das Ausland um Hilfe bitten.

Doch die westlichen Nationen, die bald Hunderte Millionen Euro an Hilfsgeldern bereitstellten, erwarteten Gegenleistungen. Sie würden Gayoom zwar die erbetene Hilfe geben, doch die Malediven sollten politische Parteien zulassen und freie Wahlen abhalten. Inszenierte Abstimmungen mit 99-prozentiger Zustimmung für den Despoten sollte es nicht mehr geben. Gayoom stimmte den Bedingungen zu, denn sie schienen ihm nicht weiter weh zu tun. Die internationale Gemeinschaft bot ihm Geld, und die Zulassung politischer Parteien schien ihm nicht mehr als eine Geste. Er ging davon aus, dass er von der Opposition nicht allzu viel zu befürchten haben werde.

Und wenn Sie gehört hätten, wie uns eine Gruppe maledivischer Revolutionäre 2005 ihre Situation beschrieb, dann hätten Sie ihm vermutlich zugestimmt. Weniger verheißungsvolle Oppositionsführer kann man sich kaum vorstellen. In der Vergangenheit sei der Widerstand gegen Gayoom vor allem von drei gesellschaftlichen Gruppen ausgegangen, erklärten sie uns. Die ersten waren politische Dissidenten, die im Ausland studiert hatten und überwiegend auch dort lebten. Das war durchaus beabsichtigt, denn das von der Regierung geschaffene Bildungswesen zwang die Besten und Klügsten – also diejenigen, die am ehesten Veränderungen verlangten –, das Land zu verlassen. Diese

Dissidenten sprachen natürlich auch am ehesten von abstrakten Themen wie Pressefreiheit, die einen Fischer in einem fernen Atoll kaum interessierten. Daneben gab es die Islamisten, die den weltlichen Gayoom ablehnten und auf den Maldiven das islamische Recht einführen wollten. Diese Leute waren nicht sonderlich beliebt, zumal die Einnahmen des Landes vor allem von Touristen stammten, die Bikinis trugen und an Privatstränden Alkohol tranken. Und die dritte Gruppe waren schließlich die Drogenabhängigen, deren einzige Gemeinsamkeit mit den Dissidenten und Islamisten darin bestand, dass sie in denselben Zellen schliefen. Das kannte ich aus Serbien: Diktaturen gehen oft Hand in Hand mit Drogensucht, denn wer keine Hoffnung hat, greift zu allem, was sich bietet. Auf den Malediven war die Situation jedoch etwas komplizierter, da die Behörden angeblich Heroin an die Häftlinge ausgaben, um sie zu fügsamen Junkies zu machen. Die Süchtigen übernahmen dann »schmutzige Arbeiten« des Regimes. Aber egal, ob Dissident, Islamist oder Junkie – die Bevölkerung traute keinem.

Von den Genannten waren die gebildeten Dissidenten die Einzigen, die eine Veränderung bewirken konnten. Aber wenn sie Erfolg haben wollten, brauchten sie einen Plan. Sie hatten kein Interesse an einer Zusammenarbeit mit den Islamisten, was gut war, und sie hatten auch kein Interesse daran, sich mit den Junkies zu verbünden, was ebenfalls einleuchtete. Aber wer würde mit ihnen kooperieren wollen? Welche Interessen teilten die Dissidenten mit den gewöhnlichen Bürgern? Ihnen fiel nichts ein. Aber sie wussten, dass es eine Sache gab, mit der sich alle Malediver zusammenbringen ließen, und das war Reispudding. Nun mag Reispudding nicht unbedingt ein zentrales Thema für eine junge Demokratiebewegung sein, aber manchmal muss man eben die Karte ausspielen, die man bekommt.

Wenn Sie sich jetzt wundern, sollten Sie sich erst einmal ansehen, wie wichtig Reispudding auf den Malediven ist. Für die Malediver ist Reispudding so etwas wie eine nationale Kultspeise, wie Nudeln für die Italiener oder Wodka für die Russen – ein alltägliches Gericht, das Menschen aller Schichten vereint. Als daher in Malé das Gerücht die Runde machte, dass am Abend neben dem künstlichen Strand der Hauptstadt eine Reispuddingparty steigen sollte, kamen Hunderte

Neugierige. Im schläfrigen Malé klang das wie das Großereignis des Jahres.

Bei Sonnenuntergang sprangen die Leute auf ihre Motorroller und düsten aus allen Ecken der Hauptstadt an den Strand, um in der Abendbrise kostenlosen Reispudding zu schlemmen. Die Straßen waren verstopft, und als die Massen endlich auf den Strand vordrangen, saßen dort bereits viele andere im Sand und löffelten entspannt riesige Puddingberge von ihren Papptellern. Auch die Oppositionsführer waren anwesend, um den Pudding aufzuschöpfen und Bootmechanikern, Musikern und Hotelmitarbeitern die Hand zu schütteln. Die ganze Stadt schien versammelt zu sein, selbst einige verschleierte Frauen waren erschienen, um zu sehen, was da vor sich ging. Der Spaß endete, als die Polizei in ihren albernen blauen Kampfanzügen erschien, um die Party aufzulösen und den Pudding zu konfiszieren. Massenversammlungen waren verboten. Doch als die Aktivisten den Handlangern Gayooms zusahen, wie sie den Pudding in ihre Autos verluden, wussten sie, dass sie ein Thema für ihre Bewegung gefunden hatten. Bald wurden überall auf den Malediven Puddingpartys abgehalten, und die gaben den Bürgern die Chance, sich zu versammeln, zu unterhalten und ein Gemeinschaftsgefühl zu entwickeln. Die Süßspeise wurde bald zum Symbol der Opposition und hatte denselben Wiedererkennungswert wie einst die Faust in Serbien.

Doch die Revolution lebt nicht vom Reispudding allein. Die Dissidenten schufen zwar ein Bewusstsein und hatten ein Symbol für ihre Demokratiebewegung gefunden, doch Gayoom kontrollierte nach wie vor sämtliche Schaltstellen auf den Malediven. Es war unwahrscheinlich, dass die Wähler für ein paar Emporkömmlinge stimmen würde, die im Ausland studiert hatten und ihnen Reispudding auftischten. Dazu kam, dass sich nur ein kleiner Teil der Malediver für Menschenrechte, Redefreiheit und andere westlich angehauchte politische Forderungen der Dissidenten interessierte. Daher fragten sich die Dissidenten, wie sie die Aufmerksamkeit, die sie mit den Puddingpartys erhielten, in politische Macht übersetzen konnten.

Wie so oft fiel der Groschen im Kino.

Im Jahr 2002 drehte ein Regisseur namens Steve York einen Dokumentarfilm mit dem Titel *Bringing Down a Dictator* über die OTPOR-Kampagne. Der Film wurde zuerst von PBS ausgestrahlt, dann auf DVD verbreitet. Einige Raubkopien fanden ihren Weg auch auf die Malediven, wo sie in Dhivehi übersetzt und heimlich vorgeführt wurden. In improvisierten Freiluftkinos saßen die jungen Malediver unter den Sternen und sahen zu, wie junge Serben fünf Jahre zuvor mit friedlichen Mitteln ihren Diktator Milosevic gestürzt hatten.

Auf einer langweiligen Konferenz für Nichtregierungsorganisationen in Nantes – einem Ort, der so weit von den tropischen Stränden im Indischen Ozean entfernt ist, wie man sich nur vorstellen kann – lernte ich zwei der Malediver kennen, die *Bringing Down a Dictator* gesehen hatten. Sie waren aus einem anderen Anlass nach Frankreich gekommen und sprachen mich nach einer Diskussionsrunde an. Ich hielt eine Tasse kalten Kaffee in der Hand und trug ein albernes Namensschildchen am Hemd, als diese beiden etwas sonderbaren Männer auf mich zukamen und mir begeistert die Hand schüttelten. Mein Hirn war nach zwei Tagen endloser Diskussion um internationale Entwicklung weichgekocht, und als die beiden vor mir standen und mir erklärten, ich sei in ihrem Land eine Berühmtheit, hatte ich zuerst keine Ahnung, wovon sie sprachen. Aber das spielte keine Rolle. Nachdem sie mir ihre Schauergeschichten über Strandgefängnisse und einen gruseligen Typen namens Gayoom erzählt hatten, wusste ich, dass wir Seelenverwandte waren und dass ich ihnen unbedingt jemanden vorstellen musste.

Wie die meisten Malediver waren meine beiden neuen Freunde ziemlich klein und reichten kaum an meine Brust heran. Aber mein Freund Slobodan Djinovic ist noch größer als ich. Er ist groß und breit, und mit seinem Bürstenhaarschnitt sieht er aus wie ein General. Wenn ich Ihnen sagen würde, dass er in der serbischen Revolution ein wichtige Rolle gespielt hat, dann würden Sie wahrscheinlich vermuten, dass er einer der Offiziere der gefürchteten Geheimpolizisten Milosevics gewesen sein muss. Aber Slobodan war einer von uns, einer der Besten von OTPOR, ein brillanter Stratege mit einem unerhörten Organisationstalent. Von ihm erzählte ich den kleinen Maledivern und versicherte ihnen, Slobodan werde sie gern in Malé besuchen und ihnen helfen.

Im Jahr 2003 hatten Slobodan und ich eine Organisation namens CANVAS – Centre for Applied Nonviolent Actions and Strategies (deutsch: Zentrum für angewandte gewaltlose Aktion und Strategien) – gegründet, die friedlichen Aktivismus in aller Welt unterstützt. Slobodan hatte genau das, was die Malediver suchten, und schon wenige Tage nach unserer Begegnung in Nantes saß er im Flugzeug Richtung Paradies.

Die Aktivisten, die Slobodan in Empfang nahmen, waren freundliche Gastgeber. Sie organisierten heimliche Treffen in Cafés oder am Strand, und einmal versteckten sie Slobodans massigen Körper in der größten Kiste, die sie auftreiben konnten, um ihn in das Haus des Journalisten und Aktivisten Mohammed Nasheed zu schmuggeln, der unter Hausarrest stand. Als intelligenter, leidenschaftlicher und politisch talentierter Mann stellte Nasheed eine Gefahr für das Regime dar, weshalb es ihn dauernd einsperrte oder zwang, das Land zu verlassen. Sämtliche Gesprächspartner von Slobodan erzählten ihm mehr oder weniger dieselben Geschichte über Gayoom, die aufkeimende Protestbewegung und die Puddingpartys. Doch einer der Organisatoren war mehr an Fragen als an Antworten interessiert. Welches Puzzleteilchen fehlte der Demokratiebewegung, wollte er wissen.

Slobodan musste nicht lange nachdenken.

»Ein großes«, erklärte er. »Eine Vision. Die Puddingpartys sind toll. Sie sind beliebt. Aber es reicht nicht aus, eine Party zu veranstalten. Die Leute gehen jeden Tag auf Partys, und das Einzige, was sie davon mitnehmen, ist ein Kater. Wenn ihr die Welt verändern wollt, braucht ihr eine Zukunftsvision.«

In den Vereinigten Staaten gebe es eine Unabhängigkeitserklärung, fuhr Slobodan fort, und in dieser Erklärung hatten die Revolutionäre dargelegt, wie sie sich eine demokratische Gesellschaft vorstellten. Etwas Ähnliches hatte der Afrikanische Nationalkongress in Südafrika mit der Freiheitscharta formuliert. Aber das Einzige, was die Dissidenten der Malediven hatten, war Reispudding.

Der neugierige Aktivist schien niedergeschlagen. Er und seine Freunde hatten so viel getan, und nun mussten sie sich anhören, dass ihnen selbst das Einfachste fehlte. Aber Slobodan munterte ihn auf. Wenn die

Malediver noch keine Vision hatten, konnten sie schließlich eine formulieren. Und das musste nicht weiter kompliziert sein.

Slobodan wollte konkreter werden, doch Gayooms Spitzel hatten ihn auf dem Radarschirm und legten ihm nahe, das Land zu verlassen. Das war jedoch nicht weiter schlimm, denn einige Monate später kam ein CANVAS-Team nach Sri Lanka, um auf einem einsamen Strand in der Nähe von Hikaduwa einen Kurs für eine große Gruppe von Dissidenten der Malediven abzuhalten. Und ganz oben auf der Liste stand die Erarbeitung einer fehlenden Zukunftsvision.

Zunächst erzählten wir den Maledivern, dass wir unter der Diktatur von Slobodan Milosevic in gewisser Hinsicht Glück gehabt hatten: Wir wussten, wie wir uns die Zukunft vorstellten, weil wir unter der Herrschaft des früheren Präsidenten, Marschall Tito von Jugoslawien, dieser Vision bereits recht nahe gekommen waren. Tito war zwar ein kommunistischer Despot, aber er war mehr als eine Fußnote des Kalten Krieges. Tito war seinen eigenen Weg gegangen. Er war ein komplexer und vielschichtiger Politiker, der selbst unter jungen und gebildeten demokratischen Aktivisten großes Ansehen genoss. Unter Tito durften wir reisen, und auch wenn es keine freien Wahlen und politischen Rechte gab, hatten wir freien Zugang zu allem, was die Welt an Musik und Kultur zu bieten hatte. Im Jahr 1966 wurde eine Zeitschrift mit dem Titel *Jukebox*, eine kommunistische Version des *Rolling Stone*, gegründet, auf deren Cover Stars wie Mick Jagger posierten, 1969 feierte das Antikriegsmusical *Hair* seine Premiere in Belgrad, noch ehe es in Berlin oder Paris anlief. Während viele westliche Zuschauer das Musical wegen seiner Themen und seiner Freizügigkeit als anstößig empfanden, wurde es im kommunistischen Jugoslawien bejubelt. Offenbar war selbst Tito ein Fan von *Hair*, und zur Neujahrsparty 1970 veranstaltete unser galanter Diktator eine Party mit den Hippie-Darstellern.^[25] Als Tito auf die Bühne stieg und »Let the Sun Shine In« sang, muss den Zuschauern klar gewesen sein, dass unser Autokrat ein wenig anders gestrickt war als andere. Derselbe Tito sorgte 1973 dafür, dass Richard Burton in einem großen hollywoodartigen Film die Rolle des, ja, Marschall Tito übernahm.^[26] Titos Offenheit gegenüber den Künsten erklärt, warum Jugoton, das offizielle Plattenlabel Jugoslawiens, als einziges im gesamten

Ostblock die Beatles, David Bowie, Kraftwerk, Whitesnake oder Deep Purple verlegte. Als meine Freunde und ich in den Achtzigern groß wurden, spürten wir kaum etwas vom Joch der Diktatur, weil wir viel zu beschäftigt waren, die Musik aus aller Welt zu hören.

Doch dann änderte sich alles. Nach dem Tod Titos und dem Zusammenbruch der Sowjetunion zerfiel Jugoslawien in Kleinstaaten, und Serbien, das 1989 von Slobodan Milosevic und seinen Handlangern übernommen wurde, tauschte die internationale Vision Titos gegen einen fremdenfeindlichen Nationalismus ein. Für uns, die wir im Geiste der Bruderschaft zwischen Serben, Kroaten, Bosniern, Mazedoniern, Slowenen und Montenegrern aufgewachsen waren, war es ein Schock, aus dem Mund der Politiker und der Propagandamaschinerie zu hören, dass unsere Nachbarn die Verkörperung des Bösen und dass die einzigen Guten in der Welt die echten Serben waren. Die Lösung aller unserer Probleme schien darin zu bestehen, unsere Nachbarn niederzumetzeln und unsere Jugoton-Platten auf den Müll zu werfen. Wenig später war alle ausländische Musik verpönt, und das Einzige, was uns blieb, war ein schauderhaftes Genre namens »Turbo Folk« – heimelige Volkslieder unterlegt mit harten Technobeats. Außer auf unabhängigen Sendern wie B92 aus Belgrad hörte man damals im serbischen Radio nur noch Turbo Folk und Kriegspropaganda. Es war deprimierend. Als wir OTPOR ins Leben riefen, wussten wir daher sehr genau, wie unsere Zukunftsvision auszusehen hatte.

Das Wort »Zukunftsvision« klingt ein bisschen wie ein Schlagwort aus der langweiligen PowerPoint-Präsentation eines Konzerns, doch es ist weder langweilig noch technisch. Für uns war die Zukunftsvision damals etwas ganz Einfaches und Sinnvolles. Wir wollten in einem normalen Land mit cooler Musik leben. Das war alles. Wir wollten ein Serbien, das so weltoffen war wie das Jugoslawien Titos. Wir wollten ein Ende der ethnischen Konflikte, eine Rückkehr zur Normalität, gute Beziehungen zu unseren Nachbarn und eine funktionierende Demokratie. Das war OTPORs Zukunftsvision für Serbien.

Auch wenn die Serben unter Tito nie an freien und demokratischen Wahlen teilgenommen hatten, wussten sie zumindest, was es bedeutete, in den Rest der Welt integriert zu sein. Das war unser Glück, denn so

mussten wir ihnen keine Vision verkaufen, die unmöglich weit hergeholt erschien: Wir hatten es doch alle erlebt. Anders die Malediver: Gayoom war seit Jahrzehnten an der Macht, und die Durchschnittsbürger konnten sich an nichts anderes erinnern. Deshalb mussten die Dissidenten bei null anfangen. Um eine Zukunftsvision zu formulieren, die ihre Mitbürger ansprach, mussten sie daher wissen, in welchem Land die Durchschnittsbürger leben wollten.

Da saßen wir also, zwei großgewachsene Serben und ein paar Hobbits von den Malediven, und entwarfen an einem einsamen Strand von Sri Lanka die Zukunft des Inselstaats. Wir hielten den Kurs im Freien ab, weit weg von Gayooms Spitzeln, und die salzige Brise und die Palmen waren eine willkommene Abwechslung für uns, die wir unsere Kurse sonst unter den Neonröhren schäbiger Konferenzräume von Billighotels abhielten. Wir teilten die Malediver in zwei Gruppen und führten ein paar Rollenspiele mit ihnen durch. In der nächsten Stunde waren sie keine Aktivisten, die in London oder Paris studiert hatten. Sie sollten ganz einfache Leute sein. Zwei oder drei Teilnehmer sollten in die Rolle von Unternehmern und Hotelbesitzern schlüpfen, andere in die von Dorfältesten, wieder andere in die der Auswanderer in Indien und anderswo. Außerdem übernahm jemand die Rolle der Sicherheitskräfte. Jede Gruppe repräsentierte einen wichtigen Sektor der maledivischen Gesellschaft.

Dann fragte mein Kollege Sinisa die Teilnehmer, was jedem der dargestellten Bevölkerungsgruppen am Herzen lag. Der Mann, der den Sicherheitsbeamten spielte, erklärte beispielsweise, er wünsche sich Respekt und pünktliche Bezahlung und wolle in einem Land leben, in dem Sicherheit und Ordnung herrsche. Dann fragten wir die Dissidenten, ob das etwas war, das sie den Maledivern in ihrer Zukunftsvision versprechen würden – dass die Bürger die Anerkennung erhielten, die sie verdienten, dass sie pünktlich am Monatsersten ihr Geld bekamen und dass sie sich auf den Straßen sicher fühlen konnten? Natürlich, antworteten die Dissidenten – wer würde das nicht wollen?

Wenn dem so war, dann hatten sie durchaus eine Chance, dass am Ende sogar die Polizei auf ihrer Seite stand – vorausgesetzt natürlich, dass sie die Interessen der Polizeibeamten explizit ansprachen. Einige der

Aktivisten murrten allein bei der Vorstellung, mit der verhassten Polizei zusammenzuarbeiten. Doch dann erzählten wir ihnen von Zoran Djindjic, einem Freund der OTPOR-Kampagne, der später der erste frei gewählte Ministerpräsident Serbiens werden sollte. Während unseres Kampfes gegen Milosevic, als wir von den Polizisten verprügelt und eingesperrt wurden, erinnerte uns Djindjic daran, dass Polizisten nur Männer in Uniform waren und dass wir uns nicht mit ihnen persönlich anlegen sollten. Wenn wir mit einem Polizisten sprachen, als sei er einer von uns, dann könnte er vielleicht einer von uns werden, meinte Djindjic. Und er hatte recht.

Wir wollten unseren neuen Freunden klarmachen, dass es nicht ausreichte, nur für Rechte und Freiheiten zu kämpfen. Wenn sie Erfolg haben wollten, mussten sie den Menschen zuhören und ihre Bedürfnisse in ihre Zukunftsvision einbeziehen. Die meisten Menschen gehen nur dann Risiken ein und beteiligen sich an einer Kampagne, wenn sie ihren persönlichen Interessen entspricht, und deshalb muss man wissen, was den Menschen wichtig ist.

Und genau das ist der Knackpunkt. Jedes Mal, wenn wir dieses Rollenspiel durchführen und Teilnehmer bitten, sich vorzustellen, was ihren Landsleuten wichtig ist, dann spricht niemand von Bürgerrechten, freier Religionsausübung oder Versammlungsfreiheit. Das sind die großen Themen. Doch die Menschen auf den Malediven, in Syrien und Serbien sprechen von kleinen Dingen: Sie wünschen sich Achtung und Würde, sie wollen, dass ihre Familien in Sicherheit leben, und sie verlangen ehrliche Bezahlung für ehrliche Arbeit. Das ist alles. Es sind nie weltbewegende Themen. Aber oft übersehen Dissidenten, dass es genau diese Dinge sind, die die Menschen bewegen. Mit ihrer Bildung und Leidenschaft greifen sie nach abstrakten Freiheitsidealen und hochtrabenden Zitaten ihrer historischen Vorbilder und vergessen darüber, dass sie mit einem müden Ladenbesitzer sprechen, der sehr viel einfachere Bedürfnisse und Überzeugungen hat.

Um herauszufinden, was die Malediver wirklich wollten, unternahm Imran Zahir, einer unserer Teilnehmer, eine Bootstour und besuchte vor den ersten Wahlen nach dem Tsunami einige der entlegensten Atolle des Inselstaats. Imran ist ein ausgesprochen geselliger Mensch und hat

vermutlich mehr Freunde und Bekannte in Malé als irgendjemand sonst. Das liegt daran, dass Imran zuhört, wenn andere sprechen, und auf Menschen und Dinge achtet. Als er eines Morgens an einer Insel mit vielleicht fünfzig Bewohnern anlegte, wurde ihm plötzlich etwas klar. Auf all diesen kleinen Inseln, die er besucht hatte, hatte er immer wieder dasselbe gesehen: alte Malediver, die am Strand saßen und den ganzen Tag in die Ferne blickten. Imran erschienen sie wie menschliche Statuen. Aber so war das Leben auf den abgelegenen Inseln, fern von Gayooms Reichtümern und den Einnahmen aus dem Tourismus. In der von großer Ungleichheit geprägten Wirtschaft der Malediven, in der man nur mit den richtigen Beziehungen an bezahlte Arbeit kam, waren diese alten Menschen ein Symbol für das gesamte gescheiterte Unterfangen. Sie waren auf ihre unterbeschäftigten Kinder und Enkel angewiesen, und ohne Geld, ohne Arbeit, ohne Hoffnung blieb diesen Leuten nichts anderes übrig, als am Strand zu sitzen und in die Ferne zu blicken. Der Anblick dieser erstarrten alten Männer erschütterte Imran, doch er wirkte auch inspirierend. Was wäre, wenn die Opposition eine Altersversorgung und eine allgemeine Krankenversicherung auf ihre Agenda setzen würde? War das nicht genau das, was diese lebenden Statuen brauchten? Schön, mit einer Rentenversicherung würde man weniger Aufmerksamkeit der Weltpresse und von Amnesty International erhalten als mit der Forderung nach einem Ende der Folter und der Zensur, aber bei den Wahlen könnten diese konkreten Zusagen für alte Menschen den Ausschlag geben.



Auch wenn es Imran damals vielleicht noch nicht wusste, war er auf eine große Sache gestoßen, weil er zuhörte und hinsah. Gerade alte Menschen haben immer einen ganz wichtigen Beitrag zum Erfolg gewaltloser Kampagnen geleistet. Sie haben mehr Zeit, und ihnen liegen ihre Enkel mehr am Herzen als alles andere. Meine Großmutter Branka war weit über siebzig, als wir den ganzen eisigen Winter des Jahres 1996 hindurch Tag für Tag demonstrierten. Sie marschierte natürlich nicht mit, und selbst wenn sie gewollt hätte, hätte ich es nicht zugelassen, weil sie zu schwach war. Dafür stand sie stundenlang am Fenster und schlug auf Töpfe und Pfannen, um die Demonstranten zu unterstützen. Und da sie die besten bosnischen Süßigkeiten im gesamten Universum backt, hatten wir immer etwas zu essen. Und sie war nicht allein. Hunderttausende Großmütter unterstützten die Kampagne von OTPOR: Sie backten Kuchen, kochten Tee, schenkten Wein aus und hielten meine Generation von Revoluzzern während der erschöpfenden Wochen der Demonstrationen und Straßenbesetzungen am Leben. Das taten sie, weil die Bewegung etwas Wichtiges für sie repräsentierte. Milosevic achtete

nicht sonderlich auf meine Großmutter und ihre Mitstreiterinnen, aber wir dafür umso mehr.

Wenn die Dissidenten eine Altersversorgung und eine Krankenversicherung in ihr Programm aufnehmen, konnten sie einen der wichtigsten Sektoren der maledivischen Gesellschaft gewinnen. Imran und die anderen fanden weitere unerwartete Verbündete, als sie zum Beispiel vorschlugen, Gayooms Bestechungen zu beenden und mit dem gesparten Geld – immerhin 250 Millionen Euro – bezahlbare Wohnungen und neue Anlegestellen zu bauen und andere sozialstaatliche Programme aufzulegen. Das war ihre Zukunftsvision: ein funktionierendes Land, das sich um die Bedürfnisse seiner Bürger kümmerte. Doch eine Vision ist erst der Anfang einer gewaltlosen Demokratiebewegung. Ein anderes wichtiges Thema sind die Säulen der Macht, und wenn Ihre Kampagne Erfolg haben soll, müssen Sie herausfinden, wie diese in Ihrer Gesellschaft beschaffen sind.

Die Säulen der Macht



Wer eine Revolution plant, bucht keine Pauschalreise.

Als ich einen Anruf von syrischen Aktivisten erhielt, die ihre blutige Revolution in eine dringend nötige gewaltlose Richtung lenken wollten, war meine wichtigste Sorge ein geeigneter Treffpunkt. Wenn wir im Sheraton von Damaskus ein paar Zimmer gemietet hätten, dann wären wir von der Geheimpolizei verhaftet worden, ehe wir noch den Kühlschrank der Minibar geöffnet hätten. Anfangs hatte ich daran gedacht, unsere syrischen Freunde einfach nach Belgrad einzuladen, wie wir das mit den Ägyptern gemacht hatten, doch da die Regierung von Baschar al-Assad schon bald gegen »serbische Agenten« polemisierte, die im Nahen Osten ihr Unwesen trieben, war ein serbischer Stempel im Pass ein sicheres Todesurteil. Eine Alternative war die Türkei, doch auch das hatte seine Tücken: Nach dem Beginn des Arabischen Frühlings hatten

sämtliche Diktatoren des Nahen Ostens ganze Armeen von Spionen nach Istanbul geschickt und die Stadt in ein modernes *Casablanca* verwandelt. Jeder zwielichtige nordafrikanische Waffenhändler ist dort aktiv, und man kann kaum vom Großen Basar zur Blauen Moschee gehen, ohne unterwegs Kalaschnikows und Präzisionsgewehre angeboten zu bekommen. Am Bosphorus sind die Waffenhändler inzwischen lästiger als die Schuhputzer, und wenn ich Aktivisten die Bedeutung von gewaltlosen Aktionen erkläre, dann ist das Letzte, was ich gebrauchen kann, ein Libyer in durchgeschwitztem Trainingsanzug, der uns Panzerabwehrraketen andrehen will.

So endeten wir schließlich in einem Drei-Sterne-Hotel in einer langweiligen Stadt an einem langweiligen Strand eines neutralen Mittelmeeranrainers. Dieser Teil der Welt ist voller traumhafter Orte und verschlafener Fischerdörfer, die sich an atemberaubende Klippen schmiegen, doch dies war keiner davon. Unser Hotel war durch einen Parkplatz und eine Tankstelle vom Strand getrennt, auf der Uferpromenade verkauften Straßenhändler bunte Luftballons, und in der ersten Nacht wurde ich von besoffenen Engländern wachgehalten, die bis zum Sonnenaufgang Fußballhymnen grölten. Das Frühstück war kaum entspannender, und ich musste mich durch Trauben von russischen Pauschalurlaubern kämpfen, um ans Buffet zu gelangen. Nein, es war nicht Monte Carlo. Für unsere Zwecke war es jedoch perfekt. Dieser Ort war so gottverlassen, dass ihn selbst Assads allgegenwärtige Spitzel vergessen hatten, und hier konnten wir fern aller neugierigen Augen und Ablenkungen Strategien entwickeln.

Aber auch ohne Spione im Hotel war ein Kurs für die syrischen Aktivisten kein Spaziergang, so viel war mir von Anfang an klar. Es ist nie einfach, Menschen zu überzeugen, dass sich eine Diktatur am besten durch friedliche Mittel beseitigen lässt, doch Assads außergewöhnliche Grausamkeit machte es besonders schwer, Syrer für den gewaltlosen Widerstand zu gewinnen. Das ist nicht verwunderlich: Es ist schwierig, jemanden von einem zivilen Ansatz zu überzeugen, dessen Verwandte von der Geheimpolizei in Homs ermordet wurden. Dass die Regierungssoldaten erst wenige Tage zuvor eine Gruppe von Kindern getötet hatten, machte die Überzeugungsarbeit nicht einfacher.

Aber das war nur die eine Seite. Die andere war, dass der syrische Widerstand völlig desorganisiert war. Die Oppositionellen hatten es zu eilig gehabt und waren auf die Straße gegangen, ehe sie dazu bereit waren. Was man ihnen kaum zum Vorwurf machen kann. Die Bilder des Arabischen Frühlings begeisterten Millionen in der Region, und die Syrer hatten angenommen, dass sie mit Assad leichtes Spiel haben würden. Sie glaubten, dass es ausreichte, wenn Zehntausende junge Leute in Damaskus auf die Straße gingen und die Fäuste in die Luft reckten, und dass ihr Diktator genauso schnell zu Fall käme wie vor ihm Mubarak in Ägypten oder Ben Ali in Tunesien. Doch genau wie die Occupy-Bewegung in den Vereinigten Staaten ließen sich die Syrer von der vermeintlichen Leichtigkeit der Revolutionen in Ägypten und anderswo täuschen. Sie wussten nicht, dass die ägyptischen Revolutionäre, die wir bei CANVAS in Belgrad ausgebildet hatten, zwei Jahre lang einen kleinen Sieg nach dem anderen errungen, Bündnisse geschmiedet und ihre Demokratiebewegung positioniert hatten, ehe sie auf den Tahrir-Platz gingen. Revolutionen sind keine Explosionen, sondern lange, kontrollierte Brände. Leider waren die Syrer mit beiden Beinen hineingesprungen, und nun mussten die Regimegegner versuchen, während Assads täglicher Massaker und in den Ruinen ihrer Städte eine gemeinsame Botschaft zu formulieren. Das war eine gefährliche Situation, und während des Frühstücks rätselten wir Mitarbeiter von CANVAS, was wir den Syrern mitgeben konnten. Unser Kurs sollte gleich beginnen.

Um neun Uhr morgens kamen die ersten Teilnehmer in den Konferenzraum des Hotels. Ich war erstaunt, dass so viele so früh eintrafen. Wenn man mit Arabern arbeitet, muss man sich darauf einstellen, dass es Stunden dauert, bis sie vollzählig sind. Aber die Ersten standen schon rauchend auf der Terrasse und bereiteten sich auf die Woche vor. Die Raucher blickten auf den nahen Strand, der allmählich zum Leben erwachte. Die ersten Sonnenanbeter suchten nach den besten Liegeplätzen, während drei kleine Jungen mit einem Gartenschlauch den kleinen Platz vor dem elterlichen Kiosk reinigten. Im Raum warteten weitere darauf, dass der Kurs losging. Einer kritzelte die Fahnen der verschiedenen Widerstandsgruppen in sein Notizbuch, ein anderer gab seiner Karikatur des besiegten Assad den letzten Schliff und setzte

schließlich eine Bildunterschrift unter den zerfetzten Leib des Diktators, die ich hier nicht wiedergeben möchte. Eine Gruppe wartete geduldig neben dem Kaffeeautomaten in der Ecke und sah zu, wie der Nescafé in die Styroporbecher floss.

Sobald sich alle im Konferenzraum eingefunden hatten, schlossen wir die Türen. Es war das erste Mal, dass wir die Gruppe als ganze sahen. Es waren insgesamt siebzehn Teilnehmer, und keiner schien älter als dreißig zu sein. Sie trugen modisch zerrissene Jeans und T-Shirts, und keiner wirkte sonderlich religiös. Eine der jungen Frauen trug sogar ein ärmelloses Hemd und zeigte mehr von ihren Schultern, als wir dies von den Ägypterinnen oder Tunesierinnen kannten, mit denen wir einige Jahre zuvor gearbeitet hatten. Die Männer im Raum, die Bärte trugen, hatten ihr Gesichtshaar sorgfältig gestutzt und erinnerten weniger an Taliban als an Turtle aus der Fernsehserie *Entourage*. Hätten wir es nicht besser gewusst, hätten wir sie für eine Gruppe von freundlichen Studenten halten können, die in den Sommerferien ein bisschen was von der Welt sehen wollen. Während wir darauf warteten, dass Ruhe einkehrte, sah ich genauer hin und erkannte sofort das zentrale Problem, mit dem wir in der kommenden Woche zu tun haben würden. So ähnlich sich die Männer und Frauen im Raum auf den ersten Blick sahen, so unterschiedlich waren sie auf den zweiten. Das Mädchen in der ärmellosen Bluse kam vermutlich aus Damaskus, Aleppo oder einer der größeren Städte des Landes. Sie hatte sorgfältig manikürte Hände und eine Handtasche einer Luxusmarke. Sie sprach fließend Englisch und hatte offensichtlich eine gute Ausbildung genossen. Zwei Stühle weiter saß ein kleiner, untersetzter Mann. Ich wusste nichts über ihn, doch aus seinen groben Händen und seinen gebeugten Schultern schloss ich, dass er sein Geld mit der Arbeit seiner Hände verdiente. Er hatte geflochtene Ledersandalen an, wie sie Bauern tragen und in denen Städter nicht einmal begraben werden wollten. Wie sollten der Bauer und das Mädels aus *Sex and the City* zusammenkommen? Das ist die entscheidende Frage beim Aufbau einer Demokratiebewegung. Wenn sie Assad loswerden wollten, konnten sie sich nicht nur auf die Jungen und Reichen verlassen oder nur auf die Armen und Ausgegrenzten. Wie wir in Ägypten und auf den Malediven gesehen haben, nimmt eine Revolution nur dann Fahrt auf, wenn sich zwei oder

mehr Gruppen, die nichts miteinander zu tun haben, zum gemeinsamen Nutzen verbünden. Das war die eigentliche Herausforderung. Ich habe zwar eine Vorstellung davon, wie man Strategien für einen demokratischen Regierungswechsel planen kann, aber ich bin kein Therapeut und hatte keine Ahnung, wie ich Vertrauen zwischen den sehr unterschiedlichen Menschen in diesem Raum herstellen sollte. Ich holte tief Luft und begann.

»Ich danke euch, dass ihr gekommen seid. Sind wir vollzählig?«

Die Syrer stellten ihre Becher ab und richteten ihre Kopfhörer, durch die unser jordanischer Übersetzer meine Frage auf Arabisch wiederholte.

»Nein, wir sind nicht vollzählig«, antwortete einer der Syrer, ein großer Mann mit dichten Augenbrauen. Er war ein Schmuggler, der sich dem gewaltlosen Widerstand angeschlossen hatte und Aktivisten aus Syrien herausschmuggelte. Für einige Teilnehmer hatte er Papiere organisiert, mit deren Hilfe sie einfach über die Grenze in freundlichere Regionen fahren konnten, andere hatten unter falschem Namen Flüge gebucht und waren über zwei oder drei neutrale Stationen hierhergekommen.

»Drei Leute sind nicht da«, erklärte er. »Einer ist vor zwei Tagen getötet worden, ein Mädchen wurde verhaftet, als sie das Land verlassen wollte, und einer ist nicht gekommen, weil er gemerkt hat, dass er von der Polizei beschattet wird. Wir wissen nicht, was seitdem mit ihm passiert ist.«

Ich dankte dem Schmuggler für seinen Bericht und bat die anderen, sich vorzustellen. Ein professioneller Tänzer aus Damaskus machte den Anfang. Vor der Revolution habe er den ganzen Tag trainiert und abends westliche Fernsehserien gesehen. Er stellte sich vor, dass Syrien vielleicht eines Tages ein normales Land sein könnte; seine Zukunftsvision erinnerte mich ein wenig an Hollywood. Obwohl Syrien im Bürgerkrieg versank, glaube er an gewaltlosen Widerstand.

Der Tänzer schien ein friedlicher Mensch zu sein, doch eine attraktive junge Frau, die ein paar Stühle weiter saß, teilte seine Milde nicht. Sie grinste hinter ihrer dunklen Sonnenbrille hervor und gab knapp zu Protokoll, sie glaube nicht, dass man Assad allein mit gewaltlosem Widerstand stürzen könne; der Diktator werde nur durch Blutvergießen

vertrieben werden. Sie war Studentin aus einer kleineren Stadt im Norden und hatte sich dem Kampf gegen Assad angeschlossen, weil sie unter dem Regime keine Zukunft für sich gesehen hatte. Ihrer Ansicht nach wäre friedlicher Widerstand vorzuziehen, doch angesichts der furchtbaren Situation sah sie keinen anderen Weg als die Gewalt. Das enttäuschte mich, aber es war nicht meine Aufgabe, mit Leuten zu streiten, die ihr Leben aufs Spiel gesetzt hatten, um mir zuzuhören. Also nickte ich und hörte zu, wie sich die anderen vorstellten: ein Fabrikarbeiter, ein Versicherungsvertreter, eine junge Witwe, ein arbeitsloser Jugendlicher. Sie waren sehr unterschiedlich und hatten vor allem eines gemeinsam: Sie waren keine Revolutionäre. Keiner von ihnen hatte ein Jahr zuvor ein brennendes Interesse an der Politik verspürt. Keiner beschrieb sich als Anhänger des Marxismus, Nationalismus oder irgendeines anderen Ismus. Wenn man sie fragte, welches Land sie sich wünschten, antworteten alle »ein normales«. Sie waren ganz einfach anständige Menschen, die nie die Chance gehabt hatten, etwas für ihre Gesellschaft zu tun, und die verbittert waren, weil sie glaubten, dass man ihnen ihre Zukunft geraubt hatte. Der Aktivist, der dies am deutlichsten auf den Punkt brachte, war ein Arzt aus Latakia. Er trug Jeans, einen gelben Anorak und ein schmales Goldkettchen und erklärte uns, er sei ein guter Arzt und habe eine lange Ausbildung genossen. Wenn er in New Jersey leben würde, wie einige seiner Cousins, dann wäre er ein erfolgreicher »Multi«, versicherte er uns. Ich brauchte eine Weile, um zu kapieren, dass er damit »Multimillionär« meinte. Aber in Syrien habe er manchmal Schwierigkeiten, seine Familie zu ernähren. Trotz seiner Fähigkeiten und seiner langen Ausbildung schäme er sich oft. Und daher war er zu dem Schluss gekommen, dass Assad, der mit seinem korrupten Regime keine Möglichkeiten für talentierte Menschen eröffnete, wegmusste. Seiner Ansicht war eine Mischung aus Gewalt und friedlichen Aktionen nötig, um Syrien zu befreien.

Nachdem alle Teilnehmer gesprochen hatten, war ich an der Reihe. Ich öffnete mein Laptop und richtete ein paar Kabel. Mein Kollege Breza schaltete die Lichter aus. Es wurde dunkel, und ich drückte eine Taste.

»Aus dem Chaos kommt Wissen«, sagte ich.

Auf einer großen Leinwand hinter mir erscheinen Bilder aus dem Serbien der späten Neunziger. Genau wie den Ägyptern bei ihrem Besuch in Belgrad wollte ich den Syrern einen Eindruck von dem vermitteln, was ich erlebt hatte. Ich zeigte ihnen ein Bild von Slobodan Milosevic, dessen aufgedunsenem Gesicht man nicht ansehen konnte, welches Grauen dieser Mann entfesselt hatte. Ich berichtete den Syrern von Milosevics Kriegen und zeigte ihnen ein Foto der Leichen von bosnischen Muslimen, die achtlos in Massengräber geworfen wurden. Der Arzt stieß einen leisen Fluch zwischen den Zähnen hervor. Das war Serbien, sagte ich. Dann zeigte ich den Teilnehmern Bilder von Belgrad, das drei Monate lang von der amerikanischen Air Force bombardiert worden war, schilderte die nächtlichen Bombenabwürfe, die viele der berühmten Monumente der Stadt zerstört hatten, und beschrieb ihnen, wie meine Mutter nur knapp überlebt hatte. Damals, sagte ich, gab es in Serbien keine starke Opposition gegen Milosevic, und weder die Nachbarn noch die Vereinigten Staaten hatten den Diktator mit militärischen Mitteln beseitigen können.

Ich drückte eine weitere Taste. Das Bild eines hageren Männchens erschien.

»Wer ist das?«, fragte ich meine Zuhörer.

»Gandhi«, antworteten einige Stimmen. Das war einfach.

Dann zeigte ich ein Foto von Martin Luther King während seiner Ich-habe-einen-Traum-Rede, auf dem der Bürgerrechtler zu den Tausenden friedlichen Demonstranten spricht, die ihn beim Marsch auf Washington begleiteten.

»Weiß jemand, wer dieser Mann ist?«

Ein kurdischer Ingenieur beugte sich vor und antwortete. »Ist das nicht der Befreier der Schwarzen?«

»Nicht schlecht.«

Dann bat ich die Gruppe, einen Moment lang zu vergessen, dass diese beiden Männer nie zu den Waffen gegriffen und es trotzdem geschafft hatten, die Fesseln der Kolonialisierung abzuschütteln beziehungsweise das Rechtsverständnis eines Landes radikal zu verändern. Vergessen wir

einen Moment lang die moralische Überlegenheit des friedlichen Widerstandes, sagte ich. Sehen wir uns die Situation einmal ganz praktisch an. Damit stellte ich meinen Kollegen Slobodan vor, der aufstand und das Podium betrat.

Erstens, egal ob es gegen Milosevic oder Assad geht, liegt die Stärke dieser Männer immer in ihrer Fähigkeit und ihrer Bereitschaft, Gewalt anzuwenden, erklärte Slobodan. Das können diese Diktatoren besonders gut. Sie haben schwer bewaffnete Armeen zur Verfügung. Deswegen ist der gewalttätige Widerstand gegen einen Diktator von Anfang an im Nachteil. Mit Gewalt greift man den Diktator da an, wo er am stärksten ist. Wenn ihr euch mit David Beckham messen wollt, dann lieber nicht auf dem Fußballplatz. Vielleicht im Schach, da könnt ihr gegen ihn gewinnen. Einen Diktator mit Waffen bekämpfen zu wollen ist eine dumme Strategie.

Zweitens nutzt eine Strategie der Gewalt nur den körperlich stärksten Aktivisten. Die Leute, die auf der Straße kämpfen, schwere Geräte herumschleppen und Maschinengewehre feuern können. Alle anderen, die euch vielleicht auch unterstützen könnten – Großmütter, Professoren oder Dichter –, bleiben außen vor. Aber um einen Diktator zu stürzen, müsst ihr alle auf eure Seite bringen, um eine kritische Masse zu erreichen. Mit Gewalt ist das so gut wie unmöglich.

»Du verstehst uns nicht«, erwiderte die Studentin mit der Sonnenbrille. »Assad ist stark. Syrien ist nicht Serbien. Wir sind keine Europäer. Du hast gesehen, was er mit den Kindern gemacht hat.«

Ja, antwortete Slobodan, das ist schlimm. Und ja, es gibt offensichtliche Unterschiede. Aber alle Diktatoren haben eine entscheidende Gemeinsamkeit. Er fragte, was das war.

»Die müssen alle umgebracht werden«, sagte ein Student.

Das war zu viel für die junge Frau in der ärmellosen Bluse. Sie stand auf und redete mit rudernden Armen auf uns ein. Der Übersetzer tat sein Bestes, mitzuhalten, und den atemlosen Sätzen entnahm ich, dass die junge Frau – die, wie ich später erfuhr, Sabeen hieß – den Studenten anfuhr, er habe keinen Respekt und Leute wie er mit seinen barbarischen Absichten seien genau der Grund, warum die arabische Welt so viele

Probleme habe. Ehe die Situation außer Kontrolle geriet, unterbrach ich Sabeen mit einer Frage.

»Ok. Warum bist du hier?«

»Ich will lernen, wie wir Assad mit friedlichen Mitteln absetzen können«, sagte sie in fast akzentfreiem Englisch. Aus der Leichtigkeit, mit der sie sprach, konnte man vermuten, dass sie die Tochter wohlhabender Syrer sein musste. »Wir haben genug vom Krieg.«

»Aber wie willst du gewinnen, wenn nicht durch Krieg?«, fragte ich sie. »Willst du Assad bitten, einfach zu gehen?« Mit meinen bescheidenen Schauspielkünsten verstellte ich meine Stimme und schnitt eine Grimasse. »Bitte, Herr Assad, können Sie bitte damit aufhören, die Leute umzubringen? Das ist nicht nett!« Sabeen schien beschämt, doch die übrigen Teilnehmer lachten und schienen sich zu freuen, dass die eingebildete Sabeen einen Dämpfer bekommen hatte.

»Sabeen«, warf Slobodan ein. »Ich weiß, dass du gute Absichten hast. Und allein weil du hier bist, weiß ich, dass du sehr, sehr mutig bist. Aber du musst verstehen, dass wir hier sind, um einen Krieg vorzubereiten.«

Sie sah ihn verwirrt an. »Das verstehe ich nicht. Ich habe gedacht, es geht um Gewaltlosigkeit, wie bei Gandhi.«

»Darum geht es auch«, erwiderte er rasch. »Aber Gewaltlosigkeit heißt doch nicht, dass wir nicht kämpfen. Der Kampf wird nur mit anderen Mitteln geführt, mit anderen Waffen.«

Sie schien skeptisch. Der Moment war gekommen, die erste wichtige Botschaft des Tages zu vermitteln.

»Schonmal von Sanktionen gehört?«

»Natürlich«, antwortete der kurdische Ingenieur. »Aber die funktionieren doch sowieso nie. Es geht immer ums Öl. Das ist das Einzige, was die Amis interessiert.« Dann hielt er einen langen Vortrag voll konspirativem Unsinn über Israel, die Außenpolitik der Vereinigten Staaten und den Irakkrieg. Es war ziemlich unzusammenhängend und lief darauf hinaus, dass Aktivisten nichts tun konnten, weil Wirtschaftssanktionen ein Spiel der Weltmächte sind, und nicht das der Bürger. Die anderen nickten zustimmend. Der Arzt berichtete, er habe

eine Briefkampagne organisiert, um den Kongress der Vereinigten Staaten zu Wirtschaftssanktionen gegen Assad aufzufordern, doch ohne Erfolg. »Warum sollten die auf uns hören?«, schloss er. »Wir sind doch Nobodys.«

»Auf euch hören sie vielleicht nicht«, sagte ich. »Aber vielleicht auf Sabeen.«

Die Gruppe war verwirrt, allen voran Sabeen. »Warum sollten sie auf mich hören, wenn ich ihnen sage, dass sie kein Öl mehr kaufen sollen?«

»Wer hat von Öl gesprochen?«, antwortete ich und grinste. »Ich habe eher an coole Hotels gedacht.«

»Wie bitte?«, fragte Sabeen.

»Im Ernst. Die gibt es doch in Damaskus, oder?« Sie nickte. Ich bat sie, mir ein paar der vornehmsten Adressen zu nennen, und sie zählte einige auf. Als sie zum Four Seasons kam, unterbrach ich sie.

»Four Seasons!«, rief ich. »Prima Idee!« Ich zeigte auf den untersetzten Bauern. »Du bist da wahrscheinlich Stammgast, oder?« Er grinste breit, und die anderen lachten. »Okay«, sagte ich und grinste zurück, »du vielleicht nicht. Aber die ganzen wichtigen Leute, die aus dem Ausland kommen, schon. Und jetzt stellt euch vor, ihr macht das Hotel dicht.«

»Und wie soll das gehen?«, fragte ein Kurde.

»Das müsst ihr mir verraten. Was könnte jemanden davon abhalten, in dem Hotel zu übernachten?«

»Der Preis!«, rief der Bauer. Das war keine schlechte Antwort.

Eine Hand schoss in die Höhe. Sie gehörte einem eifrigen jungen Studenten. »Was wäre, wenn jemand in das Hotel schleichen und Fotos unter den Türen durchschieben würde, die Aleppo nach einer Bombardierung zeigen?«

Es wurde still im Raum.

»Aber wie soll das gehen?«, fragte jemand in ernstem Ton. »Da sind bestimmt überall Kameras. Wer so was Riskantes macht, kommt bestimmt sofort in den Knast.«

Es war nicht perfekt, aber sie waren auf einer guten Spur.

»Weiß jemand, wem das Four Seasons gehört?«, fragte ich.

Niemand hatte eine Ahnung.

»Ich weiß es auch nicht«, gab ich zu. »Aber ich möchte wetten, dass der Besitzer aus dem Umfeld von Assad kommt. Wahrscheinlich jemand wie Rami Makhlouf. Ist das nicht ein Cousin von Assad und eine der Säulen der syrischen Wirtschaft? Aber egal wem es genau gehört – das Four Seasons ist das größte und angesehenste Hotel in Damaskus, und der Besitzer muss jemand mit guten Beziehungen sein. Und die internationale Hotelkette ist vermutlich zufrieden mit dem Vertrag, den sie mit ihm hat, weil Geld reinkommt. Aber was wäre, wenn man die Kette unter Druck setzen würde, die Konzession zurückzuziehen?

»Warum sollten sie das tun?«, fragte Sabeen.

»Weil man mit Hotelketten leichter kämpfen kann als mit Diktatoren«, meinte der Arzt. »Wenn eine Hotelkette mit der Familie eines brutalen Schlächters in Verbindung gebracht wird, dann sagen sie vielleicht: ›Wisst ihr was, wir brauchen diesen Ärger und die schlechte Presse nicht.«

»In dem Fall müssten wir nicht mal Bilder unter den Türen durchschieben«, fuhr der Student fort. »Denn wenn man in London oder Paris protestiert, oder wo immer die Kette ihre Zentrale hat, und wenn Zeitungen und Blogger über die Unternehmen berichten, die mit dem Regime zusammenarbeiten, dann könnte das ja auch schon funktionieren.«

»Und wahrscheinlich würden andere Marken auch nervös«, fügte Sabeen hinzu.

»Genau«, warf ich ein. »Internationale Unternehmen, die seit Jahren ihre Geschäfte mit Assad machen, werden es sich zweimal überlegen, bevor sie in Syrien investieren. Wem tut das weh?«

»Den Unternehmern«, sagte Sabeen.

»Den Unternehmern«, wiederholte ich. »Und wen unterstützen die normalerweise?«

»Normalerweise unterstützen die Assad«, sagte der Student und sah Sabeen an.

»Genau. Also statt an den Kongress der Vereinigten Staaten zu schreiben und über Öl und Menschenrechte zu sprechen, die richtig großen Themen, konzentrieren wir uns auf ein Hotel und sorgen dafür, dass es schließt und dass andere schließen. Und dann sind die Anhänger von Assad plötzlich gar nicht mehr zufrieden, weil ihre Einnahmen versiegen. Was passiert dann?«

»Die regen sich auf«, meinte Sabeen.

»Natürlich. Und das ist ja verständlich. Und dann kommen sie vielleicht irgendwann auf den Gedanken, dass Assad nicht die einzige Option ist und dass sie sich vielleicht auf seinen Sturz vorbereiten sollten. Was noch?«

Weil niemand antwortete, fuhr ich fort. »Die Reichen mit den Beziehungen haben plötzlich weniger Geld in der Tasche, das sie Assad geben können. So funktioniert doch die Korruption: Assad sagt zu seinem Cousin, ich geb dir ein paar Monopole, wenn du mir einen Tribut zahlst. So wird der Cousin reich, gibt Assad einen Teil von seinen Gewinnen ab, und alle sind zufrieden. Nur ihr nicht. Aber jetzt hat der Cousin sein Hotel verloren und hat nicht mehr so viel Geld, und deswegen kann er Assad nicht mehr so viel bezahlen. Was heißt das für Assad?«

»Seine Frau hat nicht mehr so viel Geld, um in Europa shoppen zu gehen?«, witzelte der Arzt.

»Ja«, sagte ich. »Und er hat weniger Geld, um die Bomben und Patronen zu kaufen, mit denen er euch umbringt. Patronen sind teuer. Bomben sind teuer. Es braucht Geld. Und wir können etwas tun, damit er keins bekommt.«

Das ließ ich einen Moment lang wirken, dann kündigte ich ein Spiel an. Die Teilnehmer sollten Dreiergruppen bilden und Listen von Dingen zusammenstellen, die sie jeden Tag konsumierten – von Luxushotels bis zu Erfrischungsgetränken – und deren Hersteller man vielleicht dazu bringen könnte, ihre Investitionen aus Syrien abzuziehen. Schnell brach ein arabisches Stimmengewirr los. Hin und wieder hörte ich Wörter wie

»Adidas«. Hier und da schlugen sich die Teilnehmer gegenseitig auf die Schulter oder klatschten sich ab. Ich freute mich, nicht nur weil sie Begeisterung entwickelten, sondern weil sie lernten, zusammenzuarbeiten. Sie waren gekommen, um über Revolution zu sprechen, und nun sprachen sie über Turnschuhe. Das fühlte sich normaler an, und genau das war ja der Punkt: Der erste Schritt zum Sturz eines Diktators besteht darin, allen zu zeigen, dass das Leben in einer Diktatur nie normal sein kann.

Zehn Minuten später klatschte ich in die Hände, und die Gruppen kamen in den Kreis zurück. Begeistert präsentierten sie ihre Ideen: Wir können dafür sorgen, dass in Syrien keine internationalen Filme mehr gezeigt werden. Wir können die Leute dazu bringen, kein syrisches Olivenöl mehr zu kaufen. Einige Ideen waren gut, andere weniger. Aber sie hatten die Richtung verstanden. Sie erkannten, dass Assad kein unüberwindliches Monster war, sondern jemand, der gewaltige Summen brauchte, um politisch zu überleben und seine Armeen zu bezahlen. Jeder Tyrann ruht auf wirtschaftlichen Säulen, und diese sind ein viel lohnenderes Angriffsziel als Militärbasen und Präsidentenpaläste. Wenn sie erschüttert werden, dann wackelt sein Thron.

Das sage nicht nur ich. Die Theorie von den Säulen der Macht wurde vom amerikanischen Politikwissenschaftler Gene Sharp entwickelt, dem »Vater der Theorie des gewaltlosen Widerstands«. Jedes Regime ruht auf einer Handvoll Säulen, so Sharp; wenn auf eine oder mehrere dieser Säulen ausreichend Druck ausgeübt wird, dann bricht das Regime früher oder später zusammen. Alle Diktatoren und Regimes, egal wo, nutzen dieselben Mechanismen, um ihre Macht zu erhalten, weshalb ihre Macht weniger stabil ist, als es scheint. Keine Macht ist je absolut, nicht einmal die von Assad. Diktatoren investieren viel Geld, um unbesiegbar zu erscheinen, doch genau das zeigt, dass sie nur Menschen sind, die andere Menschen dirigieren, und dass ihre Macht von der willigen Kooperation anderer abhängt. Der Diktator bezieht seine Macht aus der freiwilligen Zustimmung derjenigen Menschen, die ihm gehorchen. Darauf wollte Slobodan hinaus, als er den Syrern erklärte, dass sich alle Diktatoren in einem Punkt gleichen: Sie sind abhängig von Menschen. Ein Diktator ist darauf angewiesen, dass normale Bürger jeden Morgen zur Arbeit gehen

und dafür sorgen, dass Flughäfen und Fernsehstudios reibungslos funktionieren und die Soldaten ihren Sold rechtzeitig bekommen. Wir müssen verstehen, dass diese Normalbürger, die seinen Befehlen gehorchen, einfach nur ihre Arbeit tun und abends wieder nach Hause gehen wollen. Selbst wenn sie Uniformen tragen und Gewalt ausüben, sind sie nicht unbedingt Monster. Das erklärte ich meinen syrischen Zuhörern. Wenn ein Polizist auf sie einknüppelte, tat er das vermutlich gern – aber nicht, weil er gegen die Freiheit war, sondern weil er Überstunden bezahlt bekam. Solange er sein Geld erhält und solange alles reibungslos läuft, so lange sitzt der Diktator fest auf seinem Thron. Die erste Aufgabe der Aktivisten besteht daher darin, diese reibungslosen Abläufe zu unterbrechen und damit die Säulen der Macht zu erschüttern.

Natürlich sind diese Säulen in jedem Land andere. In kleinen afrikanischen Dörfern könnten es zum Beispiel die Dorfältesten sein, in den serbischen Kleinstädten stellten wir fest, dass wir Ärzte, Priester und Lehrer auf die Seite von OTPOR bekommen mussten. Das waren die Meinungsführer. Bei einer Zusammenarbeit sind sie so etwas wie Aktionäre, die ihr Geld investieren, oder die Wirtschaftsmedien, deren positive Berichterstattung die Aktienkurse hoch hält. Egal ob man im Kampf gegen einen blutigen Diktator die Bewohner eines Dorfs auf seine Seite bringen will oder ob man McDonald's zwingen will, gesunde Menüs anzubieten – man muss immer wissen, an welchen Säulen man rütteln muss.

Es dauerte eine Weile, ehe die Syrer sich mit dem Gedanken angefreundet hatten, aber schließlich war es so weit. Da es spät geworden war, beendeten wir die Sitzung und verabredeten uns für den kommenden Morgen. Als ich meine Sachen zusammenpackte, sah ich, dass einige der Teilnehmer noch zusammensaßen und sich unterhielten. Langsam ging ich nach draußen und sah noch, wie eine Gruppe in einer Eisdiele verschwand. Darunter waren auch Sabeen und der Student. Von ihrer anfänglichen Feindseligkeit war nichts mehr zu spüren. Die beiden lachten.



Mit Lachen zum Sieg



Nehmen Sie sich einen Moment Zeit für eines meiner Lieblingsspiele. Es heißt »Polizei spielen« und geht so: Stellen Sie sich vor, Sie sind die Polizei der türkischen Hauptstadt Ankara. Vor ein paar Tagen haben Wachleute der wichtigsten U-Bahn-Station ein Paar beobachtet, das sich auf dem Bahnsteig küsste. Als strenggläubige Muslime empörten sich die Sicherheitsleute über dieses ungebührliche Verhalten in der Öffentlichkeit, griffen zum Mikrophon und forderten die Fahrgäste über Lautsprecher auf, das Küssen einzustellen. Da in Ankara jeder ein Smartphone hat, wurde innerhalb weniger Minuten die Presse über den Vorfall informiert. Am Nachmittag erkannten die politischen Gegner der regierenden islamistischen Partei diese Geschichte als gefundenes Fressen und forderten ihre Anhänger zu einer Demonstration gegen das Kuss-Verbot auf. Jetzt kommen Sie ins Spiel. Am Samstag, dem Tag der

Demonstration, legen Sie Ihre Uniform an und nehmen Ihren Schlagstock in die Hand, um Ordnung herzustellen. Als Sie und Ihre Kollegen in den U-Bahnhof kommen, rufen mehr als hundert junge Männer und Frauen regierungsfeindliche Parolen und provozieren Sie. Jemand schubst jemanden. Jemand verliert die Beherrschung. Schnell ist das im Gange, was man als Ausschreitungen bezeichnet.

Wenn Sie sich wirklich in die Lage des Polizisten versetzt haben, dann wissen Sie, was Sie jetzt zu tun haben. Sie sind ein Polizeibeamter, Sie haben vermutlich an Schulungen teilgenommen, die Sie auf Situationen wie diese vorbereiten. Das ist überall auf der Welt so. Sie marschieren los, holen Informationen ein, nehmen Ihr Schild hoch und schlagen rhythmisch mit Ihrem Gummiknüppel darauf, um die Menge einzuschüchtern. Kein Grund, sich schuldig zu fühlen – Sie tun schließlich nur Ihre Arbeit. Außerdem schützen Sie sich und Ihre Kollegen vor den Steinen oder was die Demonstranten sonst noch nach Ihnen werfen könnten. Sie rücken vor. Nach ein oder zwei Stunden ist alles vorbei, dreißig oder vierzig Demonstranten sind im Gefängnis, zehn oder zwanzig im Krankenhaus, der Rest ist geflohen. Sie gehen zurück aufs Revier, trinken mit den Kollegen noch einen Kaffee und legen sich abends zufrieden ins Bett, weil Sie ganze Arbeit geleistet haben.

Das war einfach. Jetzt spielen wir das Ganze noch einmal durch.

Es ist Samstagmorgen. Sie kommen in den U-Bahnhof. Es sind mehr als hundert Demonstranten da, die gegen das Kuss-Verbot demonstrieren. Aber sie rufen keine regierungsfeindlichen Parolen, sie rufen überhaupt keine Parolen. Sie küssen einander demonstrativ und machen dazu eklige Schmatz- und Sabbergeräusche und lachen. Es sind auch kaum Plakate zu sehen, nur hier und da ein rosafarbenes Herz mit der Aufschrift »Küss mich« oder »kostenlose Umarmung«. Die Frauen tragen ärmellose Blusen mit tiefen Ausschnitten, die Männer Hemden. Niemand scheint sie zu beachten, die Demonstranten sind viel zu sehr mit der Küsserei beschäftigt.

Was tun Sie jetzt? Sie können sich verschiedene Varianten überlegen, aber ich nehme Ihnen die Mühe ab. Sie können gar nichts tun. Nicht nur, weil die küssenden Demonstranten nicht gegen das Gesetz verstoßen,

sondern auch, weil ihr Verhalten einen großen Unterschied ausmacht. Als Polizist haben Sie gelernt, gegen gewalttätige Demonstranten vorzugehen. Aber niemand hat Ihnen beigebracht, wie Sie auf Humor reagieren sollen.

Und genau das ist das Geniale am Laktivismus. Das Wort ist albern, ich weiß, aber der Gedanke, der dahintersteckt, ist solide. Aber wie so oft bin ich durch Zufall darauf gestoßen.

Es war zu Beginn unserer Aktionen gegen Milosevic, und wie alle Anfänger hatten wir einen Moment, in dem wir uns Rechenschaft ablegen mussten. Als wir uns bei einem unserer Treffen im Raum umsahen, stellten wir fest, dass wir alle Kinder waren. Statt uns klarzumachen, was wir alles hatten, ritten wir auf den vielen Dingen herum, die wir nicht hatten. Wir hatten keine Armee. Wir hatten kein Geld. Wir hatten keinen Zugang zu den quasistaatlichen Medien. Der Diktator hatte eine Vision, und er hatte ein Instrument, um sie durchzusetzen: die Angst. Wir hatten eine bessere Vision, aber an diesem trüben Abend dachten wir, dass wir keine Mittel hatten, um sie durchzusetzen.

Damals erfand ich das Grinsefass.

Die Idee war ganz einfach. Während wir zusammensaßen, meinte jemand, Milosevic sei doch nur deshalb immer noch an der Macht, weil die Leute Angst vor ihm hatten, und jemand anders fügte hinzu, dass sich Angst nur durch Lachen besiegen lässt. Das war so ungefähr das Weiseste, was ich je gehört hatte. Da Monty Python für mich seit jeher gleich neben Tolkien steht, wusste ich, dass Humor nicht nur zum Lachen bringt, sondern auch zum Nachdenken. Also erzählten wir uns Witze. Innerhalb einer Stunde schien es uns durchaus vorstellbar, das Regime mit einem herzlichen Gelächter zum Einsturz zu bringen. Wir wollten mit dem Lachen anfangen.

Auf einer Baustelle organisierten wir ein altes Blechfass und baten unseren »offiziellen« Designer – meinen besten Freund Duda, der die geballte Faust von OTPOR erfunden hatte –, ein möglichst realistisches Konterfei des gefürchteten Diktators darauf zu pinseln. Das machte Duda gern. Zwei Tage später grinste uns ein fieser Milosevic von dem Fass entgegen. Das Gesicht war so komisch, dass selbst ein Zweijähriger

gelacht hätte. Aber wir waren noch nicht fertig. Duda malte noch ein großes Schild mit der Aufschrift »Schlag ihm die Fresse ein. Nur ein Dinar«. Ein Dinar war damals vielleicht zwei Cent wert, also nicht viel. Dann trugen wir das Fass samt Schild und einem Baseballschläger in die Knez-Mihailova-Straße, eine verkehrsberuhigte Prachtstraße im Zentrum von Belgrad. Die Straße geht vom Platz der Republik ab, hier flanieren zu jeder Tageszeit Einkäufer und Spaziergänger, und hierher kommen viele, um die neueste Mode zu sehen und sich mit Freunden zum Kaffee zu treffen. Wir stellten unser Fass mitten auf der Straße auf und zogen uns eilig ins Café Zar zurück.

Die ersten Passanten, die das Fass und das Schild sahen, schienen irritiert und wussten nicht, wie sie auf diese dreiste Zurschaustellung des Widerstands reagieren sollten. Die nächsten zehn waren schon entspannter, einige grinsten, andere nahmen sogar den Schläger in die Hand und schlangen ihn ein paar Augenblicke lang hin und her, ehe sie ihn wieder absetzten und schnell weitergingen. Dann kam der Moment, auf den wir gewartet hatten. Ein junger Mann, vielleicht ein paar Jahre jünger als wir, lachte laut auf, suchte in seiner Tasche, zog eine Münze hervor, warf sie in das Loch oben im Fass, nahm den Schläger, holte weit aus, und drosch auf das Konterfei von Milosevic. Der Knall muss noch fünf Straßen weiter zu hören gewesen sein. Damals gab es noch einige unabhängige Zeitungen und Radiosender, die Milosevic rund um die Uhr kritisierten, und dem Mann war vermutlich klar, dass ihn eine Delle in einem Fass nicht in den Knast bringen würde. Das Risiko war also gering. Und nach dem ersten Schlag gegen Milosevic merkten auch andere, dass sie es sich erlauben konnten. Eine Mischung aus Gruppenzwang und Herdentrieb kam in Gang. Bald bildete sich eine Schlange. Passanten schauten erst zu, dann deuteten sie dorthin, und schließlich lachten sie. Wenig später ließen Eltern ihre Kinder, die zu klein waren, um den Schläger zu heben, gegen das Fass treten. Die Passanten hatten ihren Spaß, und der Lärm war bis hinunter zum Kalemegdan-Park zu hören. Die Dinare klimperten im Fass und es dauerte nicht lange, bis die begeisterte Menge Dudas Kunstwerk und Milosevics Porträt bis zur Unkenntlichkeit zerbeult hatte.

Währenddessen saßen wir im Straßencafé, tranken Kaffee, rauchten und lachten. Es war witzig, den Leuten zuzusehen, wie sie an unserem Fass ihren Dampf abließen. Aber das Beste sollte noch kommen.

Dann rückte nämlich die Polizei an. Inzwischen waren zehn oder fünfzehn Minuten vergangen. Ein Streifenwagen hielt an, zwei Polizisten stiegen aus und nahmen die Szene in Augenschein. In diesem Moment erfand ich mein geliebtes »Polizeispiel«. An diesem Nachmittag im Café spielte ich es das erste Mal. Der erste Impuls der Polizisten war, irgendjemanden zu verhaften. Normalerweise würden sie die Organisatoren eines Protests festnehmen, doch die waren weit und breit nicht zu sehen. Damit blieben den Beamten nur zwei Möglichkeiten. Sie konnten die Leute verhaften, die vor dem Fass Schlange standen – darunter Kellner aus umliegenden Cafés, attraktive junge Frauen mit Einkaufstaschen und Eltern mit Kindern –, oder sie konnten das Fass selbst festnehmen. Wenn sie die Leute verhaftet hätten, wäre es zu einem Tumult gekommen, denn es gab kein Gesetz, das Schläge gegen rostige Fässer verbot, und wenn ein Regime vormals friedliche Bürger radikalieren will, dann kann ihm nichts Besseres einfallen als die massenhafte Festnahme unschuldiger Passanten. Damit blieb nur die zweite Möglichkeit: die Verhaftung des Fasses. Die Polizisten drängten also die Passanten zurück, nahmen das Fass in die Mitte und schleppten es zum Streifenwagen. Ein Freund, der für eine Studentenzeitung schrieb, war mit einer Kamera zur Stelle, um das Spektakel zu fotografieren. Am nächsten Tag sorgten wir dafür, dass die Bilder verbreitet wurden. Unser Witz landete auf der Titelseite zweier oppositioneller Zeitungen, und das war buchstäblich unbezahlbare Werbung. Das Bild sagte mehr als tausend Worte: Wer es sah, wusste, dass Milosevics gefürchtete Polizei nicht mehr war als ein komischer Haufen unfähiger Trottel.

Ich liebe diese Geschichte, und in unseren CANVAS-Seminaren ist das meist eine der ersten, die unsere Ausbilder Sandra, Sinisa oder Rasko erzählen. Und meist reagieren die Teilnehmer genau wie meine ägyptischen Freunde bei unserem Rundgang über den Platz der Republik: »So was funktioniert bei uns nicht.« Darauf sage ich meist zweierlei. Erstens zitiere ich Mark Twain (der kann sich gar nicht irren!), der sagte: »Die Menschheit hat nur eine wirklich effektive Waffe – das Lachen ...

Dem Angriff des Lachens hält nichts und niemand stand.«^[22] Und dann erinnere ich meine neuen Freunde daran, dass sich der Humor zwar von einem Land zum anderen unterscheidet, dass Lachen an sich aber universell ist. Das habe ich bei meinen Begegnungen mit Aktivisten in aller Welt gelernt. Menschen aus der Westsahara oder Papua-Neuguinea mögen nicht über dieselben Dinge lachen wie ich, aber wir sind uns alle einig, dass Witz stärker ist als Angst. Wie Komiker müssen gute Aktivisten einfach ein paar erlernte Fähigkeiten einsetzen.

Als Erstes müssen sie wissen, wer ihr Publikum ist. Ich habe einmal eine witzige Geschichte über einen Komiker gehört – ich weiß nicht mehr, welcher, und möchte mich bei dem Betreffenden entschuldigen –, der durch Clubs tingelte. Er war komisch, aber unbedarft und konnte zwar einen Witz basteln, aber mit seiner Sozialkompetenz war es nicht allzu weit her. Eines Abends stieg der arme Spaßmacher auf die Bühne und begann eine Nummer über die Katze seiner Freundin. Das Mistvieh wisse immer ganz genau, wann es im Schlafzimmer heiß hergehe. Dann springe es aufs Bett, rühre sich nicht mehr vom Fleck und ruiniere mit seinem Gemaunze den Höhepunkt. Der Komiker verstieg sich in einer Hasstirade auf die Katze, erklärte, er würde sie am liebsten umbringen, und beschrieb in witzigen Details, wie er ihr sämtliche neun Leben austreiben wolle. Es war eine rasante, komische Nummer, aber niemand im Publikum lachte. Der Komiker verbeugte sich und verließ die Bühne. Einige Zuschauer buhten. Erst später erfuhr unser Mann, dass er auf der Benefizveranstaltung des örtlichen Tierheims aufgetreten war.

Wenn er seine Hausaufgaben gemacht hätte, dann hätte er seine Witze auf die Bedürfnisse seines Publikums zugeschnitten und hätte die Bühne mit Applaus verlassen. Das gelang den Polen oft. In den Achtzigern führte dort die Gewerkschaftsbewegung Solidarnosc ihren Kampf gegen das kommunistische Regime. Die Aktivisten wussten, dass ihr Publikum, die kommunistischen Herrscher, keine abweichenden Meinungen zugelassen hätten. Es war nicht wie in Belgrad, wo die Existenz unabhängiger Medien und die zähneknirschende Duldung einiger oppositioneller Stimmen den Passanten das Gefühl gab, dass sie auf ein Fass mit dem Bild von Milosevic eindreschen konnten. Im kommunistischen Polen

mussten die Aktivisten nicht nur komisch sein, sondern auch noch sehr subtil dabei vorgehen.

Und so kam es, dass an einem eisigen Februarabend des Jahres 1982 die Einwohner von Świdnik, einem kleinen Ort im Osten Polens, ihre Fernsehapparate spazieren fuhren.^[28]

Diese legendäre Protestaktion begann damit, dass einige Aktivisten es leid waren, jeden Abend um halb acht den Fernseher einzuschalten und zusehen zu müssen, wie lächelnde Nachrichtensprecher ihre rosigen und verlogenen Regierungsverlautbarungen verlasen. Zunächst bestand ihr Protest einfach darin, keine Nachrichten mehr zu sehen. Aber das war nicht genug: Wenn sie nur ihren Apparat ausschalteten und im Dunkeln saßen, dann bekam es ja keiner mit. Damit der Boykott funktionierte, musste er öffentlich sein, und er musste so subtil sein, dass die Polizei nichts dagegen unternehmen konnte.

Wie Komiker, die neues Material ausprobieren, improvisierten sie. Erst zogen sie den Stecker und stellten ihre Geräte um halb 8 auf ihr Fensterbrett. Das war ein guter erster Schritt und eine sichtbare Botschaft. Aber es war nicht witzig und deshalb wenig inspirierend. An diesem Punkt kamen die Schubkarren ins Spiel. Jemand organisierte einige davon und lud seine Freunde ein, ihre Geräte auf die Straße zu bringen, auf die Karre zu legen und sie durch die Straßen zu schieben. Bald konnten die Bewohner von Świdnik abends Freunde und Nachbarn sehen, die lachend ihre Fernseher durch die Straßen kutschierten, als wären es Kinderwägen. Die halbe Stunde, die sie früher vor dem Fernseher gesessen und die offiziellen Nachrichten gesehen hatten, verwendeten sie nun dazu, sich zu unterhalten, Klatsch auszutauschen und sich gemeinsam daran zu freuen, dass sie dem Regime die Stirn boten.

Es war ein hübscher Witz, der sich bald auch auf andere Städte ausbreitete. Die verblüfften Behörden überlegten, was sie tun könnten. Sie konnten schließlich niemanden verhaften, denn es gab kein Gesetz, das es polnischen Bürgern verbot, ihren Fernseher auf einer Schubkarre durch die Straßen zu schieben. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als den Beginn der Ausgangssperre von 22 auf 19 Uhr vorzuziehen, um die

Polen dazu zu zwingen, zu Hause zu bleiben. Das würde dem Unfug Einhalt gebieten, meinten sie.

Doch sie täuschten sich. Wie ein junger Komiker, der Gefallen am Applaus des Publikums gefunden hat und immer mehr davon will, suchte der polnische Widerstand immer größere und auffälligere Gesten. Es wurde allerdings immer schwieriger, denn das Regime hielt nun Ausschau nach kleinsten Zeichen des zivilen Ungehorsams. Im Jahr 1987, als sich die Konfrontation mit der Diktatur immer weiter zuspitzte, planten sie den größten Witz ihrer Kampagne. Sie wollten in Massen auf die Straße gehen, um ihre bedingungslose und leidenschaftliche Liebe zum Kommunismus zu demonstrieren.

Als die Regierung im Oktober den 70. Jahrestag der Russischen Revolution beging, kündigte Solidarnosc eine eigene Gedenkveranstaltung an. Die Gewerkschafter druckten Flugblätter und riefen die Bevölkerung in der schwülstigen Sprache des Regimes auf, »die Passivität der Massen zu durchbrechen«. Versammelt euch auf dem Platz und tragt Rot, forderten sie die Bürger auf.

Bald waren überall auf den Straßen rote Schuhe, rote Schals, rote Krawatten, rote Lippenstifte, rote Hemden und rote Mäntel zu sehen. Die Rotträger sahen aus wie Komparsen in einem schlechten sowjetischen Propagandafilm, und die Polen kugelten sich vor Lachen. Die Behörden fanden das gar nicht komisch. Es war offensichtlich, dass sich die vielen Rothemden über die Ideologie lustig machten, aber wie konnten die Kommunisten eine prokommunistische Veranstaltung unterbinden? Die Polizei stand Spalier und wartete nur auf einen Vorwand, um loszuschlagen. Als einige Teilnehmer, die keine rote Verkleidung hatten finden können, an einem Imbissstand Brot in Ketchup tunkten und damit winkten, war es schließlich so weit. Die Polizei schloss den Imbissstand und verhaftete einen Demonstranten. Mehr war nicht zu machen. Bis 1989 hatte die Opposition mehr oder weniger freie Wahlen erzwungen, und 1990 war sie an der Macht.

Aber die Polen kannten nicht nur ihr Publikum. Sie kannten auch ein anderes Gesetz des Humors: Timing ist alles. So stellten sich beispielsweise Aktivisten an einem Internationalen Frauentag auf den

Plätzen des Landes auf und verteilten kostenlose Damenbinden. So nutzten sie den Kalender, um die Bürger daran zu erinnern, dass selbst Dinge des täglichen Bedarfs im katastrophal ineffizienten polnischen Markt kaum zu bekommen waren.

Auch gewaltlose Aktivisten aus dem Iran stellten ihr gutes Timing unter Beweis. Den Iranern ist der Fußball fast genauso heilig wie der Koran. Als der Iran daher in einem Weltmeisterschaftsqualifikationsspiel gegen Südkorea antrat, konnte man sicher sein, die Aufmerksamkeit des ganzen Landes zu bekommen.

Das wussten auch Fatma Iktasari und Shabnam Kazimi, als sie sich am Nachmittag des entscheidenden Spiels im Jahr 2012 anzogen. Obwohl es heiß war, trugen sie Jeans, schwarze Jacken und Wollmützen. Das war die einzige Möglichkeit, ins Stadion zu kommen, denn Frauen dürfen im Iran keine Fußballspiele besuchen. Das ist nur einer von vielen Zwängen, denen Frauen in dieser extrem konservativen religiösen Gesellschaft unterliegen. Die Mullahs behaupten natürlich, dies geschehe zum Schutz der Frauen, weil die Gesänge und Flüche der Fans die Reinheit der sensiblen weiblichen Seelen besudeln könnten. Aber Fatma und Shabnam hatten keine Angst vor ein paar schmutzigen Wörtern. In ihren Verkleidungen marschierten sie an den Aufsehern vorbei, um zuzusehen, wie ihre Nationalmannschaft den Gegner schlug und die Teilnahme in der Weltmeisterschaft errang. Doch kurz nach dem Anpfiff legten sie ihre Verkleidung schnell ab. Die Sitznachbarn sahen, dass Frauen im Stadion waren und dem Spiel beiwohnten. Während Fatma und Shabnam jubelten und sangen, machten sie immer wieder Fotos von sich und luden sie in die sozialen Netzwerke hoch, weil sie wussten, dass sie ein Renner werden würden.

An jedem anderen Tag hätte die Aktion vermutlich weniger Aufmerksamkeit erregt und wäre schnell vergessen worden. Aber da es Fußball war und um die WM-Teilnahme ging, wurde die Geschichte größer, als sie eigentlich war. Die iranischen Behörden standen vor einem Dilemma. Die Polizei konnte nur verlieren. Wenn sie die Frauen verhaftete, stand sie vor einem internationalen Millionenpublikum schlecht da und das Land riskierte möglicherweise FIFA-Sanktionen und einen Ausschluss von der Weltmeisterschaft. Und wenn sie tatenlos zusah,

während die Frauen das Spiel genossen, animierte sie die 35 Millionen Frauen im Iran, die unter den frauenfeindlichen Gesetzen leiden, womöglich zu ähnlichen Aktionen.

Die Fußball-Aktion wurde zum Symbol, und wie das bei Symbolen immer so ist, zu einer Projektionsfläche für alle möglichen Interpretationen. Für viele waren Fatma und Shabnam nicht einfach zwei Aktivistinnen, die sich gegen die von vielen Iranern verhassten repressiven und frauenfeindlichen Gesetze auflehnten. Sie symbolisierten vielmehr die Hoffnung selbst und waren ein Versprechen, dass sie irgendwann in einem Land leben würden, in dem alle Bürger unabhängig von ihrem Geschlecht ein Fußballspiel besuchen konnten. Ein Iraner brachte diesen Wunsch in einem miserablen Gedicht zum Ausdruck: »Heldinnen! Kriegerinnen! Träumt von dem Tag, an dem ihr mit euren Kindern ins Freiheits-Fitnessstudio geht.« So mäßig die Dichtkunst war, so klar ihre Botschaft: Der Mummenschanz war ein Erfolg. Die Aktivistinnen hatten das Dilemma der Behörden ausgenutzt und einen der meistgefürchteten Sicherheitsapparate der Welt in eine Situation gebracht, in der er nur verlieren konnte.

Vielleicht haben Sie Ihre Zweifel, ob sich das auf politische Komik übertragen lässt. Erfolgreicher Aktivismus muss schließlich Botschaften kommunizieren und darf nicht zum bloßen Slapstick verkommen. Aber es hat schon seinen Grund, dass der Humor heute ein wichtiges Instrument im Arsenal der politischen Aktivisten ist: Er funktioniert. Erstens besiegt er die Angst und macht optimistisch. Außerdem verleiht er Coolness und hilft einer Bewegung, neue Anhänger zu finden. Und schließlich kann er den Gegner zu plumpen Reaktionen provozieren. Der beste Laktivismus zwingt Diktatoren und ihre Sicherheitsapparate in eine Situation, in der sie nur verlieren können, und höhlt ihre Glaubwürdigkeit aus, ganz egal, wie sie reagieren. Die meisten Politiker, ob demokratisch gewählt oder nicht, zeichnen sich durch Überheblichkeit und Selbstüberschätzung aus. Wenn sie zu lange an der Macht sind, haben sie ihr retuschiertes Porträt so oft in Zeitungen und auf Titelseiten gesehen, dass sie sich zu ernst nehmen und an ihre eigenen Lügen glauben. Deshalb machen sie dumme Fehler, wenn sie mit dem Laktivismus konfrontiert werden. Die Mächtigen verstehen nämlich keinen Spaß.

Doch der Lactivismus führt Ihre Demokratiebewegung über bloße Streiche hinaus, denn er hilft, den Mörtel zu zersetzen, der die Diktatur zusammenhält: die Angst. Das passiert selbst an einem der unlustigsten Orte der Welt, in Baschar al-Assads Syrien. Als sich mein CANVAS-Kollege Breza und ich mit einigen führenden syrischen Aktivisten trafen – eine solide gewaltlose Truppe, die den mordenden Dschihadisten, die das Land durchsetzt haben, die Führung der Revolution entreißen wollen –, behaupteten sie genau wie alle anderen als Allererstes, dass das, was in Serbien funktioniert hatte, in Syrien völlig undenkbar sei. Und der Grund, den sie nannten, war die Angst. »Das funktioniert in Damaskus nicht«, erklärten sie uns. »Heute hat jeder Angst vor allem und jedem.« Doch wir waren überzeugt, dass sich diese Angst vertreiben ließ. Danach war alles möglich.

Angesichts der zigtausend ermordeten Zivilisten hielten uns die Aktivisten (deren Namen ich aus naheliegenden Gründen für mich behalte) für verrückt. Aber in den Wochen und Monaten nach unserem Workshop schienen es sich einige zu überlegen. Sie fanden kreative Möglichkeiten, dem Schrecken mit Humor zu begegnen. Sie hatten verstanden, dass Lactivismus nichts mit Dummejungenstreichen zu tun hat, sondern dass dahinter ernste strategische Entscheidungen stehen. Zu den ältesten Witzfiguren von Filmemachern gehören die vertrottelten Polizisten – unfähige Tollpatsche, die mit ihren Schlagstöcken herumfuchteln, aber nie einen Verbrecher fangen. Wenn die Syrer Assads Mörder als Clowns sähen, dann verlöre das Regime seine wichtigste Waffe: die Angst.

Als Erstes kauften sich die Aktivisten ein paar Eimer roter Lebensmittelfarbe. Nach Einbruch der Dunkelheit schlichen sie sich zu einigen Brunnen auf den wichtigsten Plätzen von Damaskus und schütteten die rote Farbe ins Wasser. Als die Stadt am nächsten Morgen erwachte und der Arbeitsverkehr begann, sah es aus, als würden die Brunnen Blut spucken – ein gutes Bild für die brutale Unterdrückung durch Assad. Nun hatten die vertrottelten Polizisten ihren Auftritt: Wütend schickte die Polizei Einsatzwagen los, um mit dem Problem fertig zu werden, doch die Ordnungshüter mussten bald feststellen, dass sie warten mussten, bis sich die Farbe von selbst herauswusch. In der

Zwischenzeit durften sich die Damaszener am amüsanten Anblick von Polizisten erfreuen, die mit dummen Gesichtern um Brunnen herumstanden, auf Anweisungen von Vorgesetzten warteten und aussahen, als hätten sie keine Ahnung, was sie taten. Es dauerte eine Woche, bis das Wasser wieder normal aussah.

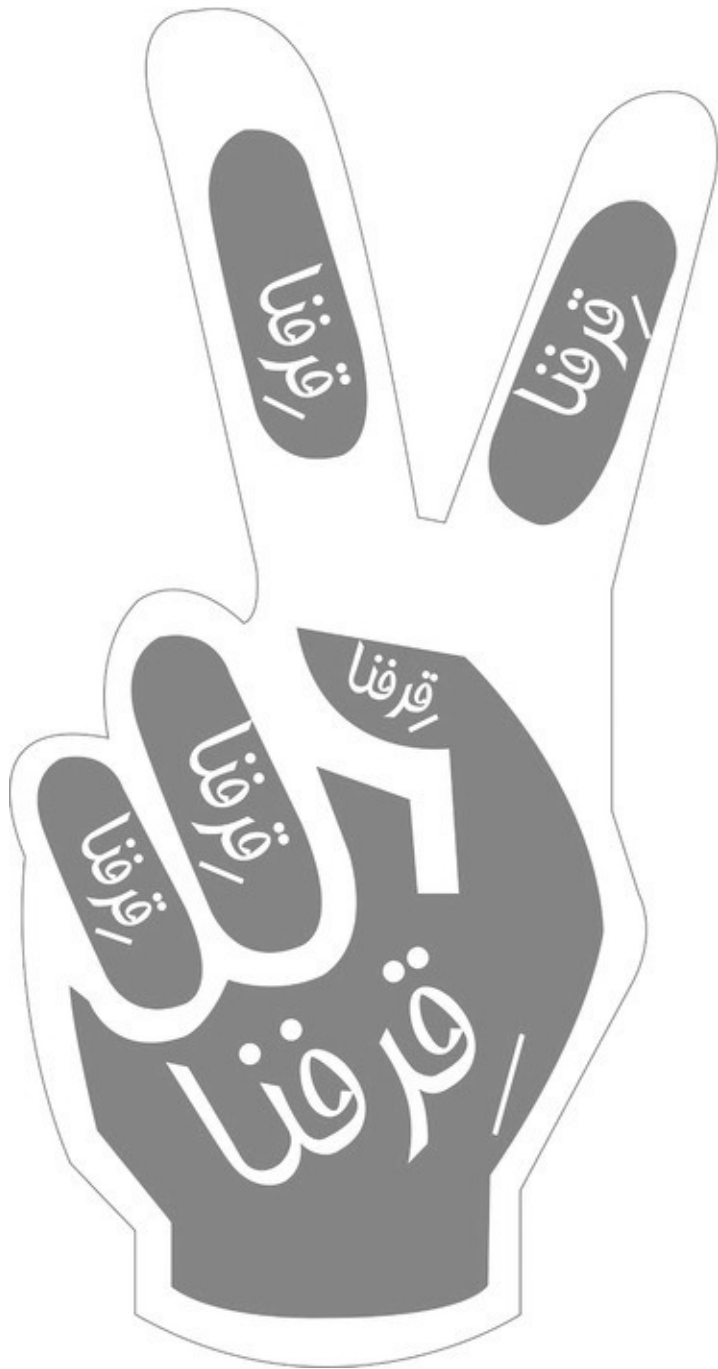
Aber die Polizei von Damaskus musste nicht nur die Brunnen im Auge behalten. Sie mussten sich auch mit Tischtennisbällen herumschlagen. Tausenden. Es begann damit, dass syrische Aktivisten Anti-Assad-Slogans wie »Freiheit« und »Es reicht« auf Massen von Tischtennisbällen schrieben und diese aus Müllsäcken in die schmalen und steilen Straßen von Damaskus kippten. Es ist verzeihlich, wenn jemand die Wirksamkeit dieser simplen Taktik im Kampf gegen einen mörderischen Diktator anzweifelt. Was würde diesen mutigen Aktivisten als Nächstes einfallen? Am Präsidentenpalast klingeln und weglaufen? Beim Pizzadienst anrufen und Assad Pizza schicken? Aber die Aktivisten ließen sich nicht beirren. Die Tischtennisbälle tauchten wieder und wieder auf. Bald wusste jeder, was das unverwechselbare Geklacker der Bälle auf den steilen Gassen von Damaskus bedeutete: Die gewaltlose Opposition ärgerte das Assad-Regime.

Bald wurden die Sicherheitskräfte auf den Plan gerufen. Diese Tischtennisbälle widersetzten sich der Ordnung und waren eine Bedrohung für die Staatssicherheit. Sie könnten andere zu ähnlichen Taten ermuntern. Vielleicht würden andere Sportartikel eine gefährliche Allianz mit ihnen eingehen. Die Tischtennisbälle mussten gestoppt werden, ehe es zu spät war. Die Polizei erhielt die Order, alle auffindbaren Tischtennisbälle dingfest zu machen und zu verhaften. Und jetzt wurde es richtig interessant. Sobald irgendwo in Damaskus eine Tüte voller Anti-Assad-Bällchen auftauchte, trat wenige Minuten später die gefürchtete Geheimpolizei auf den Plan – wohlgerüstet bis an die Zähne bewaffnet – und jagte hinter jedem auffindbaren Ball her. Schnaufend und keuchend durchstreiften sie die Hauptstadt und sammelten jeden Tischtennisball einzeln ein. Dabei entging ihnen offenbar, dass die Bällchen, wie zuvor die Brunnen, lediglich die Requisiten der Komödie waren. Die eigentlichen Hauptdarsteller waren sie, die Sicherheitskräfte des Regimes, die als Clowns posierten.

Der Moment war gekommen, den Einsatz zu erhöhen. Wie Harvey Milk wussten die Syrer, dass nichts so wirkungsvoll ist wie Scheiße. Dank der Wunder der Technologie besorgten sich die Witzbolde ein paar hundert USB-Lautsprecher, kleine Sticks, auf die sie beliebte Widerstandshymnen wie »Assad ist ein Schwein« speicherten. Die Minilautsprecher versteckten sie an den schlimmstmöglichen Orten: in stinkenden Mülleimern, widerlichen Dreckhaufen und anderem ekligen Abfall. Bald schallte Musik durch die Straßen – illegale, regimefeindliche Musik. Die Polizei erhielt den Auftrag, die Darbietungen zu beenden, die Lautsprecher ausfindig zu machen und sie zu zerstören. Doch dazu mussten sie die Ärmel hochkrempeln und ihre Hände in einen ekligen Dreckhaufen nach dem anderen stecken, natürlich in aller Öffentlichkeit. Die Tischtennisbälle waren schon gut, aber das war richtig gut. Es war vermutlich das witzigste Straßentheater, das Damaskus seit langem gesehen hatte.



Mit ein bisschen Kreativität und einfachstem Zubehör kann jeder seine Botschaft verbreiten. Die sudanesische Aktivistengruppe GIRIFNA – »Uns reicht's« – arbeitet seit langem am Sturz des Diktators Umar al-Baschir, des völkermordenden Irren, der den Bürgern des Sudan seit Jahrzehnten sämtliche Freiheiten vorenthält und die Region Darfur in eine Hölle verwandelt hat. Allerdings ist der Sudan kein Land, in dem man einfach zu einer Demonstration in der Hauptstadt Khartum aufrufen kann, weil man damit rechnen muss, verhaftet und gefoltert zu werden. Deshalb konnten es die Aktivisten nicht wagen, unter den wachsamen Augen von Baschirs Spionen ihre Unterstützung für die Demokratiebewegung zum Ausdruck zu bringen. Wie verbreiteten die Aktivisten von GIRIFNA also ihre Botschaft? Sie wählten die Farbe Orange als ihr Symbol und forderten ihre Anhänger auf, überall Orangen bei sich zu tragen. Es funktionierte, und schon bald trugen mehr und mehr Menschen bei ihren Erledigungen Orangen bei sich. Die Orangen tauchten überall auf. Es war perfekt, denn das Risiko war gering. Wer wird schon verhaftet, weil er eine gewöhnliche Frucht bei sich trägt? Niemand. Und in dem unwahrscheinlichen Fall, dass es doch Ärger geben sollte, konnten die Unterstützer ihre Orangen einfach aufessen, wegwerfen oder sich dumm stellen. Es war eine kluge Lösung für ein sehr reales Problem.



Solche und ähnliche Akte des Ungehorsams sind deshalb effektiv, weil sie sorgfältig geplant werden. Aber wie wir wissen, entsteht Komik oft aus der Improvisation – sie reagiert auf Entwicklungen, findet spontane Witze oder treibt die Absurdität einer Situation auf die Spitze. Auch für diese Art Komik ist in gewaltlosen Protesten immer Raum. Die Yes Men aus den Vereinigten Staaten sind Meister des humorvollen Aktivismus. Man könnte eine Menge Geschichten über die Yes Men erzählen, aber meine

Lieblingsanekdote ist die Aktion, mit der Andy Bichlbaum und Mike Bonanno die Welthandelsorganisation abschafften.

Dazu dies vorab: Die Welthandelsorganisation ist eine grenzübergreifende Institution, die den internationalen Handel gestalten soll, doch in den Augen vieler Kritiker ist sie vor allem eine Einrichtung, mit deren Hilfe die reichen Nationen auf Kosten der armen ihre Interessen durchsetzen. Und Andy und Mike sind zwei Mittvierziger aus der Mittelschicht, die nichts dagegen haben, sich hin und wieder in Secondhand-Läden einzukleiden. Aus Verärgerung über die Politik der Welthandelsorganisation richteten sie 1999 eine Website ein, deren Adresse sich nur minimal von derjenigen der echten Welthandelsorganisation unterschied. Wenn man die Seite der Organisation suchte und zufällig über die von Andy und Mike stolperte, hätte man den Unterschied kaum bemerkt. Sie bauten ein Kontaktformular in die Seite ein und warteten, dass jemand anbiss.

Es verging einige Zeit. Dann kamen die ersten Fragen. Schließlich landete die Einladung einer renommierten Konferenz in Salzburg in ihrem Briefkasten. Andy und Mike kratzten jeden Cent zusammen, liehen sich Geld von Freunden, kauften ein paar Anzüge und zwei Tickets nach Österreich. Als sie mit ihrem Vortrag an die Reihe kamen, hielten sie eine professionell wirkende Präsentation, in der sie erklärten, die Demokratie ließe sich nur vor den vielen Gefahren retten, die sie bedrohten, wenn man sie privatisierte und die Bürger ihre Stimmen an die Meistbietenden verkauften.

Der Witz schlug ein paar kleinere Wellen, blieb aber weitgehend unbemerkt. Andy und Mike wiederholten ihn noch ein paarmal, darunter auf einem Diskussionsforum in Finnland, wo sie ein riesiges phallusähnliches Objekt präsentierten, das untätige Fabrikarbeiter per Stromstoß zur Arbeit antreiben sollte. Aber wie die Polen, Syrer und jeder gute Komiker wurden sie immer dreister. Eines Nachmittags traten die vermeintlichen Vertreter der Welthandelsorganisation daher auf eine Bühne in Sydney und verkündeten, dass der Moment gekommen sei, die Welthandelsorganisation abzuschaffen.

Nachdem sie eine Stunde lang trockene Zahlen über die vielfältigen Vergehen von Unternehmen präsentiert hatten, rüttelten sie ihre Zuhörer wach. Andy verkündete, die Welthandelsorganisation habe endlich eingesehen, dass die Globalisierung nur den reichen Konzernen nütze, aber nicht den Bürgern. Daher richte die Institution mehr Schaden als Nutzen an und werde augenblicklich ihre Tätigkeit einstellen. Stattdessen werde sie als Handelsaufsichtsorganisation neu gegründet und wolle sich um den Verbraucherschutz und die Überwachung von Konzernen kümmern. An diesem Tag kamen Andy und Mike gleich zweimal in die Schlagzeilen: Einmal, als leichtgläubige Journalisten ihren Witz als echte Nachricht vermeldeten, und dann, als die Medien den Witz als solchen erkannten und erneut darüber berichteten. Plötzlich erfuhren auch Menschen von der Welthandelsorganisation, die noch nie von ihr gehört hatten, und Andy und Mike standen intelligenter und attraktiver da als dieses anonyme internationale Konglomerat, das sie beschämen wollten. Alles, was diese Improvisationskomiker dazu benötigten, war eine Internetseite und ein paar Flugtickets.

Andere brauchen für ihre humorvollen Aktionen nicht einmal das. Sibirien, die berühmte russische Region mit reichen Böden und armen Einwohnern, ist die Heimat einer besonders erfolgreichen Gruppe von Laktivisten. Anfangs hatten sie mit Humor allerdings nichts am Hut. Als Wladimir Putin 2012 wieder einmal die Wahlen gewann und die kleine, allmächtige Oligarchie ihre Macht im Kreml weiter festigte, wollten Oppositionspolitiker in der südwestsibirischen Stadt Barnaul eine Demonstration gegen Wahlbetrug anmelden. Die Behörden verweigerten die Genehmigung. Weil sie nicht mit dem Gesetz in Konflikt kommen und keine Verhaftungen riskieren wollten, meldeten sie ihre Demonstration ein weiteres Mal an, und wieder wurde die Genehmigung verweigert. So ging das Spiel einige Male, bis irgendwann selbst den idealistischsten Teilnehmern klar wurde, dass sie in ihrer Stadt wohl nie demonstrieren können würden.

Wohl aber ihre Spielsachen.



An einem eisigen Februartag versammelten sich die Aktivisten im Zentrum der Stadt mit den Lieblingsspielsachen ihrer Kinder. Zusammen kamen sie auf hundert Figuren aus Überraschungseiern, hundert Lego-Männchen, zwanzig Spielzeugsoldaten, fünfzehn Stofftiere und zehn Spielzeugautos.^[29] Die Spielfiguren trugen kleine Schilder, Pinguine protestierten gegen Korruption, Elche gegen Wahlbetrug.

Natürlich wurden Fotos gemacht, und schon bald war der Spielzeugprotest in ganz Russland berühmt. Auf einem Foto konnte man sehen, wie sich sogar Polizisten über die Lego-Revolution amüsierten. Und warum auch nicht? Es war schließlich komisch. In den nächsten Wochen wurden im ganzen Land Teddybären, Actionhelden und Plüschtiere mobilisiert und marschierten mit Spruchbändern durch die Straßen.

Ermuntert durch die Miniatur-Protestbewegung meldeten die Organisatoren der ursprünglichen Demonstration von Barnaul eine weitere Lego- und Überraschungsei-Demo in ihrer Stadt an. Doch inzwischen hatten die humorlosen Behörden genug von den aufwieglerischen Spielsachen. Die Kreml-Bürokratie beschloss, den

Spielzeugdemonstrationen ein für alle Mal einen Riegel vorzuschieben. In einer Lokalzeitung informierte die Regierung die Bürger über ein Versammlungsverbot für unbelebte Gegenstände.

»Sie werden verstehen, dass Spielwaren, zumal importierte Spielwaren, keine russischen Bürger und nicht einmal Menschen sind«, erklärte ein örtlicher Behördenvertreter namens Andrej Ljapunow vor der Presse. »Es ist denkbar, dass sich die Organisatoren von ihren Spielsachen inspiriert fühlen und sie als ihre Freunde betrachten, doch das Gesetz sieht das leider anders. Weder Spielsachen noch Flaggen, Teller oder Haushaltsgeräte können an einer Versammlung teilnehmen.«

Der humorlose Ljapunow war gefundenes Fressen für jeden Komiker. Der russische Propagandaapparat gibt sich größte Mühe, um der Öffentlichkeit ein bestimmtes Image von Putin zu vermitteln. Alle Welt kennt die lächerlichen Bilder von Zar Wladimir, der mit nacktem Oberkörper wilde Tiere niederringt, durch eisige Fluten taucht und Judo praktiziert. Wie konnten Lego-Männchen und Stoffelche eine Bedrohung für diesen Mann darstellen? Am Ende machte sich Putin zum Gespött.

Laktivismus kann nicht nur die Angst und das Image der Unbesiegbarkeit überwinden helfen, mit denen Autokraten ihre Herrschaft festigen, sondern sie können auch der Bewegung selbst ein »cooles« Image verleihen. Mohammed Adel und seine ägyptischen Freunde wurden Meister des Laktivismus. Humor wurde bald ein zentrales Element im Kampf gegen Mubarak. Demonstranten brachten Schulhefte mit zu Versammlungen, um zu zeigen, dass sie ihre »ausländische Agenda« zu Hause gelassen hatten. Ein Bild machte die Runde, das einen typischen Windows-Installationsbildschirm zeigte; von einem Server namens »Tunesien« sollte eine Datei namens »Freiheit« kopiert werden, doch dann tauchte eine Fehlermeldung auf: »Freiheit kann nicht installiert werden. Entfernen Sie Mubarak und versuchen Sie es noch einmal.« Es war ein schöner Witz; die Graphik ist bis heute der Bildschirmhintergrund auf meinem Computer. Mohammed und seinen Freunden war es zu verdanken, dass es cool wurde, jeden Tag auf den Tahrir-Platz zu kommen und sich als politisch aktiv zu zeigen. Jeden Tag strömten mehr Demonstranten auf den Platz – nicht nur, um Mubarak zu stürzen, sondern auch, um ein Teil dieser coolen Aktion zu sein.



Mohammed Adel und seine couragierten Freunde hatten erkannt, dass Humor ein billiges Mittel ist, um normale Bürger in die Bewegung zu holen. Zur Zeit der Ägyptischen Revolution behaupteten seriöse politische Kommentatoren immer wieder Unsinn wie: »Die Leute werden irgendwann das Interesse verlieren und die Demokratiebewegung wird sich totlaufen.« Aber diese »Experten« hatten das Spiel nicht verstanden. Die Mehrheit der Ägypter ist unter dreißig – wer würde sich in diesem Alter die beste Party der Stadt entgehen lassen?

Revolutionen sind eine ernste Angelegenheit. Sie erschüttern ganze Gesellschaften, krepeln politische und wirtschaftliche Systeme um und betreffen Millionen von Menschen. Deshalb haben wir sie vermutlich so lange ernststen Menschen überlassen. Erinnern wir uns nur an die mürrischen Gesichter von Revolutionären wie Lenin, Mao, Fidel und Che. Wenn Sie mehr als drei Fotos finden, auf denen diese Leute lachen und sich amüsieren, dann schicke ich Ihnen einen Keks. In den Protesten der vergangenen Jahrzehnte kommt eine neue Form des Aktivismus auf. Politischer Humor ist so alt wie die Politik selbst, und Satire und Witze sind seit Jahrhunderten ein Medium, um der Macht den Spiegel vorzuhalten. Aber die Laktivisten der Gegenwart haben dem Humor neue Dimensionen gegeben. Gelächter und Spaß sind heute nicht mehr nur Randerscheinungen der Strategie – oft *sind* sie die Strategie. Gewaltlose Aktivisten von heute verschieben die Taktiken weg von

Ressentiments, Ärger und Wut hin zu einer viel wirkungsvolleren Form des Aktivismus, der mit Spaß arbeitet. Und erstaunlicherweise ist dieser Aktivismus umso wirkungsvoller, je härter Diktatoren dagegen vorgehen.

Kapitel 6

Wie Unterdrückung zum Bumerang wird



Erinnern Sie sich an einen Film, in dem George Clooney einen Unternehmer spielt, der die meiste Zeit in Flugzeugen und Flughäfen zubringt? Ich sehe nicht ganz so cool aus wie George Clooney, wenn ich mit meinen schmutzigen Turnschuhen durch den Metalldetektor gehe, aber ich komme im Jahr auch auf mehr als 150000 Flugkilometer und verbringe mein Leben mehr oder weniger unterwegs. Meine Frau Mascha sagt mir oft, ich tue nur so, als lebte ich in Belgrad, mein eigentlicher Wohnsitz sei die Lufthansa-Lounge im Frankfurter Flughafen. So geht das schon seit Jahren. Inzwischen kann ich Ihnen sagen, an welchem Großflughafen der Welt es die beste Pizza gibt, wo man die bequemsten Sessel für ein Nickerchen findet und wo es die am wenigsten ekligen Klos gibt. Ich weiß aber auch noch mehr. Flughäfen sind Mikrokosmen ihrer Gesellschaft, und wenn Sie den Flughafen lange genug studieren, können

Sie eine Menge über die Gesellschaft lernen, die ihn errichtet hat. Amerikaner leben beispielsweise in einem Sicherheitswahn, weshalb sie auf dem Weg zum Terminal so viele alberne Untersuchungen wie möglich durchführen. Außerdem sind sie ausgesprochen kinderfreundlich und haben ein Bewusstsein für die Bedürfnisse von Behinderten, weshalb es in den Flughäfen viele niedrig angebrachte Trinkbrunnen, Wickeltische und Rollstuhlrampen gibt. In Europa ist dagegen Nikotinsucht ein großes Thema, weshalb neben jedem Gate Glaskäfige errichtet wurden, in denen die Reisenden nach dem Ausstieg möglichst schnell ein Kippchen qualmen können. Und die Italiener demonstrieren ihr legendäres Organisationstalent, indem sie Ihr Gepäck gleich nach Ankunft des Flugzeugs am Terminal verschlampen.

In Südostasien sind die Menschen spiritueller: Hier tut das Flughafenpersonal alles, um Mönchen den gebührenden Respekt zuteilwerden zu lassen. In Thailand wird der Flugreisende auf Hinweisschildern darüber informiert, dass buddhistische Mönche sogar noch vor den Alten und Behinderten Vorrang haben. Im Abflugbereich haben die Ordensmänner ihre eigene Lounge, die vom Warteraum der weltlichen Flugreisenden streng abgeschirmt wird. Wenn Sie in Kambodscha am Schalter in der Schlange stehen, kann es Ihnen passieren, dass ein frommer junger Mann in orangefarbenen Roben an Ihnen vorüberschwebt, während die übrigen Wartenden ehrfürchtig den Kopf senken. Das ist zum einen ärgerlich, aber es hat auch seinen Charme und verrät etwas über die Stellung der Mönche in buddhistischen Gesellschaften. Burma ist keine Ausnahme: Die halbe Million heiliger Männer in safranroten Roben sind der Burmesen liebstes Kind und werden mit ehrfürchtigen Blicken und freundlichen Almosen bedacht. Sie stehen über den alltäglichen politischen Konflikten, was in Burma eine durchaus beneidenswerte Situation ist. Das Land leidet nämlich seit 1962 unter einer Militärdiktatur, und die Burmesen haben in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder erfolglos versucht, das Joch der Generäle abzuschütteln.

Bei den Wahlen des Jahres 1990 gewann die Demokratin Aung San Suu Kyi mit großem Abstand. Natürlich erklärte das Regime die Wahlen für ungültig und ging hart gegen die Demokratiebewegung vor. Die Parteien

kamen zurück in den politischen Gefrierschrank, und dann passierte zwei Jahrzehnte lang nichts mehr. Bis die Generäle 2007 eine Reihe brutaler wirtschaftlicher Einschnitte vornahmen und die Menschen ein weiteres Mal auf die Straße gingen. Einer davon war Ashin Kovida.

Wenn man Ihnen den Mann vorstellen würde, müssten Sie nicht wissen, dass »Ashin« ein burmesischer Ehrenname für einen Mönch ist, um zu erkennen, dass Sie einen heiligen Mann vor sich haben. Er ist klein und spricht sehr leise, so dass man sich vorbeugen muss, um ihn zu verstehen. Aber als 2007 die Ölpreise in die Höhe schossen und die Regierung die Lebensmittelsubventionen strich, kam dieser freundliche Mann zu dem Schluss, dass es genug war. Die Militärjunta musste gehen. Und wie so viele Hobbits fühlte er sich dafür verantwortlich, sich an die Spitze dieser Veränderungen zu stellen.

Glücklicherweise fand er Inspiration.^[30] Auf unerfindlichen Wegen wurde eine Kopie des Films *Bringing Down a Dictator* über den Beitrag von OTPOR zum Sturz des Diktators Milosevic nach Burma geschmuggelt, in die Landessprache übersetzt und in das ferne buddhistische Kloster gebracht, in dem Kovida damals lebte. Der Dokumentarfilm inspirierte Kovida: Die Männer und Frauen auf dem Bildschirm waren zwar nicht annähernd so fromm wie er – es waren schließlich serbische Flegel –, aber sie waren genauso jung und motiviert, und vor allem hatten sie Erfolg mit etwas gehabt, das sich Kovida für sein Land sehnlichst wünschte. Auch er wollte eine Diktatur stürzen. Um seine Revolution zu beginnen, tat er einen extremen Schritt: Er verkaufte seine Mönchsrobe, und mit dem Erlös druckte er ein Pamphlet, in dem er Burmesen aller Schichten zu einer Demonstration einlud.

Diese Demonstration fand am 19. September 2007 statt. Mit von der Partie waren rund 400 weitere Mönche. Obwohl die Demonstrationenfreiheit in Burma damals kaum größer war als in Nordkorea, waren die Bürger überzeugt, dass es die Armee nicht wagen würde, mit Gewalt gegen diese Gruppe vorzugehen. Es handelte sich schließlich nicht um einfache Störenfriede. Es waren Mönche, die höchste moralische Autorität des Landes. Selbst die Generäle würden eine bestimmte Grenze nicht überschreiten, nahmen sie an.

Sie täuschten sich.

Kaum waren Kovida und seine Anhänger auf der Straße erschienen, als die Soldaten das Feuer eröffneten. Dutzende Demonstrationsteilnehmer wurden ermordet. Es folgten massive Verhaftungen, Tausende Mönche wurden zu Haftstrafen von sechzig Jahren und mehr verurteilt und oft in Arbeitslager deportiert. Es war die brutalste Maßnahme des Regimes seit Jahrzehnten. Doch diesmal waren die Generäle einen Schritt zu weit gegangen. Mit ihrem Vorgehen gegen die Mönche lernten sie eine Lektion, die Tyrannen regelmäßig zu spät begreifen: Unterdrückung wird früher oder später zum Bumerang. In ihrem Zorn über die Gewalt gegen die Mönche begannen die Burmesen einen Protest, der bald als »Safran-Revolution« bezeichnet wurde. In Folge dieser Proteste unternimmt Burma heute erste Schritte in Richtung einer Demokratisierung, die einst inhaftierte Oppositionsführerin Aung San Suu Kyi ist heute eine prominente Parlamentsabgeordnete, und Kovida, der Mönch, der die Revolution anstieß, engagiert sich bis heute für demokratische Reformen in seiner Heimat.

In gewisser Weise war es ein Geschenk für die Revolutionäre, dass das Regime derart brutal gegen die Mönche vorging. Mit ihrer Grausamkeit und Dummheit brachten die Generäle Menschen auf die Straße, denen es zuvor nie eingefallen wäre, auf die Straße zu gehen – aber nun konnten sie nicht mehr zu Hause sitzen und die Hände in den Schoß legen. Die Generäle hatten sich ihr eigenes Grab geschaufelt. Es ist ein verbreiteter Fehler, und deshalb können und müssen Aktivisten lernen, Unterdrückung zum Bumerang zu machen. Das allein kann den Ausschlag für Erfolg oder Misserfolg geben.

Die Unterdrückung gegen die Unterdrücker zu kehren ist eine Methode, die ein bisschen an Jiu-Jitsu erinnert: Sie müssen die stärkste Karte Ihres Gegners gegen ihn verwenden. Zuvor müssen Sie allerdings verstehen, wie Unterdrückung funktioniert. Sie müssen wissen, dass Unterdrückung nicht einfach eine teuflische Macht ist, die aus einem fauligen Quell im bösen Herzen Ihrer Feinde aufsteigt. In Wirklichkeit ist Unterdrückung vielmehr eine kalkulierte Entscheidung. Von Schuldirektoren bis Diktatoren erreichen Autoritäten mit der Unterdrückung zwei unmittelbare Ziele: Erstens bestrafen sie

Ungehorsam und zweitens ersticken sie künftige Probleme im Keim, indem sie potentiellen Störenfrieden eine unmissverständliche Botschaft senden. Wie in anderen erwähnten Beispielen wirkt Unterdrückung über die Angst: Angst vor Bestrafung, Angst vor Verhaftung, Angst vor dem Gulag, Angst vor Demütigung, Angst vor allem.

Aber Angst ist kein Selbstzweck. Ein Diktator hat kein Interesse daran, ein Spukschloss zu regieren. Er will nur, dass Sie gehorchen. Denn am Ende liegt es an Ihnen, ob Sie gehorchen oder nicht. Nehmen wir an, Sie erleben ein Albtraumszenario aus einem Mafiafilm und ein Irrer zwingt Sie, einen Graben auszuheben. Er hält Ihnen eine Pistole an den Kopf und droht damit, Sie umzubringen, wenn Sie die Schaufel nicht in die Hand nehmen. Er hat sicher die Macht, Ihnen Angst einzujagen, und es ist bestimmt nicht einfach, mit jemandem zu diskutieren, der Ihnen eine Pistole an die Schläfe drückt. Aber kann Sie tatsächlich irgendjemand zu irgendetwas zwingen? Nein. Sie entscheiden selbst, ob Sie zur Schaufel greifen oder nicht. Sie haben immer die Möglichkeit, sich zu weigern. Die Strafe kann schrecklich sein, aber Sie haben trotzdem die Möglichkeit, sich zu weigern. Und wenn Sie sich weigern, die Schaufel in die Hand zu nehmen, und der Typ Sie erschießt, dann haben Sie ihm immerhin keinen Graben ausgehoben. Mit Unterdrückung und Angst sollen Sie also nicht dazu gezwungen werden, etwas gegen Ihren Willen zu tun –, denn das ist unmöglich –, sondern Sie sollen zum freiwilligen Gehorsam gebracht werden. Und genau hier kriegen sie Sie.

Ich gebe zu, diese Erkenntnis habe ich von Gene Sharp, dem Meister der gewaltlosen Aktion. Sharp erkannte, dass sich Diktatoren deshalb an der Macht halten, weil die Menschen sich zum Gehorsam entscheiden. Dafür können sie viele Gründe haben, aber der wichtigste ist die Angst. Wenn Menschen also ihren Gehorsam aufgeben sollen, dann dürfen sie keine Angst mehr haben. Und das, wovor wir am meisten Angst haben, ob in einer Diktatur oder einer Demokratie, ist das Unbekannte. Deswegen fürchten sich Kinder im Dunkeln, und deshalb zittern wir vor Angst, wenn wir zum ersten Mal zum Onkologen gehen.

Aber wie wir in Serbien gelernt haben, gibt es gegen die Furcht vor dem Unbekannten ein gutes Mittel: das Wissen. Seit den Anfangstagen von OTPOR war die wirkungsvollste Waffe der Polizei gegen uns die

Androhung der Verhaftung. Wohlgermerkt die Androhung der Verhaftung, nicht die Verhaftung selbst. Die Drohung war wirkungsvoller als die Tat, denn solange wir nicht von Milosevics Polizei verhaftet worden waren, wussten wir nicht, wie die Gefängnisse aussahen, und weil wir wie alle Menschen Angst vor dem Unbekannten hatten, stellten wir uns Milosevics Kerker vor wie die Grube von Carkoon aus *Krieg der Sterne*. Aber als sich die Lage zuspitzte, wurden viele von uns verhaftet, und als wir wieder freikamen, berichteten wir anderen von unseren Erfahrungen. Wir ließen kein Detail aus. Jede Einzelheit unseres Gefängnisaufenthalts hielten wir schriftlich fest und gaben diese Informationen an unsere Mitstreiter weiter. Wir wussten, dass noch viele unserer Mitstreiter von den Schergen des Diktators verhaftet werden würden, und wir wollten, dass sie haarklein wussten, was sie zu erwarten hatten.

Als Erstes wurde man mit Handschellen gefesselt. Eine Schelle wurde viel fester gezogen als die andere, weshalb man meinte, einem würde die Faust explodieren. Männer warnten wir, dass sie in kleine Zellen mit Dieben und Betrunkenen kamen, die alles vollkotzten, und Frauen wiesen wir darauf hin, dass sie vermutlich einige Stunden mit Prostituierten verbringen würden. Es stank nach Kotze und Pisse. Bei Verhaftung wurde uns der Gürtel abgenommen, so dass die Hose herunterrutschte, was die Peinlichkeit noch vergrößerte. Da einem auch die Schnürsenkel abgenommen wurden und die Turnschuhe nicht mehr hielten, eierte man mehr, als dass man ging. Dann wurden einem Fingerabdrücke genommen und man wurde zum Verhör gebracht, wo es wie in schlechten Kriminalfilmen einen guten und einen bösen Polizisten gab. Der erste bot einem Zigaretten und etwas zu trinken an, der andere schrie herum und schlug auf den Tisch. Beide stellten dieselben Fragen: Wer ist der Anführer von OTPOR? Wie ist OTPOR organisiert? Woher bekommt OTPOR sein Geld? Wir rieten den Verhafteten zu antworten, »OTPOR hat keine Anführer«, »OTPOR organisiert sich in jedem Viertel« und »OTPOR bekommt Geld von Serben im Ausland und von normalen Bürgern, die wollen, dass wir in Freiheit leben«. Wenn die Bullen auf einen einbrüllten, musste man sich nur an diese drei Sätze erinnern. Wie ein Schultheater verlief das Ganze immer nach demselben Schema.

Diese Vorbereitung auf eine wahrscheinliche Verhaftung war unser »Plan B«, und sie wirkte wahre Wunder. Bald sprachen wir nicht mehr ängstlich vom Gefängnis, sondern abfällig, und rissen unsere Witze darüber. Wir wussten, was uns erwartete. Natürlich war das Gefängnis nach wie vor eine schreckliche Erfahrung, aber weniger schrecklich als die finsternen Dinge, die wir uns ausgemalt hatten, ehe wir eigene Erfahrungen gesammelt und einander aufgeklärt hatten. Wenn wir von der Polizei geschnappt wurden, hatten wir schon unterschriebene Vollmachten für befreundete Anwälte dabei. Wir legten lange Telefonlisten an, so dass im Falle einer Verhaftung sofort Eltern, Freunde und Partner informiert werden konnten. Und wir hatten zahlreiche vorgefertigte Pressemitteilungen in der Schublade, die Sekunden nach einer Verhaftung herausgegeben werden konnten – wir mussten nur die Namen der Aktivisten und die Adresse des Gefängnisses einsetzen.

Plan B wirkte Wunder, weil er der Unterdrückung des Diktators den Stachel nahm und uns half, mit der Angst fertig zu werden. Natürlich hatten wir damit immer noch keinen Einfluss darauf, was Milosevic mit uns anstellen würde, und uns war klar, dass es früher oder später Opfer geben würde. Wir gingen davon aus, dass einige von uns ihre Arbeit verlieren, zu langen Haftstrafen verurteilt und vielleicht auch gefoltert und getötet werden würden. Damit gingen wir um, indem wir jedem und jeder die menschliche Zuwendung gaben, die er oder sie brauchte. Bei OTPOR vergaßen wir nie, dass jeder Mensch ein einmaliges Individuum mit Familie und Verantwortung ist. Wie Soldaten wurden wir eingeschworen, niemanden zurückzulassen, und wir bereiteten uns darauf vor, das Schlimmste zu ertragen. Bald waren einige von uns bereit, schier unglaubliche Risiken einzugehen, weil sie wussten, dass im Falle einer Verhaftung hinter den Kulissen eine ganze Bewegung alle Anstrengungen unternahm, um sie wieder freizubekommen.

Plan B nahm uns die Angst vor dem Unbekannten. Verhaftet zu werden bedeutete, dass man einem exklusiven Zirkel beitrat und dass man die Gewalt der Sicherheitskräfte nicht allein ertragen musste. Mehr noch, sobald wir die Angst verloren und uns organisierten, erkannte die Polizei, dass sie umso mehr zu befürchten hatte, je härter sie gegen uns vorging. Die Unterdrückung wurde zum Bumerang.

Versetzen Sie sich in deren Lage. Stellen Sie sich vor, Sie sind Polizeibeamter in Serbien. Sie haben sich der Polizei angeschlossen, um Kriminelle dingfest zu machen. Und nun sollen Sie zehn Studenten aus dieser Gruppe namens OTPOR verhören. Die meisten Treffen dieser Organisation zeichnen sich durch Witze und Gelächter aus, und auch wenn Sie das nicht zugeben dürfen, finden Sie einige der Streiche dieser Bande sogar ganz witzig. Vielleicht fühlen Sie sich an Ihre eigene Jugend erinnert. Aber Dienst ist Dienst, und deshalb müssen Sie Ihre Gefühle mit Ihrem übrigen persönlichen Kram im Spind einschließen. Sie stellen den Jugendlichen einige Fragen, die man Ihnen vorgegeben hat, und die Verhafteten geben Ihnen dieselben nutzlosen Antworten, die Sie schon hundertmal gehört haben. Durch das Fenster hören Sie ungefähr fünfzig Leute, die vor der Polizeiwache Lieder singen und die Namen der verhafteten Jugendlichen rufen, und Sie sehen, wie sie jedem der vorübergehenden Polizisten Blumen oder Plätzchen reichen. Eltern und Anwälte der Verhafteten drängen sich auf den Fluren, verstopfen die Telefonleitungen mit ihren Anrufen und hindern Ihre Kollegen daran, echte Verbrechen aufzuklären. Alle gefühlte drei Sekunden fragt eine höfliche Oma – vielleicht Ihre Nachbarin – mit leiser Stimme: »Warum schlagen Sie unsere wunderbaren Kinder?« Spätestens an diesem Punkt weiß man nicht mehr, wer mehr unter den Verhaftungen leidet, OTPOR oder die Polizei.

Stellen Sie sich nun die Szenen vor, wenn die Verhafteten schließlich freigelassen werden. Sobald Sie auf die Straße hinaustreten, werden sie von Gruppen von schreienden, jubelnden, pfeifenden und applaudierenden Fans begrüßt. Wir nannten es die Taktik des Popstar-Empfangs, und es funktionierte hervorragend. Selbst blasse, picklige Streber wurden nach einer Verhaftung plötzlich sexy. Natürlich erkannten auch die schlauen Mitarbeiter aus dem engsten Kreis um Milosevic, was da vor sich ging. Im Mai 2000 erfuhren wir, dass die serbische Geheimpolizei in einem Bericht an die Regierung erklärte, dass die Unterdrückung das Regime in größere Bedrängnis bringe und jede Verhaftung eines OTPOR-Mitglieds zwanzig neue Mitglieder werbe. Aber das wollte der Diktator nicht hören. Milosevic und seine Frau – die Dame

mit den Plastikblumen im Haar – forderten mehr Verhaftungen. Und genau das wollte OTPOR auch.

Da eine Verhaftung das Coolste war, was man für seinen Sozialstatus tun konnte, machte OTPOR dies zum Teil seines Marketing. Wir druckten T-Shirts mit der OTPOR-Faust in drei verschiedenen Farben, je nach Zahl der Verhaftungen. Innerhalb weniger Wochen wurden die schwarzen T-Shirts mit der weißen Faust zum begehrtesten Modeartikel in Belgrad, cooler als alles, was Prada oder Abercrombie entwerfen konnten. Der Grund: Wir vergaben schwarze T-Shirts an Leute, die zehnmal oder häufiger verhaftet worden waren.

Das war zwar ein gewaltiger An Schub für OTPOR, aber wir waren noch weit von unserem Ziel entfernt. Wir wussten, dass Unterdrückung über Angst funktioniert, wir hatten so viel wie möglich über die Mechanik der Unterdrückung in Erfahrung gebracht und nahmen sie als annehmbares Berufsrisiko wahr. Nun mussten wir Strategien entwickeln, um die Unterdrückung zu beseitigen. Das war deutlich schwerer und gelang vielleicht nirgends so gut wie in Subotica.

Subotica ist eine mittelgroße Stadt im Norden Serbiens, nahe der ungarischen Grenze. Obwohl die Stadt mehr als 100000 Einwohner hat, ist sie ihrem Namen treu, der so viel bedeutet wie »kleiner Samstag«. Subotica ist eine Industriestadt, die Einwohner sind fleißige Menschen, aber sie gehen auch öfter zur Kirche als die übrigen Serben und verbringen ihre Freizeit gern in schmucken öffentlichen Gebäuden wie Theatern, Schulen und Bibliotheken. Wenn ich nicht jemand wäre, der dauernd das Gemenge von Nachrichten und Bars und Leuten und Konzerten und Aktion bräuchte, dann würde ich gern in einer Stadt wie Subotica leben. Unter Milosevics Herrschaft lebte die Stadt unter der Knute eines Polizeibeamten, den wir Iwan nennen wollen.

Wenn Sie *Robocop* gesehen haben, dann haben Sie ein ungefähres Bild davon, wie Iwan aussieht. Wenn nicht, dann stellen Sie sich einen zwei Meter großen Hünen vor, dessen Haut an Stahl erinnert, dessen leise Stimme so bedrohlich ist, dass Hündchen jaulend davonlaufen, und der an guten Tagen ein Sadist und an schlechten ein tollwütiger Psychopath ist. Wenn OTPOR-Mitglieder Geschichten austauschten und sich darin maßen,

wen es am schlimmsten erwischt hatte, dann gewannen immer die Leute aus Subotica, die erzählten, wie Iwan jemandem zum Spaß mit dem Stiefel das Handgelenk zertreten hatte oder wie er eine junge Frau eine derartige Ohrfeige verpasst hatte, dass sie wie eine Figur aus einem Zeichentrickfilm um die eigene Achse kreiselte, ehe sie zu Boden fiel. Als sich OTPORs Demonstrationen gegen Milosevic intensivierten, hatten unsere Freunde in Subotica ein echtes Problem: Was macht man mit Leuten wie Iwan?

Auf den ersten Blick hatten sie ganz schlechte Karten. Bei jemandem wie Iwan ist Wissen kaum ein Mittel gegen die Angst – so schrecklich war Iwan. Er schien allmächtig. Er war nicht nur ein Hüne und Schläger, sondern er hatte auch einen Dienstausweis, mit dem er in einer kleinen Stadt wie Subotica schalten und walten konnte, wie es ihm beliebte. Das war nicht Belgrad, wo wir uns darauf verlassen konnten, dass uns die unabhängigen Medien als Helden feierten. Das war die finstere Provinz. Und in einer Stadt mit einem hohen Anteil von Ungarn und Kroaten würde Iwan, der feuerspuckende Serbe, mit nationalistischem Hass über seine Opfer herfallen. Der Mann war eine Geißel Gottes. Und weil alle in der Stadt vor Iwan zitterten, war er natürlich bei seinen Vorgesetzten besonders beliebt. Männer wie er hielten die Massen in Schach. Hätten die gewaltlosen Aktivisten von Subotica versucht, vor Iwans Gefängnissen Partys zu feiern, um die Gefangenen zu unterstützen, dann hätten sie nichts zu lachen gehabt. Dem Mann war nicht beizukommen. Bis jemand auf die Idee mit dem Friseur kam.

Es war ein gammliger kleiner Friseursalon in einem gammligen kleinen Viertel, die Art von funzeligem, hässlichem Laden, wie ihn nur Nachbarn betreten, und dann vor allem, um den neuesten Klatsch zu hören, und weniger wegen der Frisierkünste der Meisterin. Aber eines Morgens hing, gut sichtbar für alle Passanten, ein kleines handgeschriebenes Schild im schmutzigen Fenster. Auf dem Schild war ein Foto des schrecklichen Iwan zu sehen, und darunter stand die einfache Feststellung: »Dieser Mann ist ein Schläger.« Schon bald tauchten überall im verschlafenen Subotica ähnliche Schilder auf. »Rufen Sie diesen Mann an«, stand auf den Schildern. »Fragen Sie ihn, warum er unsere Kinder schlägt.« Darunter stand die Telefonnummer des Polizeireviers.

Iwan war mehr als ein Schläger, und man hätte ihm noch eine ganze Menge andere Schimpfwörter an den Kopf werfen können. Doch die Aktivisten, die diese Schilder aufgestellt hatten, wollten nicht seine Autorität in Frage stellen, sein rechtswidriges und brutales Vorgehen hinterfragen oder seine Einstellung zu OTPOR kommentieren. Man konnte OTPOR zustimmen oder nicht, aber das war gar nicht die Frage. Unseren Aktivisten ging es um etwas viel Einfacheres. Der Friseursalon, in dem das erste Schild aufgehängt wurde, war just der Salon, in dem sich Frau Iwan – die vermutlich kaum kleiner und weniger bedrohlich gewesen sein dürfte als ihr Gatte – die Haare schneiden und frisieren ließ. Wenn sie hereinkam und das Schild sah, dann würde aus dem sonst so erfreulichen Friseurbesuch ein ärgerliches und beschämendes Erlebnis. Und wenn sie an diesem Abend nach Hause kam, dann würde sie ihren Mann fragen, was hinter diesem Schild steckte.

Iwan konnte uns alle verprügeln, wenn er wollte. Aber er war machtlos gegen die Zungen seiner Nachbarn und der Freundinnen seiner Frau. Das waren keine frechen Rebellen wie wir – das waren seine Leute. Von diesen Leuten wollte er anerkannt werden. Ehe die Schilder auftauchten, behielten viele Leute ihre Ansichten über Iwan für sich, vermutlich in der Annahme, der Rest von Subotica halte den Mann für eine Säule der Gesellschaft. Doch die Kampagne sprach das aus, was viele Leute im Innersten dachten und nicht zu sagen wagten: Iwan war ein Schläger. Und in einer Gemeinschaft ist ein Schläger, der die Kinder anderer Leute verprügelt, ein Ausgestoßener.

Aber es kam noch dicker für Iwan. Als seine Kinder am nächsten Morgen zur Schule kamen, begrüßte sie von jedem Baum ein Bild ihres Vaters. Die Kinder wurden von ihren Klassenkameraden gehänselt und verspottet. Bald wollten einige Eltern, dass ihre Kinder nicht mehr mit Iwans Lieblingen spielten. Im Haus von Iwan wurde die Luft dick. Gerüchte behaupteten, dass ihn selbst seine Saufkumpane mieden. Iwan zahlte für seine Brutalität, und der Preis war höher, als er erwartet hatte. Er lebte in völliger gesellschaftlicher Isolation. Ich wünschte, ich könnte Ihnen berichten, dass die öffentliche Beschämung in einer Kampagne zur Entlassung von Iwan mündete oder dass er seine Irrwege erkannte und sich OTPOR anschloss. Aber ich weiß es nicht. Vermutlich blieb Iwan bis

zu seiner Pensionierung bei der Polizei und lebt heute auf Staatskosten von seiner Rente. Aber darauf kommt es auch gar nicht an, denn in den Monaten nach der genialen Kampagne berichteten unsere Freunde aus Subotica, Iwan sei nur noch ein Schatten seiner selbst. Er erscheine zwar noch zu Verhaftungen, doch er tue desinteressiert und spule nur die Formalitäten ab. Die Zeiten der Tritte und Schläge waren vorbei. Ich bin mir sicher, dass nun *er* sich als Opfer sah.

Die Schilder waren nicht mehr als eine Taktik, um einen mächtigen Gegner auszuschalten. In den Occupy-Protesten kamen ähnliche Methoden zur Anwendung, als die Polizeibeamten Anthony Bologna aus New York City und John Pike von der University of California herausgegriffen und öffentlich angeprangert wurden, weil sie friedliche Demonstranten mit Tränengas angegriffen hatten.^[31] Im Zeitalter der sozialen Medien lässt sich der Pranger nicht nur als Reaktion auf eine unglückliche Begegnung mit einem Iwan, Anthony oder John verwenden, sondern als zentrale Strategie, um Botschaften zu transportieren und Gegner zu einer Debatte zu zwingen, die sie andernfalls nicht hätten führen müssen. Das demonstriert eine Geschichte über meinen Lieblingsmonarchen der Gegenwart, Zar Wladimir Putin den Ersten.

Wir erinnern uns alle daran, wie Zar Wladimir von einer Gruppe musikalischer Provokateurinnen herausgefordert wurde, einem Dutzend junger Frauen mit Skimasken und dem wahnsinnig witzigen Namen Pussy Riot. Ihre Lieder waren genauso dezent wie ihr Name, ihr größter Hit war »Putin Zassal« oder »Killt den Sexisten«. Wie die Sexpistols vor ihnen inszenierten sie laute und provokative Konzerte. Und wie die Sexpistols bekamen sie einiges an Presse. Sie stürmten eine orthodoxe Kirche mitten in Moskau und improvisierten dort ihren Song »Punkgebet – Mutter Gottes, jag Putin fort«. Fromme Russen, die das Video im Internet sahen, waren schockiert. Aber anders als die Sexpistols, die alles gaben, um die Krone gegen sich aufzubringen, aber stets an der unerschütterlichen Monarchin scheiterten, fanden sie im heimtückischen Putin und seinen speichelleckenden Bürokraten ihren perfekten Gegner. Statt einfach über die Angelegenheit hinwegzusehen, inszenierte die russische Führung einen gewaltigen Schauprozess, dessen Akte 2800 Seiten füllte und mit langjährigen Strafen in Arbeitslagern endete.^[32]

Im Februar 2012, vor dem Schlag gegen Pussy Riot, hatten außerhalb Russlands nur wenige Menschen von der Band gehört. Aber mit ihrer Verhaftung wurden sie schlagartig in aller Welt berühmt. Je mehr Putins Leute auf eine Verurteilung drängten, umso mehr taten sie für die Bekanntheit der jungen Frauen. Die Mitglieder der Band, die auf freiem Fuß blieben, nahmen einen weiteren Song auf, in dem sie höhnten, Putin solle die Musikerinnen doch bitte noch härter bestrafen. Selbst Madonna stimmte bei ihrem Konzert in Moskau einen Sprechchor für Pussy Riot an. Es bestand kein Zweifel, wer die Situation beherrschte: Die Sängerinnen von Pussy Riot provozierten das Putin-Regime und brachten es dazu, seine Macht zu missbrauchen. Damit demonstrierten sie aller Welt, dass Putin ein Despot war, und zwar ein lächerlicher Despot, der nicht einmal in der Lage war, ein paar vorlaute Mädchen zum Schweigen zu bringen. Der russische Präsident stand da wie ein Koch, der kein Ei kochen kann. Für einen Mann wie Putin, der sich gern oben ohne im Ringkampf mit Tigern abbilden lässt, konnte es keine schlimmere Demütigung geben, als von ein paar Kindern mit dem Namen Pussy Riot vorgeführt zu werden.

Wenn Aktivisten die Unterdrückung zum Bumerang machen wollen, müssen sie Situationen identifizieren, in denen Menschen ihre Macht in maßloser Weise in die Waagschale werfen. Vor kurzem unternahmen beispielsweise einige ganz normale Schüler aus Kansas einen Ausflug nach Topeka, um mit dem Gouverneur Sam Brownback zu sprechen. In meiner Schulzeit im kommunistischen Jugoslawien der Achtziger gab es nicht die Meinungsfreiheit, die westliche Schüler heute genießen, und ich hatte auch kein Handy, mit dem ich während einem Schulausflug herumspielen konnte. Aber wenn ich mich in derselben Situation befunden hätte wie Emma Sullivan, dann hätte ich vermutlich genauso gehandelt wie sie. Die Zwölftklässlerin Emma brachte der Politik des Gouverneurs nicht allzu viel Sympathie entgegen; noch während der Veranstaltung holte sie ihr Telefon heraus, loggte sich bei Twitter ein und schickte ihren 65 Freunden die Nachricht: »Habe Gov Brownback gesagt, dass er nervt. Er quatscht nur Mist.«

Was nicht stimmte, denn sie hatte während der Veranstaltung kein Wort gesagt. Aber wie Ihnen jeder Nutzer bestätigen wird, spielen Tatsachen im Internet eine eher untergeordnete Rolle. Als die Mitarbeiter

im Büro des Gouverneurs den Tweet sahen, war es ihnen jedenfalls gleichgültig, ob sie es tatsächlich gesagt oder nur getippt hatte. Sie waren sich einig: Die Göre musste bestraft werden. Sie informierten die Schulleitung über Emmas Tweet, die über diesen Akt jugendlicher Respektlosigkeit genauso empört war. Nach einem stundenlangen Gespräch teilte der Direktor Emma die Strafe mit: Sie sollte dem Gouverneur eine Entschuldigung schreiben.

Bis dahin wussten nur ein paar Regierungsbeamte, Lehrer und eine Handvoll Twitter-Freunde von Emmas Tweet. Wir sind uns vermutlich einig, dass Emma schlecht gehandelt hatte, angefangen damit, dass man während einer Schulveranstaltung nicht mit dem Handy herumhantiert. Aber wie mein Freund, der Politikexperte Will Dobson, erklärt, gehen normale Menschen nicht auf die Barrikaden, weil jemand schlecht handelt. Sie gehen auf die Barrikaden, wenn sie etwas als unfair oder ungerecht ansehen. Wenn ein Schneesturm eine Stadt lahmlegt, dann ist das auch schlecht, aber niemand käme auf den Gedanken, gegen das Wetter zu protestieren. Wenn aber herauskommt, dass die Straßen eines Stadtteils nicht geräumt wurden, weil die Bewohner bei der Wahl mehrheitlich für den Gegner des Bürgermeisters gestimmt haben, dann würden wir das als unfair empfinden. Und den meisten Menschen erschien es unfair, ein Mädchen dazu zu zwingen, sich zu entschuldigen, weil sie ihre Meinung über den mächtigen Gouverneur geäußert hatte.

In kürzester Zeit erreichte die Geschichte die nationalen Medien. Wenige Tage später trat das Mädchen in den Nachrichtensendungen von CNN und anderen großen Sendern auf. Keiner der Journalisten interessierte sich dafür, was sie über den Gouverneur gesagt hatte – ihr Fehlverhalten war nicht das Thema. Das Einzige, was den Leuten aufstieß, war die plumpe Reaktion der Erwachsenen. Die Unterdrückung wurde zum Bumerang, weil ihre Reaktion falsch war. Wie kamen ein Gouverneur und eine Schulverwaltung dazu, ein Mädchen zu bestrafen, weil es sein von der Verfassung garantiertes Recht auf freie Meinungsäußerung ausübte? Als der Druck größer wurde, mussten sich schließlich Brownback und der Schuldirektor dafür entschuldigen, wie ihre Mitarbeiter mit der Situation umgegangen waren;^[11] die Schule ließ

das Thema fallen, und die freigesprochene Emma gewann binnen einer Woche 7000 Anhänger auf Twitter.

Egal ob Ihr Gegner ein Schuldirektor oder ein brutaler Diktator ist – wenn Sie wollen, dass Unterdrückung auf die Unterdrücker zurückfällt, müssen Sie nur eine einfache Rechnung anstellen, die sogar ein Matheversager wie ich bewältigt. Sie müssen sich nur daran erinnern, dass Machtausübung einen Preis hat und dass Sie als Aktivist die Aufgabe haben, diesen Preis so lange nach oben zu drücken, bis Ihr Gegner ihn nicht mehr bezahlen kann. Niemand ist allmächtig, und selbst die mächtigsten Herrscher dieses Planeten haben dieselben knappen Ressourcen zur Verfügung wie wir auch. Auch Diktatoren brauchen Arbeitskraft, Zeit und Geld. In dieser Hinsicht unterscheiden sie sich nicht von uns.

Nehmen wir ein einfaches, sehr hässliches Beispiel. Die Unterdrückung, die das Regime von Baschar al-Assad in Syrien ausübt – die Zerstörung ganzer Städte – erfordert nicht nur den Blutdurst eines Irren, sondern auch viel Geld. Irgendjemand muss schließlich die ganzen Panzer, Flugzeuge, Patronen und Soldaten bezahlen, mit denen Assad sein Volk töten lässt. Zum Preis der Unterdrückung kommt hinzu, dass Assad mit jeder Bombardierung einer Stadt auch Unternehmen und Stadtteile zerstört, die keinen Beitrag mehr zur syrischen Wirtschaft leisten können. Lassen wir die moralische Seite einmal ganz beiseite: Assad vernichtet seine eigenen Steuereinnahmen. Das ist eine finstere Rechnung, und es wäre zynisch, zu überlegen, wie viele Steuerzahler ein Despot umbringen muss, ehe seinem Regime das Geld ausgeht. Doch früher oder später müssen alle Diktatoren lernen, dass Unterdrückung ihren Preis hat.

Diktatorische Unterdrückung schafft irgendwann Märtyrer, und Demokratiebewegungen sind gut beraten, sich um ihre gefallenen oder gefangenen Kameraden zu scharen. Im Jahr 2005 wurde beispielsweise auf den Malediven ein Jugendlicher gefoltert und ermordet. Danach fand eine große Protestaktion statt, an der auch eine Aktivistin namens Jennifer Latheef teilnahm. Die Polizei war nicht erfreut und nahm Jennifer und einige andere fest.^[4] Für ihre Teilnahme an der Demonstration wurde Latheef in völlig absurder Weise wegen terroristischer Aktivitäten

angeklagt. Aber wenn die Behörden der Malediven meinten, mit ihrem harten Durchgreifen gegen Demonstranten die Angehörigen der Demokratiebewegung im Inselstaat einschüchtern zu können, hatten sie sich getäuscht.

Die Aktivisten der Malediven beschlossen, einen hohen Preis für die Unterdrückung zu verlangen. Sie wollten die Diktatur da treffen, wo es sie am meisten schmerzte: beim Geld. Da sie wussten, dass das Regime auf die Einnahmen aus dem Tourismus angewiesen war, wandten sie sich an die Reisebranche und erzählten dort ihre Geschichte. Der Malediven-Reiseführer von Lonely Planet nahm daraufhin einige Zeilen über die mutige junge Frau auf. Außerdem kennzeichnete er alle Hotels, deren Besitzer enge Beziehungen zur Diktatur unterhielten. So konnten westliche Touristen, die das Regime mit ihrem Geld aufpäppelten, den Behörden eine Warnung zukommen lassen, dass das brutale Vorgehen der Polizei gegen die Demokratiebewegung die Staatskassen teuer zu stehen kommen konnte. Und es funktionierte. Im Jahr 2006 bot der Präsident Latheef eine Begnadigung an, die diese jedoch aus Prinzip ablehnte. Die Angelegenheit wuchs sich zu einer Schande für den Diktator aus und zwang ihn zu der Einsicht, dass das maßlose Vorgehen gegen die Demokratiebewegung ein großer Fehler gewesen war.

Ein anderes Beispiel ist Khaled Said. Der junge Mann aus Ägypten wurde 2010 ohne jeden Grund im Eingangsbereich eines Wohngebäudes von Polizisten ermordet.^[35] Als seine schockierten Angehörigen einige Stunden später ins Leichenschauhaus bestellt wurden, um den Leichnam abzuholen, waren sie entsetzt. Vor ihnen auf dem Tisch lag ihr geliebter Khaled, doch ihr Sohn und Bruder war kaum wiederzuerkennen. Die Polizei hatte ihn derart brutal misshandelt, dass sein Leichnam nur noch aus Wunden, Blutergüssen und geschwollenen Striemen zu bestehen schien. In seiner Erschütterung zog ein Bruder sein Handy hervor und machte heimlich ein Foto, das die Familie später ins Internet stellte, um auf den Fall aufmerksam zu machen. Unter den entsetzten Nutzern, die das Foto sahen, war auch Wael Ghonim, ein Marketingmanager von Google, der mit dem Foto eine Facebook-Seite mit dem Titel »Wir sind alle Khaled Said« einrichtete. Hunderttausende Ägypter folgten Ghonims Seite, und der Zorn über Khaleds Tod war einer der Funken, die

Mohammed Adel und seine Jugendbewegung des 6. April für den Beginn der Ägyptischen Revolution nutzten.

Da die Polizei ihn grundlos ermordet hatte, wurde Khaled Said von einem unbekanntem Jugendlichen aus Alexandria zu einer nationalen Ikone und zum Anstoß für eine Erhebung. Ähnlich wie der Selbstmord des tunesischen Obsthändlers Mohammed Bouazizi, der von der Polizei gedemütigt worden war und sich selbst anzündete, um gegen das Elend und die alltägliche staatliche Unterdrückung zu protestieren, war der Mord an Khaled Said einer der Fälle, in denen die Diktatoren die Quittung für ihre Verbrechen bekommen.

Glauben Sie mir, es gibt immer Möglichkeiten, den Bösen die Rechnung zu präsentieren. Am 20. Juni 2009 wurde Neda Agha-Soltan während einer Demonstration der Demokratiebewegung in Teheran von Scharfschützen der Sicherheitskräfte erschossen. Als die Behörden jede Erwähnung der jungen Frau verboten, suchten Aktivisten nach Möglichkeiten, die Erinnerung an die Märtyrerin am Leben zu erhalten. Doch es sah nicht gut aus. Die Sicherheitskräfte schirmten Nedas Beisetzung ab, und die Milizen der Regierung überwachten die Straßen der Hauptstadt, um sofort gegen Demonstranten vorzugehen. Daraufhin fragten mich einige Aktivisten um Rat. Nachdem wir das Problem von mehreren Seiten erörtert hatten, kamen wir auf den Gedanken, dass die Behörden die Bürger zwar daran hindern konnten, Nedas Namen auszusprechen, dass sie aber kaum verhindern konnte, dass der Name gesungen wurde.

Neda ist ein beliebter persischer Frauenname, und es gibt Dutzende schmalzige Lieder über »die schönen Augen meiner geliebten Neda« oder »Nedas bezauberndes Lächeln«. Aus diesen Schlagern konnten die Iraner Klingeltöne zusammenschneiden und verbreiten. Wenn jemand in einem Bus oder Café einen Anruf oder eine SMS bekam, hörte jeder Nedas Namen und wusste, dass auch andere an die junge Frau dachten. Was konnten die Ajatollahs tun? Natürlich konnten sie ein paar beliebte Lieder verbieten, aber je weiter das Regime ging, umso weniger stand der Nutzen noch im Verhältnis zum Aufwand und umso lächerlicher machte es sich.

*

Wenn Sie dafür sorgen wollen, dass den Machthabern die Unterdrückung wie ein Bumerang um die Ohren fliegt, dann sollten Sie wissen, welche Säulen der Macht Sie für sich nutzen können. In Burma verlor das Regime mit dem harten Vorgehen gegen Ashin Kovidas Demonstration die Unterstützung der wichtigen religiösen Säule. Kovida setzte darauf, dass die Mönche schließlich jeden Widerstand in der Gesellschaft überwinden würden; obwohl die Junta viele Mönche tötete und verhaftete, konnte sie am Ende nichts gegen sie ausrichten, da die Mönche mit der Milde und Duldsamkeit, mit der sie die Unterdrückung auf sich nahmen, die religiöse Bevölkerung für sich gewannen. In Serbien setzten wir auf die Ärzte aus der Provinz: Angesichts der Korruption des staatlichen Gesundheitssystems waren vor allem auf dem Land viele Familien auf ihren Hausarzt angewiesen. In diesen Regionen verehrten die Serben ihren Doktor, und aus praktischen Gründen konnte das Regime nichts gegen die Ärzte unternehmen. Um die Unterdrückung in diesen Gegenden zum Bumerang zu machen, mussten wir eine Handvoll Hausärzte auf unsere Seite bringen und zusehen, wie die Polizei einerseits versuchte, ihre Anordnungen zu befolgen, und andererseits ihren geschätzten Doktor respektierte.

Wenn Sie daran glauben, dass Veränderungen in Ihrem Land möglich sind; wenn Sie große Träume haben und klein anfangen; wenn Sie eine Zukunftsvision haben; wenn Sie Laktivismus praktizieren; und wenn Sie dafür sorgen, dass die Unterdrückung zum Bumerang wird, dann haben Sie das Fundament für eine erfolgreiche gewaltlose Demokratiebewegung. Aber wie bei jedem Gebäude ist das Fundament nicht genug. Wenn Sie Ihr Haus nicht sorgfältig auf dieses Fundament bauen, dann wird es schnell wieder einstürzen. Das Erste, was sie für ein festes Haus brauchen, ist Einigkeit.



Einigkeit macht stark



Wenn Sie mir bis hierher gefolgt sind, dann nehme ich an, dass Sie sich nicht nur für meinen berühmten serbischen Humor interessieren, sondern dass Sie ernsthaft an der Frage interessiert sind, wie gewöhnliche Menschen Außergewöhnliches erreichen und ihre Gesellschaft und ihr Land verändern können. In den folgenden Kapiteln geht es daher weniger um gewaltlose Aktionen, die Sie durchführen können, sondern mehr um die Prinzipien, ohne die keine Demokratiebewegung bestehen kann.

Zu Beginn dieses zweiten Teils des Buchs wenden wir uns nach Weißrussland. Kaum ein anderes Land bietet sich so an wie dieses. Aus unerfindlichen Gründen ist die Nachricht vom Fall der Berliner Mauer nicht in diese Gegend vorgedrungen, weshalb das Land bis heute in einer sowjetischen Wolke lebt. Drehen wir die Zeit zurück ins Jahr 2010, den Vorabend der Präsidentschaftswahlen in Weißrussland. Seit 1994 befindet

sich das Land unter der Knute eines ruchlosen und korrupten Despoten namens Alexander Lukaschenko, eines der letzten Diktatoren in Europa. Der große, schnauzbärtige Lukaschenko ist ein Mann mit vielen Talenten und ein großer Fan von Eishockey, Langlauf und Folter. Er hat das Diktatorenhandbuch genauestens studiert: In den Jahren nach seiner Wahl gelang es ihm, das Parlament zu entmachten, die Geheimpolizei zu stärken und ein Regime aufzubauen, das selbst in einer Gegend als repressiv gilt, in der sich noch so mancher nostalgisch an Stalin erinnert.

In ihrer Enttäuschung über die Entwicklung, die ihr geliebter Präsident genommen hatte, erhoben sich die Weißrussen. Im Jahr 2006 gingen Zehntausende auf die Straßen und gaben sich den schicken Namen »Jeansrevolution«, weil die blauen Hosen in Weißrussland nach wie vor für die Verheißungen der westlichen Demokratie und des Wohlstands stehen. Es war ein edler Versuch, den Diktator zu stürzen, doch er scheiterte – Lukaschenkos Schergen saßen zu fest im Sattel, die Demokratiebewegung war zu desorganisiert, und in der Wahl, die im selben Jahr abgehalten wurde, errang der Despot einen weiteren Erdrutschsieg. Die Opposition setzte ihre Anstrengungen fort, und als 2010 die nächsten Wahlen anstanden, verfügte die Demokratiebewegung über genug Schlagkraft im In- und Ausland, um Lukaschenko zu einer mehr oder weniger freien Wahl zu zwingen. Mehr als 90 Prozent der Wahlberechtigten ging an die Urnen, und die meisten Weißrussen waren sicher, dass Lukaschenko unterliegen würde.^[36]

Doch was passierte?

So hätte der Wahlabend in der Hauptstadt Minsk ausgesehen, wenn er in Hollywood inszeniert worden wäre: In seinem finsternen Schloss sitzend gesteht der einsame Diktator seine Niederlage ein, während seine Handlanger bereits aus dem Land fliehen, um den Prozessen zu entgehen, die ihnen die neugewählten Demokraten sicherlich machen werden. Auf der anderen Seite der Stadt, in einem fröhlichen Festsaal, tritt die neue Präsidentin, eine intelligente, normale, mitreißende Frau, vor ihre jubelnden Anhänger und hält eine leidenschaftliche Rede über Wandel, Hoffnung und Aufbruch. In den Kneipen der Hauptstadt ist tagelang Happy Hour. Die Ratingagenturen heben die Kreditwürdigkeit des Landes

an. Reporter aus aller Welt interviewen die Helden der friedlichen Revolution.

In Wirklichkeit verlief der Wahlabend in Minsk ganz anders. Er erinnerte an die berühmte Szene aus Monty Pythons *Das Leben des Brian*, in der eine Handvoll Judäer im Amphitheater sitzen und nicht miteinander sprechen, weil sie verfeindeten politischen Splittergruppen angehören. Im Jahr 2010 traten ganze neun Kandidaten gegen Lukaschenko an, die Sozialdemokraten, die Christdemokraten, die liberalkonservativen Erneuerer, die liberalkonservative Vereinigte Bürgerpartei, die Bürgerbewegung Europäisches Weißrussland – sie alle hatten einen eigenen Kandidaten ins Rennen geschickt. Verwirrt? Das ging den Weißrussen nicht anders. Die Kandidaten der Oppositionsparteien – darunter ein Anwalt, ein Dichter und ein Wirtschaftswissenschaftler – waren allesamt brave Männer, doch es waren einfach zu viele. Jeder erhielt einen kleinen Anteil der Stimmen, und die Opposition verschwendete einen großen Teil ihrer Energie mit dem Zank über winzige Differenzen, statt sich gegen den gemeinsamen Gegner zu verbünden. Nach Auszählung der Stimmen konnte sich Lukaschenko damit brüsten, in einer mehr oder weniger freien Wahl einen deutlichen Sieg errungen zu haben. Ein schlechteres Resultat hätte sich die Opposition kaum vorstellen können.

Es war nicht das erste Mal, dass ich so etwas erlebte. Vor der Gründung von OTPOR verliefen die Wahlen in Serbien nach einem ähnlichen Muster. Experten sprechen von einer »Atomisierung«. Milosevic erhielt einen großen Teil der Stimmen, stahl ein paar tausend mehr und sah zu, wie die zersplitterte Opposition mit ihren internen Streitigkeiten sämtliche Chancen verspielte. Mit ihrem Gezänk nahm sie dem Diktator die Arbeit ab. Deshalb kämpften wir bei OTPOR von Beginn an an zwei Fronten: Erstens ging es uns darum, den Diktator zu stürzen, und zweitens wollten wir die zerstrittenen politischen Parteien unter einem Dach zusammenbringen. Der Kampf um Einheit war Teil unseres Kampfes gegen Milosevic, und es funktionierte.

Einigkeit ist allerdings eine knifflige Angelegenheit. Sie ist nicht nur eines der wichtigsten Elemente jeder erfolgreichen gewaltlosen Aktion, sondern sie ist auch noch schwerer zu erreichen als alles andere, und das

aus gutem Grund. Das liegt unter anderem an der Natur von Diktaturen. Im Ägypten Hosni Mubaraks war, wie in so vielen anderen Diktaturen, eine Versammlung von mehr als fünf Menschen verboten, was die Gründung einer Demokratiebewegung so gut wie unmöglich machte. Mit seiner Atomisierung der ägyptischen Gesellschaft folgte Mubarak dem uralten Prinzip »teile und herrsche«. Wie so viele Autokraten wusste er, dass Einigkeit Bündnisse erfordert; aber um Bündnisse schmieden zu können, müssen sich Menschen versammeln, ihre Meinungen austauschen und ihre Differenzen beilegen können. Wenn den Menschen diese Gelegenheit genommen wird, können sie kaum eine funktionierende Opposition aufbauen.

Aber Einigkeit ist noch aus einem anderen, viel menschlicheren Grund schwierig: Wir neigen nämlich zu der Überzeugung, dass wir alles besser wissen als alle anderen. Ich bin der Erste, der sich zu dieser Dummheit bekennt. Wenn man sich als junger und leidenschaftlicher Mensch mit anderen jungen und leidenschaftlichen Menschen zusammentut, kommt man immer irgendwann an den Punkt, an dem man den Kumpel neben sich ansieht und sich fragt, wie man nur darauf kommen konnte, sich mit so einem Idioten zusammenzutun. Demokratiebewegungen sind Schmelztiegel und brodelnde Orte, an denen selbst die härtesten Metalle geschmolzen werden. Bis heute ziehen sich meine Freunde von OTPOR gern gegenseitig mit Dingen auf, die sie vor einem Jahrzehnt in einem Moment des Zorns gesagt haben; die meisten dieser Streitigkeiten, die Außenstehenden völlig albern erscheinen, hätten leicht dazu führen können, dass jemand die Gruppe verlässt, um eine »reiner« Konkurrenzbewegung zu gründen.

Aber das ist noch nicht alles. Das Thema Einigkeit wird noch haariger, weil es so viele Arten der Einigkeit gibt. In Serbien mussten wir neunzehn verschiedene Oppositionsparteien unter einen Hut bekommen, die einander nicht grün waren. Für uns bestand der Trick darin, sie durch politische Einigkeit zu gewinnen. In gewisser Hinsicht hatten wir Glück, weil sich politische Einigkeit immer durch bewährte Traditionen wie Kuhhandel und Abmachungen im Hinterzimmer erreichen lässt. Aber stellen Sie sich die Bürgerrechtsaktivisten in den Vereinigten Staaten oder Südafrika vor, die ethnische Einigkeit zwischen Weißen und

verschiedenen Gruppen von Schwarzen herstellen mussten. Das ist schwierig. Die Schwulen- und Lesbenbewegung musste kulturelle Einigkeit mit Heterosexuellen herstellen. Und Gott stehe den armen Seelen bei, die heute in Ägypten oder Syrien religiöse Einigkeit gegen das gewalttätige Sektierertum im Nahen Osten herstellen wollen. Anderswo, in Städten von Rio bis New York und Tel Aviv bis Moskau versuchen Aktivisten, die Bedürfnisse von Städtern und Landbewohnern unter einen Hut zu bekommen. Das ist alles nicht einfach.

Aber kein Grund, den Kopf hängenzulassen. Wenn man es richtig angeht, lassen sich selbst die unterschiedlichsten Gruppen unter einen Hut bringen. Dazu muss man erkennen, dass sich diese große strategische Einigkeit aus kleineren taktischen Einigungen zusammensetzt, und mit diesen wollen wir beginnen.

Dazu müssen wir zunächst verstehen, was ein Kompromiss ist. Als der Komiker E.B. White einmal gebeten wurde, Demokratie zu definieren, antwortete er, es handele sich um den gelegentlichen Verdacht, dass mehr als die Hälfte der Menschen in mehr als der Hälfte der Fälle recht hat. Das war kein Witz, aber er vergaß eine entscheidende Zutat: Damit ein solches System funktioniert, ist ein gewisses Maß an Geben und Nehmen erforderlich. Leider sind Kompromisse nicht sonderlich sexy. Niemand hat je eine Demonstration veranstaltet oder sich auf dem Marktplatz versammelt um zu rufen: »Ich stimme nicht gänzlich mit deinen Ansichten überein, aber im Interesse des Fortschritts bin ich bereit, meine Positionen zu überdenken und auf dich zuzugehen.« Andererseits kann es ein Fehler sein, mit seinen Ideen und Lieblingsbotschaften immer aufs Ganze zu gehen. Fragen Sie nur die Anhängerinnen von Femen.

Gegründet wurde Femen 2008 von einer jungen ukrainischen Wirtschaftswissenschaftlerin, um etwas gegen die florierende Prostitution zu unternehmen, die Frauen in der Ukraine und anderswo in ein Leben von Elend und Gewalt stürzte. Die Gruppe fand bald eine wirkungsvolle Methode, ihre Botschaft zu transportieren, indem sie spärlich bekleidete junge Frauen demonstrieren ließ. Nackte Haut erregt sonderbarerweise immer Aufmerksamkeit, und die Medien sperrten die Augen auf. Schon bald erkannte Femen, dass sie noch mehr Aufmerksamkeit erzielten,

wenn sie gar nichts mehr trugen, weshalb sie fortan nackt protestierten. Der blanke Busen wurde bald zum Markenzeichen der Gruppe.

Zunächst konzentrierte Femen sich auf alles, was mit Frauenrechten zu tun hatte. Sie demonstrierten vor den Botschaften von Ländern, in denen Frauen unterdrückt wurden und setzten sich für ein Verbot der Prostitution ein. Bis dahin hatte Femen eine eindeutige und einheitliche Position. Ihre Brüste lockten die Medien an, und sobald sie im Scheinwerferlicht standen, hatten diese couragierten Frauen eine gute Methode, um ihre Botschaft zu vermitteln. Doch als die Bewegung größer wurde, wuchs die Versuchung, auf allen möglichen Hochzeiten zu tanzen. In Kiew entblößten sich Femen, um gegen den Mangel an öffentlichen Toiletten zu protestieren. Andere Femen-Aktivistinnen sägten Holzkreuze ab, um Pussy Riot zu unterstützen.^[2] In Berlin ließen sie die Hüllen fallen und verbrannten eine gekreuzigte Barbie-Puppe vor einem neuen Barbie-Museum, weil die Figur ein weibliches Schönheitsideal repräsentiere. Während der Londoner Sommerolympiade des Jahres 2010 beschmierten sie sich die Gesichter mit falschem Blut und setzten sich Blumenkränze ins Haar, um gegen die Teilnahme nicht näher genannter »blutiger islamistischer Regimes« zu demonstrieren. Ich möchte keine dieser Aktionen schmälern. Jede von ihnen hatte ein würdiges Ziel, und wenn ich aus der Presse davon erfahren habe, dann müssen sie einen gewissen Erfolg erzielt haben.

Mit der Vielzahl der Ziele, Themen und Botschaften büßte Femen jedoch ihren einst klaren Fokus ein. Damit verloren sie die Eindeutigkeit der Anfangszeit: Wenn die Medien heute die Bilder der nackten Aktivistinnen zeigen, weiß niemand mehr, ob es um die Rechte von Frauen, um die Säkularisierung der Gesellschaft oder um etwas ganz anderes geht.

Femen ist ein Beispiel für die Gefahr, die erste und vielleicht wichtigste taktische Einigkeit zu verspielen: die Einheitlichkeit der Botschaft. Auch bei OTPOR brauchten wir einige Zeit, um dieses wichtige Prinzip zu verstehen. Wäre uns dies nicht gelungen, dann wäre Milosevic vermutlich immer noch an der Macht, und ich wäre tot, im Gefängnis oder würde irgendwo im Exil gegen einen Hungerlohn Fische ausweiden. Wenn wir über unsere Zukunftsvision diskutierten, dann war uns klar, dass wir

vieles wollten: ein gutes Bildungssystem, in dem Kinder keiner nationalistischen Gehirnwäsche unterzogen wurden; eine freie Marktwirtschaft, die nicht von Hohlköpfen und Halunken betrieben wurde; friedliche Beziehungen zu unseren Nachbarn; eine gesunde Kultur, in der alle möglichen Kunstformen nebeneinander existierten; und vieles mehr, was zu einem normalen und glücklichen Leben gehört. Aber wenn wir für jedes dieser Themen demonstriert hätten, dann hätten wir damit vermittelt, dass man uns nicht ernst nehmen konnte, dass wir keine Botschaft hatten, dass wir uns verzettelten. Um das zu vermeiden, bündelten wir unsere Ideen und Hoffnungen in einem einzigen Slogan: »Er ist fertig!« – »er«, der Diktator. Damit konnten wir unsere Differenzen beiseitelegen und uns auf ein gemeinsames Ziel einigen.



Dieser einfache Slogan »Er ist fertig!« reichte aus, um alle, die sich eine Zukunft ohne Milosevic wünschten, auf unsere Seite zu holen. Damit konzentrierten wir uns eindeutig auf »ihn«, auch wenn wir natürlich noch alle möglichen anderen Ziele erreichen wollten. Wir brauchten eine einzige Botschaft, nicht neunzehn unterschiedliche Plattformen der verschiedenen Oppositionsparteien. Genau aus diesem Grund malt ein Logistikunternehmen dasselbe Logo auf seine sämtlichen Flugzeuge, Lieferwägen, Umschläge, Formulare, T-Shirts und Mützen. Es braucht eine einheitliche Botschaft – genau wie Sie.

Diese Einheitlichkeit ist schwer genug zu wahren, aber richtig kompliziert wird es dann, wenn es um die Einheit der Bewegung geht. Wenn sich mein Kollege Slobodan, der aussieht wie ein kampferprobter General, mit Aktivisten trifft, dann illustriert er die Einheit einer Bewegung zunächst mit einer Reihe von bekannten Bildern. Zuerst zeigt er dem Publikum Fotos von den Protesten gegen den Irak-Krieg des Jahres 2003. Diese Fotos stammen aus CNN-Reportagen und den Seiten der *New York Times* und zeigen Gruppen leidenschaftlicher Demonstranten, die mit Bannern und Schildern gegen Präsident Bush und

die Invasion der Vereinigten Staaten im Irak protestieren. Auf den Bildern sind alle möglichen Leute zu sehen, Anzugträger und schräge Verschwörungstheoretiker sind vereint in einer Sache.

»Was seht ihr da?«, fragt Slobodan seine Kursteilnehmer.

»Eine Antikriegsdemonstration«, ist die unvermeidliche Antwort.

Dann zeigt Slobodan einige Fotos vom ersten Woodstock-Konzert. Diese Bilder zeigen schmutzige Hippies in bunten Kleidern, die sich auf einer Wiese vergnügen, Drogen nehmen und wildfremde Menschen küssen.

»Was seht ihr hier?«, fragt Slobodan.

»Eine Antikriegsbewegung«, ist die spontane Antwort.

Egal wo Slobodan seine Bilder zeigt, er bekommt immer diese beiden Antworten. Die bunten Hippies haben so viel gemein, dass Betrachter sie automatisch als Bewegung erkennen. Auch ohne andere Hinweise wie Plakate und Slogans können Sie sich vorstellen, welche Musik sie hören, welche Drogen sie nehmen, vielleicht sogar wie sie riechen – ein Blick auf die Haare und Kleider genügt. Auch über ihre politischen Einstellungen besteht kein Zweifel. Sie stehen für Frieden und Liebe. Sie sind eben Hippies, und egal ob sie in Kalifornien oder Belgrad leben, haben sie eine gemeinsame Identität. Und diese gemeinsame Identität unterscheidet eine breite Bewegung von einem einzelnen Protest.

Jede Bewegung braucht eine Gruppenidentität, egal ob sie einen Diktator stürzen oder die ökologische Landwirtschaft fördern will. Anhänger der Umweltbewegung schalten beispielsweise immer das Licht aus, wenn sie das Haus verlassen, sie trennen ihren Müll und werfen ihren Abfall nicht auf die Straße – völlig egal, ob das meine vegetarische Freundin Ariane aus München ist oder meine umweltbewusste Freundin Ana aus Serbien, die in Belgrad ihr eigenes Gemüse anbaut. Es ist egal, wo sie leben und wofür sie sich sonst noch interessieren: Sie gehören einer größeren Bewegung an. So sieht eine Bewegung aus, und wie Slobodans Kursteilnehmer beweisen, sind ihre Anhänger sofort als solche zu erkennen.

Die Einheit einer Bewegung ist jedoch nicht nur eine Frage ihrer Kultur. Sie ist auch eine Frage der Organisation. Der amerikanische

Studentenbund Students for a Democratic Society (SDS) ist in dieser Hinsicht ein warnendes Beispiel. In den Sechzigern war der SDS eine Riesensache. Er wuchs explosionsartig: Im Herbst 1964 hatte er noch 2500 Mitglieder, ein Jahr später waren es schon zehnmal so viele, und 1969 hatte er 100000 Mitglieder und war an fast 400 Universitäten vertreten.^[18] Die politische Bewegung, die er mitbegründete, brachte Hunderttausende zu einer Demonstration nach Washington DC und lockte ein Gefolge von Popstars und anderen schönen und berühmten Anhängern an. Man sollte meinen, dass der SDS hervorragend aufgestellt war, um sein Ziel zu erreichen und das Ende des Vietnamkriegs zu erzwingen. Das dachten zumindest viele in der Bewegung.

Aber je größer die Bewegung wurde, umso unwohler fühlten sich die Mitglieder mit dem Gedanken der Struktur. Es missfiel ihnen, dass ihre Organisation einen Präsidenten und einen Vizepräsidenten hatte. Hierarchien waren etwas für Banken, aber nicht für eine Bewegung, die eine Alternative zu einem korrupten und gewalttätigen System sein wollte, erklärten sie. Um die Organisation demokratischer zu gestalten, trafen sich die Mitglieder 1967 zu einer Generalversammlung und beschlossen einige wichtige Veränderungen, zum Beispiel die Abschaffung der Hierarchien und die Einführung einer offeneren Struktur. Das freute zwar viele der Mitglieder, doch es machte die Organisation verwundbar für das, was als Nächstes passierte. Zwei Jahre später, inmitten von Vietnamkrieg, Rassenunruhen, Morden und anderen schlimmen Dingen trafen sich die Mitglieder zu einer weiteren Generalversammlung, um über die Zukunft zu diskutieren.

Vom ersten Augenblick an war klar, dass diese Versammlung anders verlaufen würde als alle vorigen. Vertreter verschiedener Fraktionen verteilten Pamphlete, und wer sich die Zeit nahm, sie zu lesen, der stellte fest, dass sie so gut wie nichts gemeinsam hatten. Die Fraktionen waren unterschiedlich groß und vertraten die verschiedensten Ideologien, doch generell verlief auf dieser chaotischen Versammlung die Front zwischen denjenigen, die an Demonstrationen und gewaltlosen Aktionen festhalten wollten, und denjenigen, die meinten, der Krieg lasse sich nur beenden, indem man ihn »nach Hause bringe« und Bombenanschläge in amerikanischen Städten verübe – ein moralisch, politisch und praktisch

verwerflicher Gedanke. Nach heftigen Diskussionen und vielen schlecht geschriebenen Manifesten zerbrach der SDS in zwei Fraktionen. Es war die letzte Generalversammlung: In den Siebzigern war der SDS nur noch dem Namen nach eine Organisation.

Die Spaltung lässt sich zum einen auf die berauschte Wirkung der revolutionären Politik zurückführen, und zum anderen auf die Tatsache, dass die meisten Mitglieder Anfang zwanzig waren. Doch das Schicksal des SDS war unvermeidlich: Ohne strukturelle Einheit wird jede Organisation früher oder später zerfallen. Ich kann Ihnen nur wenig garantieren, aber das schon. In der Politik geht es naturgemäß um Fraktionen, die um die Macht kämpfen. Während ich dies schreibe, führen die politischen Parteien des Jemen nach der erfolgreichen Vertreibung des Diktators Ali Abdullah Salih endlose Verhandlungen darüber, wer wie in der Nationalen Verfassungskonferenz vertreten sein soll, die eine demokratische Neuordnung des Landes in die Wege leiten soll. Wir wollen gar nicht davon anfangen, was sich in Ägypten nach dem Sturz Mubaraks ereignete – um dieses Thema soll es in Kapitel 10 gehen. Bewegungen sind wie Flugzeuge: Ohne Piloten stürzen sie ab.

Aber wie lässt sich Einigkeit herstellen? Die Antwort lautet: gar nicht. Man kann Menschen kaum daran hindern, sich wie Menschen zu verhalten und Gründe für Streit und Spaltung zu suchen. Egal ob man wie der SDS den Mitgliedern eine Menge Freiheiten einräumt oder wie die Jemeniten eine starre Kommandostruktur hat, früher oder später kommt es immer zu Spannungen. Man kann jedoch sehr wohl aus der Erfahrung anderer lernen. In Kapitel 2 habe ich geschildert, wie wir bei OTPOR eine Trennlinie auf ein Blatt Papier gezeichnet haben, um zu sehen, wie viele Menschen man auf die eigene Seite holen kann. Dort haben wir auch gesehen, wie Harvey Milk seine Wahlen gewann, indem er allgemeine Themen aufgriff, die viele Menschen auf seine Seite brachten, statt nur über spezifische Themen zu sprechen, die in erster Linie für Homosexuelle relevant waren.

Dies ist eine hervorragende Taktik, um Einigkeit zu erzielen, und trotz der vielen späteren Fehler gelang es den ägyptischen Revolutionären anfangs sehr gut, die religiöse Trennlinie weit hinauszuschieben. Als Anfang 2011 die Demonstrationen auf dem Tahrir-Platz begannen, sagten

beispielsweise einige Kommentatoren vorher, dass es nur eine Frage der Zeit war, ehe Sektierer dem Gefühl der Euphorie im Land mit Gewalt ein Ende bereiten würden. Wie reagierten die Aktivisten auf diese Sorge? Eines Freitags, als sich die Muslime auf dem Platz zum Gebet niederknieten, taten Christen etwas noch nie Dagewesenes: Sie nahmen sich bei den Händen und bildeten ein Ring um die Betenden, um ihre muslimischen Freunde vor Belästigung zu schützen und ihnen einen Ort zu geben, an dem sie in Frieden beten konnten. Als zwei Tage später die Christen beteten, standen die Muslime Wache. Einmal organisierte ein christliches Paar eine öffentliche Trauung inmitten des Aufruhrs auf dem Tahrir-Platz, und nach dem Ja-Wort jubelten Muslime genau wie Christen. Angesichts der religiösen Einheit auf dem Platz sprach der Priester Ihab al-Kharat einen ungewöhnlichen Segen über die Demonstranten: »Im Namen von Jesus und Mohammed schließen wir die Reihen«, sagte er. »Wir protestieren bis zum Sturz der Tyrannei.«^[19] Und so kam es ja dann auch.

Das ist natürlich ein dramatisches Beispiel und sollte allen als Vorbild dienen, die über gewaltlosen Widerstand nachdenken. Leider geht dieser Geist häufig verloren, und das nicht aus böswilliger Absicht. In Russland gingen beispielsweise Zehntausende auf die Straßen, um gegen den Machtzuwachs des Kreml zu demonstrieren. Die Anti-Putin-Bewegung wurde von Künstlern wie den Pussy Riots unterstützt, erregte internationales Interesse und weckte Hoffnungen bei allen, die sich ein Ende von Putins despotischer Herrschaft wünschen. Am Ende war etwas entscheidend, das nur wenige Berichterstatter sahen: Die mutigen Männer und Frauen, die an den Demonstrationen teilnahmen, kamen überwiegend aus demselben gesellschaftlichen Milieu. Sie waren zwischen dreißig und vierzig, hatten studiert und kamen aus der Mittelschicht. Sie waren im Ausland gewesen und informierten sich im Internet aus unabhängigen Nachrichtenmedien. Sie waren gebildete Moskauer und Petersburger Bürger, die in den Possen einer frechen Punkband und der Künstlergruppe Voina eine pointierte Satire sehen wollten.

Aber die meisten Russen sahen das anders. Der normalen arbeitenden Bevölkerung in den Städten und Dörfern des riesigen Landes ging Pussy

Riot zu weit. Diese Leute hätten vielleicht sogar zugestimmt, dass in Russland keine Gerechtigkeit herrschte, doch mit den smart gekleideten Mitbürgern aus den Großstädten konnten sie sich auch nicht identifizieren. Was da in Moskau und anderen Großstädten passierte, hatte nichts mit ihnen zu tun. In dieser coolen Protestbewegung war kein Platz für die einfachen russischen Bürger. Im Sommer 2013 waren nur elf Prozent der Russen bereit, an Protesten teilzunehmen – weit weniger als auf dem Höhepunkt der Bewegung.

Wenn man die Demonstranten in Moskau gefragt hätte, ob in ihrer Bewegung ein Platz für ihre Mitbürger aus der Provinz war, dann hätten sie vermutlich leidenschaftlich geantwortet, wie wichtig es war, dass alle Russen zusammenstanden. Aber das war nicht der Fall. Nicht, dass die Moskauer andere Unzufriedene ausgegrenzt hätten. Aber sie wären auch nicht so weit gegangen wie unser Freund Imran Zahir von den Malediven. Sie fuhren nicht hinaus aufs flache Land, um den Menschen zuzuhören und herauszufinden, wie man möglichst viele verschiedene Gruppen als Unterstützer gewinnen konnte. Bewegungen sind dynamische Systeme, und Einheit stellt sich nicht von selbst ein, sondern erfordert Planung und Arbeit. Deshalb müssen Sie dafür sorgen, dass sich so viele Menschen wie möglich mit Ihrer Bewegung identifizieren können.

Vor einiger Zeit traf ich mich mit den beiden Umweltaktivisten Rachel Hope und Chris Nahum aus Kalifornien. Rachel und Chris sind besser bekannt als die Stinkigen Eisbären, die sich einen Namen machten und Lacher ernteten, als sie 2012 im Eisbärenkostüm auf dem Parteitag der Republikaner auftraten und Schilder hoch hielten wie »Darf ich eigentlich auch mal was fragen?«.

Rachel und Chris sind witzig und intelligent, und vielleicht die besten Gastgeber in Los Angeles. Mit ihrer Aktion hatten sie auf die Erderwärmung und die Polkappenschmelze hinweisen wollen, und das war ihnen gelungen. Aber obwohl Eisbären und ihr dahinschmelzender Lebensraum bei Umweltschützern an der Ost- und Westküste auf große Sympathie stoßen, scheinen sich die Menschen im Kernland der Vereinigten Staaten nicht sonderlich für die Not dieser exotischen Tiere zu interessieren. Wenn sie nicht gerade eine Sendung auf National Geographic gesehen haben, dann haben die Menschen im Mittleren

Westen in ihrem ganzen Leben vermutlich keine fünf Minuten auf Gedanken an Eisbären verschwendet. Was wäre, fragte ich Rachel und Chris, wenn sie sich bei einem Besuch der nächsten Vorwahlen in Iowa nicht als Eisbären verkleiden würden, sondern vielleicht als vertrocknete Maiskolben und damit als Opfer der steigenden Temperaturen und der häufigeren Dürren? Die Erderwärmung hat schließlich auch gravierende Auswirkungen auf die Landwirtschaft, und die Bauern in Iowa reagierten sicher aufgeschlossener auf etwas, das aus ihrer eigenen Erfahrungswelt stammt. In Nebraska könnten sie sich als dürre Kühe mit hervorstehenden Rippen verkleiden.

Auch in Brasilien lernen Demonstranten diese Lektion. Ihre Demonstrationen gehören zu den ersten Massenbewegungen, die ausschließlich von Angehörigen der wohlgenährten Mittelschicht angeschoben wurden – derjenigen Schicht, die jahrhundertlang nichts Besseres zu tun hatte, als ihre Zierteller zu ordnen, während Arm und Reich in blutigen Auseinandersetzungen aufeinanderprallten. Es macht Mut, dass sich diese Menschen mit Politik beschäftigen, statt vor dem Fernseher zu hocken oder im Internet einzukaufen.

Aber angesichts der mangelnden Erfahrung mit dieser Art von Aktivismus scheiterten die Teilnehmer der sogenannten Essigrevolution des Jahres 2013 zunächst an der Trennlinie, weil sie sich mit ihren Forderungen und Protestformen nur an Städter wie sie selbst richteten und große Teile ihrer weniger gebildeten, weniger reichen, aber genauso frustrierten Landsleute ausschlossen, die sich ebenfalls an den Protesten hätten beteiligen können. Die Organisatoren lernten jedoch rasch aus ihren Anfängerfehlern und konnten schließlich ein starkes Gefühl der Einheit schaffen. Einer der interessantesten brasilianischen Aktivisten war der bekannte Fernsehkoch David Hertz.^[40] Da man mit Essen alle an den Tisch holen kann, startete Hertz eine Bewegung mit den Namen Gastromotiva und brachte Angehörige der Mittelschicht und Arme in Kochkursen und gastronomischen Events zusammen, an denen auch führende brasilianische Politiker teilnahmen. Mit Aktionen wie diesen demonstrierten Hertz und andere brasilianische Aktivisten, dass es möglich war, sich zusammenzuschließen und der Regierung Zugeständnisse abzutrotzen. In Reaktion auf die Forderungen sagte die

brasilianische Präsidentin schließlich zu, 100 Prozent der Öleinnahmen des Landes in Bildung zu investieren.^[41]

So gut es ist, dass Prominente wie Hertz einer Bewegung einen gewissen Glanz verleihen und Menschen um ihre Person herum einen, müssen wir uns trotzdem klar sein, dass es nicht nur Vorteile hat, große Namen vor seinen Karren zu spannen. Charismatische Persönlichkeiten sind sicherlich in der Lage, eine Bewegung zu einen, aber charismatische Führung hat oft auch ihren Preis: Zu viel kann von einer einzigen Person abhängen. Diese Person kann ermordet werden, wie Benigno Aquino auf den Philippinen; sie kann eingesperrt oder unter Hausarrest gestellt werden, wie Aung San Suu Kyi in Burma; oder sie kann eine gewaltige Sturheit an den Tag legen oder sich sogar von der Gegenseite vereinnahmen lassen, wie Morgan Tsvangirai in Simbabwe. Außerdem sind Prominente, bei all ihrer Liebe für Kampagnen und gute Zwecke, nicht einfach zu handhaben. Ein Beispiel war die Occupy-Bewegung in den Vereinigten Staaten. Zu den Stars, die diese Proteste unterstützten, gehörten unter vielen anderen Kanye West, Russell Simmons, Alec Baldwin, Susan Sarandon, Deepak Chopra, Yoko Ono, Tim Robbins, Michael Moore, Lupe Fiasco, Mark Ruffalo, Talib Kweli und Penn Badgley aus *Gossip Girl*. Man muss kein Kulturkritiker sein, um zu erkennen, dass diese Leute nur ein bestimmtes Bevölkerungssegment ansprechen, und zwar das Segment, das Hiphop hört, politisch eher links der Mitte steht und Nischenfernsehen liebt.

Aber stellen Sie sich vor, Sie leben auf dem Land, hören Schlager, schauen Fußball und sind insgesamt ein wenig konservativer eingestellt. Es ist gut möglich, dass auch so jemand allen Vorurteilen zum Trotz meint, dass das System nicht richtig funktioniert und dass das Land mehr soziale Gerechtigkeit vertragen könnte. Doch die Kultur und Gruppenidentität von Occupy öffnete sich nicht für diese Gruppe von Menschen. Dabei wäre das mit ein wenig Nachdenken gar nicht weiter schwer gewesen. Ich vereinfache jetzt, aber es hätte vielleicht schon geholfen, wenn man auch noch ein paar andere Musiker eingeladen hätte. Was wäre, wenn man statt eines Rappers eine Schlagersängerin eingeladen hätte? Dann hätten die Leute in der Provinz die Bewegung vielleicht eher als eine einigende Kraft verstanden.

Oder stellen Sie sich vor, was passiert wäre, wenn die Aktivisten von Occupy nicht nur einige symbolische Plätze in Großstädten besetzt hätten, sondern wenn sie dorthin gegangen wären, wo die Durchschnittsbürger leben und arbeiten. Damit hätten sie die Trennlinie weit hinausschieben und deutlich mehr Menschen in die Bewegung holen können. Der Unterschied zwischen »Wir sind eine Bewegung von Liberalen, die ihre Ideologie zum Ausdruck bringen« und »Wir sind eine Bewegung von Normalbürgern, die mehr soziale Gerechtigkeit verlangen« ist gar nicht so groß. Aber Erstere schließt andere aus, während Letztere viele Menschen, Interessen und Ansichten einschließt. Ich habe mich immer gefragt, was passiert wäre, wenn Occupy seinen Namen aufgegeben hätte – der schließlich bedeutete, dass man alles stehen und liegen lassen und etwas besetzen musste – und sich den genialen Namen »Die 99 Prozent« zugelegt hätte. Wenn mich jemand fragen würde, »Srdja, gehörst du zu den 99 Prozent?«, dann hätte ich vermutlich geantwortet: »Meine Frau und ich wohnen in einer 55-Quadratmeter-Wohnung, ich fahre ein zehn Jahre altes Auto – ja, ich glaube, ich gehöre zu den 99 Prozent.« Ich hätte mir vermutlich sogar einen Button angesteckt. Warum nicht? Aber wenn mich jemand gefragt hätte: »Hast du Lust, den Zuccotti-Park zu besetzen?«, dann hätte ich vermutlich nein gesagt.

Mit einer ganz einfachen Namensänderung hätte sich die Occupy-Bewegung vielen Menschen geöffnet: den Stadtbewohnern, den Landbewohnern, den Konservativen, den Liberalen, den Großen, den Kleinen, den Autofahrern und den Fußgängern. Das hätte ich gern gesehen.

Denn Einigkeit bedeutet mehr, als sich hinter bestimmten Kandidaten oder Themen zu scharen. Es bedeutet, ein Gemeinschaftsgefühl herzustellen, eine Gruppenidentität zu schaffen, eine feste Organisation zu begründen, niemanden auszuschließen, und sich an Werte zu halten. Es bedeutet, Dinge zu tun, die anderen das Gefühl vermittelt, dass dies auch ihr Kampf ist. Oft reicht es schon aus, einander auf einem überfüllten Platz bei den Händen zu nehmen oder das richtige Lied zu singen. Und es ist unbeschreiblich wichtig.

Aber nun, da ich für einen Serben unerträglich gefühlsduselig geworden bin, möchte ich zu einem Thema kommen, das genauso wichtig

und viel konkreter ist, ein Prinzip, das über Erfolg und Misserfolg einer Bewegung entscheidet: das geheiligte Prinzip der Planung.



Kapitel 8

Mit Planung zum Erfolg



Ich bin ein miserabler Prophet. Als das iPhone auf den Markt kam, erklärte ich jedem, der es hören wollte, dass Apple bald pleitegehen würde, weil doch niemand beim Telefonieren von Musik oder Internet gestört werden will. Als sich die serbische Nationalmannschaft für die Fußball-WM 2010 in Südafrika qualifizierte, hatte ich ein gutes Gefühl, dass das unser Jahr werden könnte; wir landeten auf Platz 23. So traurig das ist, aber meine Freunde haben es sich angewöhnt, mich nach meiner Meinung zu einem neuen Produkt zu fragen, um dann das genaue Gegenteil dessen zu tun, was ich ihnen rate. Aber als ich in den eindrucksvollen Räumen der New York University zum ersten Mal mit einer Gruppe begeisterter Occupy-Aktivisten zusammentraf, hatte ich das

untrügliche Gefühl, dass sie vor einem schwierigen Kampf standen und dass ihre Erfolgsaussichten ziemlich gering waren.

Im folgenden Kapitel geht es ausschließlich um Planung, und nichts, was ich hier schreibe, stellt in irgendeiner Weise eine Auseinandersetzung mit den Inhalten dar. Ihre persönliche Meinung von den Leuten, die den Zuccotti-Park vereinnahmten, um den gesellschaftlichen Diskurs in neue Bahnen zu lenken, soll hier keine Rolle spielen. Sie können die Demonstranten für ziellose Hipster halten, oder Sie können wie ich ihren Wunsch nach mehr Gerechtigkeit in einer unbarmherzigen Welt sympathisch finden. Aber ganz unabhängig davon, was Sie von der Occupy-Bewegung halten, kann eine Analyse der Planung beziehungsweise des Mangels an Planung wertvolle Lektionen für Aktivisten in aller Welt bieten.

Warum schätzte ich die Aussichten der Bewegung so pessimistisch ein, obwohl Meinungsumfragen zeigten, dass fast die Hälfte der Bevölkerung ihren Ideen zustimmte? Ganz einfach: Sehen Sie sich nur den Namen an. Statt sich »Die 99 Prozent« zu nennen und damit zu signalisieren, dass die Bewegung von einer gemeinsamen Identität ausging, benannten sie sich nach einer einzigen Taktik. Natürlich haben gewaltlose Bewegungen in den letzten Jahrzehnten alles Mögliche besetzt, von rassensgetrennten Kantinen im Süden der Vereinigten Staaten bis zum Platz des Himmlischen Friedens in Peking. Aber eine Besetzung ist nur ein einziges Instrument im gewaltigen Repertoire des friedlichen Protests, noch dazu eines, das nur eine bestimmte Sorte von leidenschaftlichen Aktivisten anspricht. Aber wie wir bereits gesehen haben, müssen Bewegungen, die ja immer gegen den Wind ankämpfen, auch viele informelle Teilnehmer einbeziehen, wenn sie erfolgreich sein wollen. Es stimmt zwar, dass Occupy alle möglichen Leute einbeziehen wollte. Aber die Botschaft der Bewegung, die man allein aus dem Namen ableiten konnte, war, dass es nur um die Besetzung des Zuccotti-Parks ging.

Das war eine andere Sache, die mich nachdenklich machte. Wer jemals eine erfolgreiche Kampagne organisiert hat, wird Ihnen bestätigen können, dass eine Massendemonstration nicht der erste Schritt ist, den man unternimmt, sondern der letzte. Sie holen die Massen auf die Straße, wenn Sie wissen, dass Sie sie auf Ihrer Seite haben, und auch nur dann,

wenn Sie alle nötigen Vorbereitungen getroffen haben, um einen Showdown herbeizuführen. Die Großveranstaltung kann nicht der Funke sein, der Ihre Bewegung zündet. Sie ist der Schlussspurt. Das erkannten auch unsere Freunde aus Ägypten: Sie hatten sich fast zwei Jahre lang organisiert, mit Handzetteln und Straßentheater gearbeitet und viele kleine Schlachten gewonnen. Erst als sie sich sicher waren, dass der richtige Moment gekommen war, versammelten sie sich auf dem Tahrir-Platz und forderten Mubaraks Rücktritt. Aufgrund des gewaltigen, wenngleich kurzlebigen Erfolgs der Besetzung des Tahrir-Platzes, die mein Kollege Slobodan als »gewaltlosen Blitzkrieg« bezeichnete, gewannen Außenstehende den Eindruck, dass die scheinbar spontane Besetzung eines wichtigen Platzes vor dem Nationalmuseum und den Regierungsgebäuden schon ausreichte. Die zwei Jahre der harten Arbeit, in denen die Ägypter eine Vision und eine Strategie entwickelt hatten, sahen sie nicht.

Außenstehende hielten die Taktik der Besetzung für eine Wunderwaffe, und Aktivisten in aller Welt bemühten sich, so viele Leute wie möglich auf die Straße zu holen, wie sie dies in Ägypten gesehen hatten. Von Kairo bis Madrid, von Frankfurt bis Damaskus hatte die Presse die Geschichte mit ihrer atemlosen Berichterstattung verzerrt, und alle schienen einen völlig falschen Eindruck von den Ereignissen zu bekommen. Wenn man den Meldungen glaubte, dann musste man nur einen Platz besetzen und lange genug ausharren, dann würde der Weihnachtsmann mit seinem Schlitten kommen und jeden Wunsch erfüllen, sei es der Rücktritt Assads oder die Regulierung des Finanzmarkts.

Und das war es, was mir Kopfzerbrechen bereitete. Occupy schien die falschen Lektionen aus dem Arabischen Frühling gezogen zu haben. Nicht nur, weil die Bewegung als Massenveranstaltung begann, sondern auch, weil sie bald das bisschen organisatorische Geschlossenheit, das sie hatte, durch alle möglichen internen Debatten und Streitigkeiten verlor. Auf diese Weise büßte sie jegliches Profil ein, und von da an ging es nur noch bergab.

»Was hätten wir anders machen können?«, ist die Frage, die nach jeder erfolglosen gewaltlosen Kampagne gestellt wird. Diese Frage möchte ich zunächst ganz allgemein mit einer persönlichen Anekdote beantworten,

ehe ich sie an einen Oberst weitergebe, dessen Organisationstalent seinem Land in Kriegs- und Friedenszeiten große Dienste leistete.

Der erste Grundsatz der Planung ist das Timing. Wie in Komik, Sport und Sex ist Timing auch beim politischen Aktivismus alles, und zwar aus mehreren Gründen. Die Menschen sind launisch, abgelenkt und irrational. Wenn man sie anspricht, während sie gerade mit etwas anderem beschäftigt sind, ist die beste Planung vergebens. Wenn man sie aber im richtigen Moment erwischt, dann ist der Erfolg so gut wie sicher.

Diktatoren tun natürlich alles in ihrer Macht Stehende, damit dieser richtige Moment für den Widerstand nie kommt. Sie unterdrücken die Opposition auf Schritt und Tritt. Aber auch sie sind nicht gegen den natürlichen Rhythmus des menschlichen Lebens gefeit. Und dieser Rhythmus ist oft der beste Freund der Aktivisten. Das lernten wir in Serbien am orthodoxen Neujahrstag, dem 13. Januar 2000.

Unser Jahreswechsel sollte eine Riesenparty werden, auch wenn das Land von Milosevic unterdrückt, in zahlreiche Kriege verstrickt und zunehmend von Demonstrationen und Unruhen zerrüttet wurde. Und weil OTPOR die coolste Truppe der Stadt war, erwartete jeder von uns, dass wir den politischen Kram eine Nacht lang vergessen und ausgelassen feiern würden. An diesem Punkt kommen die Red Hot Chili Peppers ins Spiel.

Wenn ich Ihnen verrate, dass die Peppers eine meiner absoluten Lieblingsbands sind, dann können Sie daran vermutlich mein Alter ablesen. Ich war ein großer Fan in den Anfangstagen der Band, als sie Punk spielten und nur mit einer Socke über dem Gemächt auf der Bühne herumsprangen, und ich mag sie auch heute noch, obwohl sie inzwischen sentimentale Rockmusik spielen. Anfang 2000, kurz nach der Veröffentlichung von *Californication*, waren sie jedoch auf ihrem Höhepunkt. In den Wochen vor dem Jahreswechsel erzählten wir allen, wir hätten aus zuverlässiger Quelle gehört, dass die Peppers bei der OTPOR-Feier auf dem Platz der Republik einen Überraschungsauftritt planten.

Den ganzen Dezember lang redeten die jungen Leute von Belgrad von kaum etwas anderem als dem Mitternachtskonzert, zu dem die coolste

Truppe der Stadt internationale Bands eingeladen hatte. Freunde debattierten darüber, welche Lieder die Peppers wohl spielen, wie lange sie auftreten, ob sie noch andere Musiker mitbringen und welche heimischen Bands das Glück haben würden, neben ihnen aufzutreten. Ehe Sie nun über diese Leichtgläubigkeit lachen, sollten Sie sich daran erinnern, dass man OTPOR Anfang 2000 zutraute, Milosevic bald zu stürzen, und das war deutlich schwieriger, als ein paar Musiker zu einem Gig zu engagieren.

Am Neujahrsabend versammelten sich Zehntausende auf dem Platz, viele trugen T-Shirts der Red Hot Chili Peppers. Eine serbische Band nach der anderen stieg auf die Bühne, eine bekannter und besser als die andere. Die Feiernden tanzten, küssten und lagen sich in den Armen. Kurz vor Mitternacht war die Anspannung zu spüren. Die Leute wurden unruhig. Sie wollten die Peppers sehen.

Eine Minute vor Mitternacht gingen die Lichter aus. Eine große Leinwand kam herunter, und die Leute flüsterten, die Peppers würden wahrscheinlich mitten hindurchspringen, wie das Rockstars eben so tun. Der Countdown begann: fünf, vier, drei, zwei, eins ...

Und dann setzte Trauermusik ein, und auf der Leinwand erschienen Fotos toter serbischer Soldaten und Polizisten, die in einem Jahrzehnt der Kriege ums Leben gekommen waren. Auf der Bühne standen nicht die Peppers, sondern mein Freund Boris Tadic. Keine fünf Jahre später sollte Boris als serbischer Präsident vereidigt werden, doch an diesem Abend stand er unsichtbar hinter der Leinwand und hatte ein Mikrofon in der Hand.

»Es gibt nichts zu feiern«, verkündete er dem schockierten Publikum. »Daher lade ich euch ein, diesen Platz und dieses Fest zu verlassen, um allen zu zeigen, dass dieses Jahr ein Jahr des Krieges und der Unterdrückung war. Aber das muss nicht so sein. Sorgen wir dafür, dass nächstes Jahr zählt. Denn 2000 ist *das* Jahr. Dieses Jahr muss in Serbien das *Leben* gewinnen.«



Jeder verstand die Botschaft: Das kommende Jahr war Wahljahr. Zwei oder drei Minuten lang standen die Besucher einfach da, schweigend, ratlos, irritiert, wütend. Dann begannen einige zu grinsen, dann einige mehr, und fünf Minuten später sang das Publikum »Nächstes Jahr zählt.« Aus den Gesängen wurde ein Chor. Als das Publikum vor der leeren Bühne sang, entstand eine Energie, wie sie keine Band erzeugen kann. Alle hatten das Gefühl, dass sie etwas Wichtiges zu tun hatten. Die Botschaft war klar, die Bühne war frei für den Showdown mit Milosevic. »Das ist *das* Jahr«, wurde der neue Slogan der Bewegung, und alle Anwesenden wussten, dass das etwas bedeutete und dass die Chancen gut standen, im Oktober Milosevic loszuwerden und seine Schreckensherrschaft zu beenden. Die Chili Peppers waren zwar nicht gekommen, aber es war trotzdem das beste Konzert, das die Besucher je erlebt hatten, und die Leute, die in dieser Nacht dabei waren, erkannten, dass sie selbst die Stars waren.

Das ist etwas, das sich mit guter Planung erreichen lässt. Sie nehmen einen gewöhnlichen und unvermeidlichen Anlass, überlegen sich eine Taktik und führen sie perfekt aus. Aber Sie sollten mir dieses militärische Gerede nicht einfach abnehmen, nur weil ich das behauptete. Abgesehen

von den Abenden, an denen ich vom Dach meines Hauses aus die Bomber der NATO verfluchte, habe ich nie mit Krieg zu tun gehabt. Wenn es um Planung geht, verlasse ich mich daher lieber auf meinen Freund Robert Helvey, einen pensionierten Oberst der US Army, den ich gern als meinen Yoda bezeichne.

Als Karriereoffizier war Robert, genannt Bob, in Vietnam und später Verteidigungsattaché in Rangun. Nachdem er vom Kampfeinsatz genug hatte und seine Brust ordentlich mit rosa Herzchen und silbernen Sternchen dekoriert war, bekam er ein Stipendium für ein Studium am Zentrum für Internationale Angelegenheiten der Harvard University.

Stellen Sie sich vor, wie der Oberst auf dem Universitätsgelände ankam. Er war inzwischen Mitte dreißig, hatte den Bürstenhaarschnitt und die Ansichten eines Offiziers und wenig mit den langhaarigen, idealistischen Studenten auf dem Campus gemeinsam. Für sie bedeutete ein harter Abend ein Bier zu viel in der Collegebar. Für ihn war es eine Nacht auf dem schlammigen Urwaldboden unter dem Beschuss des Vietcong.

Als Bob die Ankündigung eines Seminars über »gewaltlose Sanktionen« sah, konnte er nicht widerstehen. Nichts schien ihm amüsanter, als sich unter eine Gruppe von Blumenkindern zu mischen und sie mit ein paar besonders pikanten Kriegsgeschichten zu erschrecken. Am ersten Tag des Semesters marschierte er also in den Seminarraum, als ginge er zu einer Lagebesprechung im Pentagon. Er wollte diese Hippies ordentlich schockieren und ihnen zeigen, was Sache war. Aber stattdessen war er der Schockierte. Die Kursteilnehmer sahen ganz normal aus – keine langen Haare, keine bunten Klamotten, nur ein paar wissbegierige Studenten und ein taffer Professor mit hoher Stirn und Adleraugen namens Gene Sharp.

Wir haben Gene Sharp bereits kennengelernt. Der Mann gilt als Vater des modernen gewaltlosen Widerstands und wurde inzwischen dreimal für den Friedensnobelpreis nominiert, nachdem er schon so ziemlich jede andere Auszeichnung der Welt erhalten hat. Sharp war alles andere als der idealistische Träumer, den Bob erwartet hatte. Im Gegenteil, Sharp

sprach Klartext und demonstrierte, warum er auch als Machiavelli des gewaltlosen Widerstands bezeichnet wird.

»Das Ziel des strategischen gewaltlosen Kampfs ist die politische Macht«, erklärte Sharp zu Beginn seines Kurses. »Es geht darum, diese Macht zu ergreifen und sie anderen zu verweigern.« Macht ergreifen und verweigern, das war eine Sprache, die Oberst Helvey verstand. Er hörte aufmerksam zu, und was er hörte, überzeugte ihn. Er erinnerte sich, wie sehr es ihn in den langen Jahren des Vietnamkriegs frustriert hatte, wieder und wieder dieselben militärischen Strategien anzuwenden, obwohl keine davon zu funktionieren schien, und wie sehr er sich gewünscht hatte, andere Möglichkeiten für den Kampf gegen seine Feinde zur Verfügung zu haben. Und genau darüber schien Sharp zu sprechen. Es ging um Krieg ohne Waffen.

Robert Helvey wurde ein Anhänger von Gene Sharp. Zwischen Burma und Serbien war der Oberst nun in demselben Geschäft unterwegs, in dem er sich schon früher hervorgetan hatte, nur dass er jetzt nicht mehr mit Flugzeugen und Panzern kämpfte, sondern mit Flugblättern und Demonstrationen. Seit unserer ersten Begegnung im Jahr 2000 habe ich viel von Bob gelernt, aber nichts war wichtiger als die Sache mit dem goldenen Ei.

Als goldenes Ei bezeichnet Bob das, was wir wollen. Das Wort kommt aus dem militärischen Sprachgebrauch. Wenn die Offiziere, die um eine Landkarte herumstehen, ihre Ziele markieren, dann nie mit einem sauberen Kreis, sondern immer mit einem schnell gezeichneten, eiförmigen Kringel. Dieses Ei ist das Ziel, und ehe Sie mit der Planung anfangen, müssen Sie genau wissen, was dieses Ziel ist.

Das ist schwerer, als es klingt.

Unsere Freunde in Ägypten hatten beispielsweise kein goldenes, sondern ein bleiernes Ei gewählt. Für sie und ihre Kollegen in Tunesien, im Jemen und anderen Ländern der arabischen Welt war das Ziel der Sturz des Diktators, und als sie das erreicht hatten, glaubten sie, dass ihre Arbeit getan war. Doch sie hatten das falsche Ziel gewählt: Mubarak war weg, Ben Ali war weg, Salih war weg, doch jetzt bekamen die radikalen Islamisten Zulauf, die Armee wurde nervös, die Wirtschaft stand

vor dem Zusammenbruch, die internationale Gemeinschaft zögerte mit ihrer Unterstützung, auf den Straßen herrschte das Chaos, und niemand wusste, was zu tun war oder wie. Während der Arabische Frühling verpuffte, sprach ich mit Bob über die Lage; das goldene Ei ist nie der Diktator, meinte er. Das goldene Ei ist die Demokratie. Das hatten sie übersehen.

Das ist der perfekte Moment, um eine Pause zu machen und sich eine Lektion in serbischer Selbsthilfe anzusehen. Wenn mein Freund Slobodan an Universitäten seine Seminare gibt, kommen nach dem Semester manchmal Studenten zu ihm und fragen ihn, wie sie dieses oder jenes Ziel erreichen können. Meist unterbricht er sie und fragt barsch: »Was willst du wirklich? Wenn ich einen Zauberstab hätte und dich an den Punkt versetzen könnte, an dem du in fünf Jahren sein möchtest, wohin würde ich dich versetzen?« Die meisten haben keine Ahnung. Aber das ist nicht ihre Schuld: Sie haben ihr Leben lang gelernt, immer nur an den nächsten Schritt zu denken. Wenn sie zur Schule gehen, sollen sie sich auf die Universität konzentrieren. Wenn sie studieren, sollen sie an Praktika denken. Während der Praktika denken sie an Jobs. Und wenn sie diese Jobs schließlich haben, denken sie an ihre Beförderung. Das ist nicht nur ein Hamsterrad, sondern ein Teufelskreis, der uns keine Zeit lässt, über die Dinge nachzudenken, die wir wirklich wollen. Wie mir ein befreundeter Segelliebhaber einst so treffend sagte: Der Kapitän, der nicht weiß, wo er hin will, wird nie ein Schiff finden, das ihn dorthin bringt.

Aber sobald Sie wissen, wohin Sie wollen, gibt es eigentlich nur eine Möglichkeit, dorthin zu kommen. Bob nennt diese Methode die »Rückwärtsplanung«.

Um Ihnen die Genialität dieser Planungsform zu demonstrieren, nehmen wir mich als Beispiel. Nehmen wir an, ich spiele ganz ordentlich Gitarre und kann das eine oder andere Liedchen trällern. Und nehmen wir an, dass ich genug vom gewaltlosen Widerstand habe und eine neue Arbeit suche. Ich wäre gern ein Popstar. Wie kann ich das planen?

Möchtegern-Stars – und in einem anderen Leben hatte ich mit vielen Menschen zu tun, auf die diese Beschreibung zutraf – gehen vermutlich in

eine Großstadt, spielen ein paar Gigs, stellen eine Band zusammen, machen Werbung und hoffen auf ein bisschen Glück. Einige besonders disziplinierte Musiker üben eifrig, legen Geld auf die Seite, nehmen eine Demo-CD auf oder, wenn sie wissen, wie der Hase läuft, heuern einen Promoter an. Aber wie jeder angehende Beatle nach ein paar Stunden mit Oberst Bob weiß, reicht das nicht aus. Es hat seinen Grund, warum die wenigsten Musiker Erfolg haben, und das hat nicht nur damit zu tun, dass der Markt hart umkämpft ist.

Also beginne ich damit, dass ich mich nicht nur als Popstar sehe, sondern ich gehe ins Detail. Die Rückwärtsplanung bedeutet, dass ich bei meinem Ziel anfangen, und dann Schritt für Schritt in die Gegenwart zurückgehe. Beispielsweise erzählte mir Bob, während der finstersten Tage der Auseinandersetzungen der Neunziger hätten sich die Anhänger der inhaftierten burmesischen Dissidentin Aung San Suu Kyi vorgestellt, wie diese nach mehr als 15 Jahren aus dem Hausarrest entlassen würde. Aber die Burmesen stellten sich nicht nur vor, wie sie die Tür öffnete und in die Freiheit trat. Sie stellten sich außerdem vor, wo ihre Begrüßungsparty stattfinden würde, welche Würdenträger eingeladen wären und wer wo sitzen würde. Das klingt so, als wollte man das Pferd von hinten aufzäumen, doch diese detaillierte Planung hat den Zweck, Ihnen ein besseres Bild davon zu vermitteln, was Sie wirklich wollen. Als die Burmesen beispielsweise über die Sitzordnung nachdachten, wurde ihnen klar, dass sie die Presse und eine Handvoll befreundeter Oppositionspolitiker in der ersten Reihe haben wollten, und das wiederum führte zu einer sehr viel wichtigeren Erkenntnis: Sie wollten nicht nur die Freiheit ihrer Anführerin feiern, sondern sie wollten verkünden, dass Aung San Suu Kyi ihre Kerkermeister herausfordern und für die Präsidentschaftswahlen kandidieren würde.

Wenn ich mir also meine künftige Karriere ausmale, dann stelle ich mir nicht nur den Namen Popovic im Scheinwerferlicht vor. Ich sehe die Konzerthalle, in der ich auftrete, ich sehe die Musiker meiner Band, ich sehe die Art von Leuten, die uns aus dem Publikum zujubeln, und innerhalb von zwei Minuten stelle ich fest, dass ich nicht einfach irgendein Popstar werden will, sondern ein ganz bestimmter Popstar. Ich stelle mir kein Fußballstadion voller johlender Jugendlicher vor, sondern

eher ein paar hundert ältere Normalos, die an einem verregneten Donnerstag in einen Club gehen, um gute Musik zu hören. Ich will kein Justin Bieber sein, sondern vielleicht eher jemand von den Pixies oder The Fall. Sobald ich das weiß, wird mein Weg bedeutend einfacher, denn nun weiß ich, dass es ein Publikum gibt, für das ich spielen kann. Ich weiß, dass es Zeitverschwendung wäre, Videos auf YouTube hochzuladen, weil mein Publikum so was nicht schätzt. Dafür ist es wichtiger, in den kleinen Clubs aufzutreten, denn genau da sehe ich mich schließlich.

Nachdem ich meine Freunde, die bessere Musiker sind als ich, zum Mitmachen überredet und meine Frau gebeten habe, in meiner Band zu singen, stelle ich eine Liste der geeigneten großen und kleinen Clubs zusammen und frage mich, was ich brauche, um dort ins Programm zu kommen. Vielleicht müssen wir mit einer Open-Stage-Veranstaltung anfangen. In anderen Clubs bekommen wir vielleicht einen Platz, wenn wir selbst genug zahlende Fans mitbringen. In letzterem Fall würde ich vermutlich ein paar Musikkollegen zusammentrommeln und mit ihnen vereinbaren, die Auftritte der jeweils anderen zu besuchen. Jetzt habe ich ein Publikum und einen Auftritt. Ich bin kein Star, aber wir kommen der Sache schon näher. Sobald der Traum strategisch in einzelne Schritte heruntergebrochen worden ist, und jeder Schritt nach seinen logistischen Anforderungen analysiert wird, sind die Erfolgsaussichten schon viel besser. Aber Sie müssen sich zu Beginn das fertige Produkt vorstellen und sich immer an Winston Churchill erinnern, der sagte: »Egal wie schön eine Strategie ist, man sollte hin und wieder auf die Ergebnisse schauen.«^[42]

In den Neunzigern und Nullern half Bob Helvey den Burmesen dabei, ihre Version des Popstar-Traums zu verwirklichen und sich von der Militärjunta zu befreien, die das Land gekidnappt und jede Opposition unterdrückt hatte. Als der Oberst seine neuen Schüler kennenlernte, führten sie gerade einen Guerillakrieg im Urwald und träumten davon, hier einen kleinen Armeeposten einzunehmen oder dort einen Sendemast in die Luft zu sprengen. Das war Kleinkram ohne jeden Gedanken an Ziele und Abläufe, aber diese mutigen jungen Burmesen fühlten sich gut, wenn sie ein Gewehr in der Hand hatten, weil sie sich damit einreden konnten, dass sie ihren Teil zum Widerstand beitrugen. Als praktischer ehemaliger

Offizier versammelte Robert seine Krieger und legte ihnen eine einfache Rechenaufgabe vor.

Wie viele Soldaten hatte die Armee? Seine jungen Schüler schätzten die Zahl auf etwa 200000. Und wie viele Angehörige hatte der bewaffnete Widerstand? Vielleicht ein Zehntel davon. Und dann kam die dritte, entscheidende Frage: Wie viele Einwohner hatte Burma? Die Antwort lautete 48 Millionen. Das war kein leeres Zahlenspiel. Der Oberst vermittelte ihnen die wichtigste erste Botschaft aller Streitkräfte: Verschaffen Sie sich einen Überblick über Ihre Ressourcen. Hier warteten 48 Millionen Menschen nur darauf, mobilisiert zu werden, wettete der Oberst. Wenn sie richtig organisiert würden, könnten sie sich der Junta von ihrem Gemüsegarten, ihrem Marktstand und dem Fahrersitz ihrer Busse aus entgegenstellen. Wenn die Opposition diese gewaltige Ressource nicht nutzte, wenn sie sich nur auf 20000 schwitzende Jugendliche verließ, die mit Kalaschnikows durch den Urwald rannten, dann hatte sie schon verloren.

Seine Schüler mussten ihm zugestehen, dass er nicht ganz unrecht hatte. Aber sie wussten nicht, wie sie diese Menschen rekrutieren sollten. Bob erklärte ihnen das Prinzip der Rückwärtsplanung. Wenn die Bevölkerung eingebunden wäre, wie würde ihr Engagement aussehen? Die Guerillakämpfer sprachen begeistert von Massendemonstrationen, doch sie sahen bald ein, dass die Militärs solche Veranstaltungen schnell unterdrücken würden. Einen Moment lang waren sie ratlos. Dann strahlte jemand. Wenn die Mönche vorangingen, würden es die Soldaten nicht wagen, einen Schuss abzufeuern, und wenn sie es doch täten, hätte dies sogar für die gefürchteten Diktatoren fatale Konsequenzen. Der erste Schritt bestand also darin, die Mönche auf ihre Seite zu bringen. Von da an konnten Großväter und Großmütter kleine, unschuldige Proteste vor ihren Häusern veranstalten und Schulkinder konnten sich gegen das Regime organisieren. Bob erinnerte seine Schüler daran, dass gewaltloser Widerstand deshalb so viel stärker ist als Gewalt, weil jeder gegen den Diktator aufstehen kann, unabhängig vom Ort und egal, wie stark oder schwach er oder sie ist. Die Guerilla setzte alles auf 20000 junge Männer, die im Urwald gegen das Regime kämpften, doch sie vergaß die ungenutzten 48 Millionen Burmesen, die dazu gebracht werden konnten,

sich überall gegen die Diktatur zu erheben. Es war also keine Dummheit, zum gewaltlosen Widerstand überzugehen.

Ich habe viel von Robert Helvey und Gene Sharp gelernt, doch mir ist klar, dass ihnen das Kapitel nicht gefallen würde, wenn es so bliebe, wie es ist. Gene und Bob sind Kämpfernaturen und lieben nichts mehr als Diagramme mit Kategorien, Bulletpoints und Überschriften, die ganz klar aufzeigen, was zu tun ist. Ihnen zu Ehren schließe ich dieses Kapitel daher mit ein paar Dingen, die Sie mitnehmen und anwenden können. Aber weil ich mich bislang mit meiner Liebe zum *Herrn der Ringe* zurückgehalten habe, werde ich nun Beispiele aus dem größten gewaltlosen Kampf der Geschichte heranziehen, dem edlen Kampf einiger unbewaffneter Hobbits für den Weltfrieden und gegen einen verrückten Gewaltherrscher.

Ehe Sie sich hinsetzen und einen Plan aufstellen, ehe Sie sich um Rückwärtsplanung Gedanken machen, nehmen Sie ein Blatt Papier zur Hand und identifizieren Sie die folgenden drei Kategorien:

Die Große Strategie. Gene Sharp definiert dieses oberste Prinzip als »umfassenden Plan zur Koordinierung und Verteilung aller vorhandenen Ressourcen (wirtschaftlich, menschlich, moralisch, politisch, organisatorisch und so weiter) einer Nation oder Gruppe, um in einem Konflikt ihre Ziele zu erreichen«. ^[43] Das klingt kompliziert, doch Sharp bricht die Aufgabe herunter und erklärt, zur großen Strategie gehört »die Erörterung der Richtigkeit der Sache, Einschätzung anderer Einflüsse auf die Situation und Auswahl der einzusetzenden Techniken«. Dazu gehört auch eine Bewertung, »wie diese Ziele zu erreichen sind, sowie die langfristigen Konsequenzen«.

Nehmen wir also an, Sie sind ein friedliebender Hobbit, der still im Auenland lebt, bis eines Tages ein sonderbarer Zauberer an Ihre Tür klopft und Ihnen von einem geheimnisvollen Ring erzählt, den Sie angeblich besitzen und der für Sie und Ihre Lieben eine große Gefahr darstellen könnte. Dieser Ring muss zerstört werden – verzeihen Sie mir, wenn ich die Geschichte ein wenig vereinfache –, und nun müssen Sie Ihre große Strategie aufstellen. Ist Ihre Sache gerecht? Auf jeden Fall:

Wenn der Ring nicht zerstört wird, findet ihn der abscheuliche Sauron und zerstört damit die ganze Welt. Welche Einflüsse wirken noch auf die Situation? Besagter Sauron und seine zahlreichen Handlanger. Welche Techniken lassen sich einsetzen? Da Sie ein Halbling und Dreikäsehoch sind: am besten eine, bei der Sie nicht zum Schwert greifen müssen. Wie lässt sich Ihr Ziel erreichen? Indem Sie in Saurons Reich Mordor gehen und den verdammten Ring in die Feuer des Schicksalsberges werfen. Die Konsequenz sind Friede für die Welt und Wohlstand für Sie und Ihre Freunde. Nachdem wir die Ziele damit geklärt hätten, kommen wir nun zum nächsten Schritt.

Strategie. Damit meint Sharp die »Planung der geeigneten Mittel zur Umsetzung der Ziele in einem Konflikt ... Die Strategie beschäftigt sich mit der Frage, ob, wann und wie gekämpft wird und wie die maximale Wirkung erlangt werden kann, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Die Strategie ist der Plan für die praktische Verteilung, Anpassung und Anwendung der verfügbaren Mittel auf dem Weg zum gewünschten Ziel.«^[44]

Auch hier ist unser heldenhafter Hobbit Frodo Beutlin nicht faul. Sobald er sich seine große Strategie zurechtgelegt hat, wird ihm klar, dass er die maximale Wirkung dann erzielt, wenn er sich mit den richtigen Leuten zusammentut, in seinem Fall den Elben. Und als er schließlich im Elbenland ankommt – ich werde Sie nicht mit den ganzen Namen behelligen, dazu können Sie die Bücher lesen –, schätzt er die Lage neu ein, denkt über die praktische Verteilung nach und stellt sich das beste Team zusammen, das er unter den gegebenen Umständen finden kann. Das wird dann wichtig, wenn der Zeitpunkt gekommen ist, sich die richtigen Taktiken zurechtzulegen.

Taktik. Hier müssen wir Gene Sharp nicht weiter bemühen. Taktiken sind nichts weiter als die begrenzten Handlungspläne, die Sie in jeder Situation aufstellen. Der Pass am Caradhras wird vom bösen Saruman beobachtet? Dann müssen Sie eben durch die Minen von Moria. Boromir wird von den Orks getötet? Dann verbünden Sie sich mit seinem jüngeren

Bruder Faramir. Das schwarze Tor ist geschlossen? Dann müssen Sie durch den geheimen Weg von Minas Mogul nach Mordor. Anders als die strategische Planung beschäftigen sich Taktiken mit unmittelbaren Zielen, sie können sich dauernd ändern, verlangen ein gutes Verständnis der Umstände und einen kreativen Ansatz zur optimalen Nutzung der vorhandenen Ressourcen.

Vielleicht haben Sie bemerkt, dass Strategie und Taktik jeweils unterschiedliche Herangehensweisen verlangen. Strategen sind weise und geduldige Menschen mit langem Atem. Sie denken viele Schritte im Voraus. Sie stellen ihre Pläne zusammen wie Künstler ein Mosaik, jedes Teilchen passt zum anderen, und nur der Künstler weiß, was am Ende dabei herauskommt. Taktiker sind dagegen wendig und flexibel. Sie sind die Meister des Hier und Jetzt, verlassen sich auf ihren Instinkt und haben die geradezu unheimliche Fähigkeit, mitten im Getümmel ihren Plan über den Haufen zu werfen und einen besseren aufzustellen, wenn die Situation es erfordert. Manche Bewegungen haben das Glück, sowohl Strategen als auch Taktiker an Bord zu haben. Nur selten kommen beide Fähigkeiten in einem Menschen zusammen, in Napoleon vielleicht oder in Alexander dem Großen. Aber meist verwechseln wir die beiden und glauben – wie Occupy –, dass unsere Taktik eine Strategie ist, und umgekehrt. Mit guter Planung und vor allem Rückwärtsplanung lassen sich einige dieser Probleme vermeiden. Aber wenn das nicht funktioniert, gibt es noch etwas, an das Sie denken sollten, und das ist die Dynamik.

Wenn Sie Oberst Bob, Frodo Beutlin oder andere Leute mit Kriegserfahrung fragen, dann ist die Dynamik alles. Im ersten Teil des Kampfes bauen Sie diese Dynamik auf und im zweiten Teil erhalten Sie sie aufrecht. Wenn Sie gar keinen Plan haben, wenn Sie eine Allergie gegen Bulletpoints, Diagramme und alle anderen Methoden des systematischen Denkens haben und wenn Sie einfach nur improvisieren wollen, dann sollten Sie zumindest darauf achten, dass Sie mit dem, was Sie tun, die Dynamik aufrechterhalten.

Das war vermutlich der wahre Grund für den Erfolg von OTPOR. Manchmal waren wir derart desorganisiert, dass ich lieber nicht darüber

sprechen möchte. Aber wir wussten immer, wie wir den Ball am Laufen hielten, und uns war klar, dass wir nicht in die Defensive gehen durften, weil sonst unsere Niederlage nur eine Frage der Zeit war. Also sorgten wir dafür, dass auf eine Aktion ein Konzert folgte, auf ein Konzert ein Marsch, auf einen Marsch eine Wahl und auf einen Wahlbetrug ziviler Ungehorsam und Streiks. Für uns war politischer Aktivismus wie ein Actionfilm, und wir wussten, wenn die nächste Aktion nicht noch größer, schriller und cooler wird, dann würde sich das Publikum langweilen. Damit erledigt sich die Planung von selbst.

Aber Dynamik ist etwas Lebendiges, und ein einziges Ereignis kann Ihre Bewegung in die Stratosphäre schießen, aber auch abstürzen lassen. Auf einige Dinge können Sie sich mit Plänen vorbereiten, zum Beispiel auf Wahlbetrug in Serbien, Georgien oder der Ukraine. Aber andere, wie die Ermordung von Oppositionsführern auf den Philippinen oder im Libanon, lassen sich weniger leicht vorhersehen. Und für Menschen in unserer Branche, dem sensiblen und gefährlichen Kampf für Freiheit und Empowerment und dem Widerstand mit friedlichen Mitteln, ist die größte Gefahr, dass einige Leute auf unserer Seite meinen, mit einer Waffe in der Hand mehr erreichen zu können als mit einer geistreichen, gewaltlosen Aktion. Gewalt ist eine echte Bedrohung, nicht nur, weil sie oft unschuldige Opfer fordert, sondern auch, weil sie genauso oft den sicheren Untergang einer Bewegung und ihr völliges Scheitern bedeutet. Deshalb wenden wir uns nun dem Dämon der Gewalt zu.



Kapitel 9

Der Dämon der Gewalt



Im Jahr 1961 war ein junger schwarzer Südafrikaner der Verzweiflung nahe. Als Bewunderer Gandhis hatte er jahrelang versucht, im Kampf gegen das Apartheidsregime alle möglichen gewaltlosen Methoden zur Anwendung zu bringen. Gemeinsam mit einem Freund hatte er eine gutgehende Anwaltskanzlei gegründet, die sich auf Prozesse gegen polizeiliche Übergriffe spezialisierte. Da die Behörden sich durch den Erfolg der Kanzlei bedroht sahen, zwangen sie die Anwälte zum Umzug in einen entlegenen Stadtteil und ruinierten damit das Geschäft. Der Partei, an deren Führung er mitwirkte, erging es nicht viel besser: Der Afrikanische Nationalkongress wuchs zwar rasch, doch als er für seine Demonstrationen Zehntausende mobilisierte, verhängte die Regierung das Kriegsrecht und verbot über Nacht sämtliche öffentlichen

Versammlungen. Schon bald wurde der junge Mann verhaftet und eingesperrt.

Diese Erfahrung machte einen anderen Menschen aus ihm. Die Bücher über Gandhi verschwanden in der Schublade, an ihre Stelle traten Bücher von Mao und Che Guevara. Er sprach nicht mehr vom gewaltlosen Widerstand, sondern pries Fidel Castro und seine erfolgreiche Revolution. Es sei Zeit, zu den Waffen zu greifen, verkündete er. Es sei Zeit zu kämpfen. Mit einigen Freunden gründete er eine neue Organisation mit dem Namen Umkhonto we Sizwe, Speer der Nation, und er war ihr erster Kommandant. Es sollte eine Armee sein, und sie sollte die Apartheid mit Waffengewalt beseitigen.

Der junge Mann war ein charismatischer Führer und startete seine neue Gruppe mit einer leidenschaftlichen Rede. »Nach einer langen und bangen Einschätzung der Situation in Südafrika bin ich mit einigen Kollegen Anfang Juni 1961 zu dem Schluss gekommen, dass Blutvergießen in diesem Land unvermeidlich ist und dass es unrealistisch und falsch wäre, wenn afrikanische Führer weiter Frieden und Gewaltlosigkeit predigten, solange die Regierung unsere friedlichen Forderungen mit Gewalt beantwortet ... Es kommt der Moment im Leben jeder Nation, in der nur zwei Möglichkeiten bleiben: Unterwerfung oder Kampf. In Südafrika ist dieser Moment gekommen. Wir werden uns nicht unterwerfen, und wir haben keine andere Wahl, als mit allen verfügbaren Mitteln zurückzuschlagen, zum Schutz unseres Volkes, unserer Zukunft und unserer Freiheit.«^[45] Da das Regime dem Widerstand alle legalen Mittel genommen hatte, erklärte der junge Mann seinem Land den Krieg und ließ keinen Zweifel daran, dass er keine Angst vor dem Tod habe.

Das erste Ziel war ein Umspannwerk. An einem Dezembertag des Jahres 1961 knickten die Strommasten unter einer gewaltigen Explosion ein wie Elefanten, und ganze Städte versanken im Dunkeln. Es war die erste Salve des Kriegs. Bald wurden staatliche Gebäude gesprengt, Infrastruktur sabotiert und Felder niedergebrannt. Der junge Mann, der sich inzwischen einen Bart zugelegt hatte, wie sich dies für einen echten Revolutionär gehört, versteckte sich in einem strohgedeckten Bauernhaus in einem Ort namens Rivonia. Unter seiner Führung verübte der Speer

der Nation rund zweihundert Anschläge und wurde der meist gefürchtete Feind der Regierung.^[46]

Am 5. August 1962 wurde der junge Guerillakämpfer von der Polizei gefasst. Im nachfolgenden Prozess übernahm er die Verantwortung für die Anschläge und wurde zu einer Haftstrafe auf der gefürchteten Gefängnisinsel Robben Island verurteilt. Seine Zelle maß zwei mal zweieinhalb Meter, das einzige Möbelstück war eine Strohmatten. Tagaus, tagein klopfte er Steine und ertrug die Schläge und Beleidigungen der weißen Wachleute mit stoischer Ruhe. Der Kontakt mit der Außenwelt war extrem eingeschränkt, alle sechs Monate durfte er einen Brief schreiben und einen Besucher empfangen.

Für den Rest der Welt wurde dieser gewalttätige Revolutionär zum Symbol des Widerstands, auf sämtlichen Kontinenten hielten seine Bewunderer Mahnwachen ab und forderten seine Freilassung. Irgendwann bot ihm auch der südafrikanische Präsident Pieter Willem Botha die Freiheit an, wenn er bedingungslos der Gewalt entsagte. Der Mann weigerte sich. Aber schließlich wurde der nachdenkliche Krieger weicher. Er verstand, dass Südafrika kein weiteres Blutvergießen brauchte, um voranzukommen, sondern Vergebung und Versöhnung. Als Nelson Mandela schließlich nach 27 Jahren Haft entlassen wurde, wurde er als Vertreter des friedlichen Widerstands gefeiert, und zu Recht: Nachdem er sein Glück mit dem bewaffneten Widerstand versucht hatte, wusste er besser als jeder andere, dass sich die Zukunft, die er sich für sein Volk wünschte, nicht mit Gewalt herbeiführen lässt. Ich erzähle diese Geschichte nicht, um den Ruf eines Mannes zu schmälern, den ich aus tiefstem Herzen bewundere, sondern um zu zeigen, dass angesichts brutaler Unterdrückung selbst ein rechtschaffener Mann wie Nelson Mandela verzweifeln und zu der Überzeugung gelangen kann, dass nur noch der Griff zur Waffe hilft.

Denn, so ungern ich das als friedliebender Mensch zugebe, Waffen sind cool. Man kann der friedlichste Mensch der Welt sein. Man kann ein Veganer sein, der achtmal am Tag meditiert und nur recycelte Hanfklamotten trägt. Man kann Gewalt in jeder Form entsagen. Aber wenn man eine Waffe in die Hand nimmt, dann regt sich unweigerlich in einem tiefen und finsternen Abgrund der Seele das Gefühl, dass es kein

Problem gibt, das man mit diesem Ding nicht lösen könnte. Waffen vermitteln ein Gefühl der Macht. Ich erinnere mich daran, wie ich im Dezember 1998 auf dem Weg zu einer OTPOR-Versammlung verhaftet wurde und mir ein Polizist seine Pistole in den Hals rammte. Auf der Wache hatte mich der Verbrecher mit Handschellen gefesselt und zusammen mit seinen Kollegen ein paar Stunden lang verprügelt, aber erst als er die Knarre in der Hand hielt, verengten sich seine Augen zu schmalen Schlitzen und seine Stimme klang wie Dirty Harry. Es war, als würde dieser Typ einen Traum ausleben, während ich da vor ihm kauerte. Nur wegen der Pistole. Wie Motorräder und Whisky scheinen Waffen augenblicklich ein Gefühl der Macht zu verleihen, weshalb sie auch in so vielen Kinofilmen, Videospielen und anderen beliebten Unterhaltungsformen auftauchen. Nicht umsonst tragen berühmte Männer auf Statuen oft Waffen in der Hand oder am Gürtel: Die meisten Menschen glauben, dass jemand mit einer Waffe in der Hand die Sache im Griff hat.

Aber wenn es darum geht, gesellschaftliche Veränderungen zu bewirken, dann ist es oft ausgerechnet der Typ mit der Waffe in der Hand, der scheitert.

Ehe ich einige wichtige Zahlen vom Stapel lasse, lassen Sie mich eines ganz klarmachen: Ich habe mein Leben nicht dem gewaltlosen Widerstand verschrieben, weil ich absolut davon überzeugt bin, dass Gewalt in keinem Fall zulässig ist. In der wirklichen Welt lernt man früher oder später, dass es Situationen gibt, in denen Gewalt unvermeidlich ist. Die Nationalsozialisten ließen sich beispielsweise nur durch die vereinten Kräfte der amerikanischen, britischen und russischen Armeen aufhalten, und ich bin den couragierten jugoslawischen Partisanen dankbar, dass sie in meinem Land gegen die Deutschen gekämpft haben. Um ehrlich zu sein, es waren die Partisanen, die das OTPOR-Logo mit der geballten Faust inspiriert hatten.

Auch wenn einige überzeugte Pazifisten gegen den Eintritt der Alliierten in den Zweiten Weltkrieg waren, verstanden die meisten Menschen, dass der Kampf gegen den Faschismus ein notwendiges Übel war. Selbst Gandhi, den wir als die Verkörperung des gewaltlosen Widerstands feiern, begann seine politische Laufbahn mit der

Aufforderung an junge Inder, zur Waffe zu greifen und die Briten im Ersten Weltkrieg zu unterstützen, weil er glaubte, dieses Zeichen der Loyalität könne der Sache der indischen Unabhängigkeit nützen. »Wir sollten in der Lage sein, uns selbst zu verteidigen, also Waffen zu tragen und sie zu benutzen«, schrieb er im Sommer 1918. »Wenn wir lernen wollen, die schlagkräftigsten Waffen zu benutzen, dann ist es unsere Pflicht, uns zur Armee zu melden.«^[47]

Wenn ich Gewalt ablehne, dann also nicht aus rein moralischen Gründen, auch wenn wir uns vermutlich alle einig sind, dass es grundsätzlich besser ist, Konflikte friedlich beizulegen. Ich lehne Gewalt vielmehr ab, weil sie nicht funktioniert und nicht annähernd so effektiv ist wie gewaltloser Widerstand. Damit gebe ich an die Experten weiter.

In einem ausgezeichneten Buch mit dem Titel *Why Civil Resistance Works: The Strategic Logic of Nonviolent Conflict*^[48] [Warum ziviler Widerstand funktioniert: Die strategische Logik des gewaltlosen Konflikts] unternahmen die beiden Wissenschaftlerinnen Erica Chenoweth und Maria J. Stephan etwas, das vor ihnen noch niemand versucht hatte: Sie analysierten 323 Konflikte, die zwischen 1900 und 2006 ausgetragen wurden, und untersuchten, welche davon erfolgreich verliefen, welche scheiterten und warum. Dabei kamen sie zu einem eindeutigen Schluss: »gewaltloser Widerstand erzielte doppelt so häufig Erfolge oder Teilerfolge als bewaffneter Widerstand«. Wenn Sie es ganz genau wissen wollen, sind hier die exakten Zahlen: Wenn Sie zu den Waffen greifen, betragen Ihre Erfolgchancen 26 Prozent. Und wenn Sie sich an die gewaltlosen Prinzipien halten, die Sie in diesem Buch kennengelernt haben, dann steigen Ihre Erfolgsaussichten auf 53 Prozent. Und in den vergangenen beiden Jahrzehnten – nach dem Ende des Kalten Krieges, in dem die Supermächte bewaffnete Konflikte in aller Welt finanzierten – stieg der Anteil sogar dramatisch zugunsten des gewaltlosen Widerstands.

Aber damit nicht genug. Chenoweth und Stephan fanden außerdem heraus, dass bewaffnete Bewegungen in der Regel höchstens 50000 Angehörige hatten. Was nicht weiter verwunderlich ist: Es gibt zum Glück nicht so viele Menschen, die bereit sind, zu den Waffen zu greifen, im Urwald zu übernachten und für eine Sache zu töten oder zu

sterben. Selbst für eine sehr gute Sache. Aber wenn es der Bewegung darum geht, Spaß zu haben, kreativ zu sein und die Angst zu überwinden, dann steigt die Zahl ihrer Anhänger schneller, als Sie zählen können.

Noch immer nicht überzeugt? Sehen wir uns die langfristigen Zahlen an. Chenoweth und Stephan rechnen vor, dass Länder fünf Jahre nach Ende einer gewaltlosen Revolution noch zu 40 Prozent demokratisch sind. Von den Ländern, die den Weg der Gewalt wählen, sind es dagegen nur 5 Prozent. Von Ländern, in denen der Widerstand gewaltlos blieb, fielen 28 Prozent innerhalb von zehn Jahren wieder in den Bürgerkrieg zurück. In Ländern mit bewaffnetem Widerstand waren es 43 Prozent. Diese Zahlen sprechen eine eindeutige Sprache: Wenn Sie einen stabilen, dauerhaften und demokratischen Wandel wollen, funktioniert nur der friedliche Weg.

Meine erste Begegnung mit syrischen Aktivisten hatte ich ganz zu Beginn des Widerstands gegen Baschar al-Assad. Damals bat ich sie, die Ergebnisse von Chenoweth und Stephan an ihre Landsleute weiterzugeben. Es schien, als hätten die gewaltlosen Gruppen noch eine Chance, den bewaffneten Gruppen die Kontrolle zu entreißen, die seinerzeit die Debatte zu beherrschen begannen. Doch leider wurden die friedlichen Aktivisten von den anderen niedergeschrien, die behaupteten, ein gewaltloser Ansatz sei kein Mittel gegen die brutale Diktatur, und Assad verstehe nur die Sprache der Gewalt. Bald begann ein steter Strom von Waffen und Kämpfern nach Syrien, und heute, zwei Jahre später, wird erkennbar, wohin der bewaffnete Widerstand die Rebellen gebracht hat. Die Freie Syrische Armee ist in Misskredit geraten und kann nur noch auf Intervention aus dem Ausland hoffen, die jedoch nach den jüngsten Erfahrungen zu urteilen die Katastrophe für alle Beteiligten nur vergrößern würde.

Den bewaffneten syrischen Rebellen ist es nicht nur nicht gelungen, die erwünschten Veränderungen herbeizuführen, sondern sie haben im Gegenteil Assad noch weiter gestärkt. Es legt nun mal in der Natur des Menschen, in Gemeinschaft zu handeln – eine Eigenschaft, die wir aus prähistorischen Zeiten geerbt haben, als unsere Vorfahren nicht in Jeans, sondern in Leopardenfellen herumliefen und ihre Höhlen, nicht ihre Handys verteidigten. So sehr sich unsere Ahnen in den Haaren gelegen

haben mögen, waren sie sich schnell wieder einig, sobald ein Bär, ein Mammut oder ein anderes riesiges Tier vor der Höhle schnaubte und scharrte. In Situationen wie diesen mussten sie Möglichkeiten finden, sich zusammenzuraufen und zu kooperieren, bis der äußere Feind ausgeschaltet war, und dann konnten sie wieder darüber zanken, wer mit dem Jagen an der Reihe war und wer die haarige Schöne abbekam. Spätere Generationen mögen einige Details verfeinert haben, doch das Prinzip hat sich seit der Steinzeit nicht geändert.

Als die NATO im Frühjahr 1999 mit der Bombardierung Serbiens begann, passierte es plötzlich, dass sich einige von Milosevics erbittertsten Feinden – darunter auch einige Mitglieder von OTPOR – auf die Seite des völkermordenden Präsidenten stellten, der sich dem Westen trotzig widersetzte. Es war, als hätte sich ein primitives Stammesdenken die Bahn gebrochen. Während einer Rede, die Milosevic nach der ersten Bombennacht hielt, jubelte einer meiner OTPOR-Kollegen plötzlich dem Diktator zu und schrie (was ihm gleich darauf extrem peinlich war): »Mach sie fertig, Slobo!« Das war eine natürliche Reaktion, denn wenn Ihre Höhle angegriffen wird, dann stellen Sie sich hinter den Chef, auch wenn der Typ ein Arschloch ist.

Das erklärt, warum Gewalt – egal ob offene Schlachten wie in Syrien oder die Brandanschläge militanter amerikanischer Umweltaktivisten auf Nobelvillen – beim Kampf um gesellschaftliche Veränderungen weit weniger wirkungsvoll ist als friedlicher Widerstand. Gewalt macht Angst, und wer Angst hat, sucht Schutz bei einem starken Anführer. Und das hat, wie alles in diesem Buch, mit den Säulen der Macht zu tun. Wie mein Freund Slobodan erklärt, versucht bewaffneter Widerstand, diese Säulen einzureißen, während friedlicher Widerstand versucht, sie zu vereinnahmen. Die Anhänger des friedlichen Widerstands suchen also den Erfolg, in dem sie andere – egal ob Normalbürger wie Verkehrspolizisten oder Prominente wie Journalisten – für ihre Sache gewinnen und sie überzeugen, auf ihrer Seite mitzukämpfen. Sie stellen eine Gruppenidentität her und begründen neue Gemeinschaften, die hoffentlich so viel Gewicht haben, dass noch mehr Menschen für ihre Sache eintreten. Und weil sie nicht mit Gewalt und Schrecken arbeiten, verspüren ihre Mitbürger nicht instinktiv das Bedürfnis, sich in den

Schutz eines starken Mannes zu flüchten. Nur so bringen Aktivisten andere dazu, sich von dem hässlichen Schläger abzuwenden, der den Eingang zur Höhle bewacht.

Wer mit einer gewaltlosen Kampagne erfolgreich sein will, muss sympathisch sein. Egal welche Ziele eine Bewegung verfolgt, sie muss jeden Moment nutzen, um die Sympathie der Massen zu gewinnen. Männer mit Bärten und Gewehren sind nicht die geeignetsten Sympathieträger. Auch ohne blutige Bilder von Opfern und Angriffen zu sehen, wechseln wir die Straßenseite, um einem Terminator mit einer Kalaschnikow aus dem Weg zu gehen. Aber eine lächelnde junge Frau mit einem witzigen Schild in der Hand ist eine ganz andere Sache. Es fällt schwer, sich ihrer Energie, ihrem Engagement und ihrer Begeisterung zu entziehen. Sie müssen sich nur auf YouTube die Videos von Manal al-Sharif ansehen, der mutigen jungen Frau aus Saudi-Arabien, die sich dem Fahrverbot für Frauen widersetzte, sich hinters Steuer klemmte und Fahrschul-Videos aufnahm. Wenn Sie diese Videos sehen, möchten Sie sich am liebsten gleich auf den Beifahrersitz setzen. Deshalb freuten sich Anfang 2011 so viele von uns über die Fernsehbilder aus Kairo, die junge Menschen auf dem Tahrir-Platz zeigten: Sie lächelten, waren unbewaffnet und mitreißend. Wäre Mubarak von einer kleinen bewaffneten Gruppe oder Offizieren aus seiner Armee gestürzt worden, hätten wir wahrscheinlich gar nicht hingesehen, zur Vorsicht geraten oder beides.

Damit komme ich zu dem zweiten, eng verwandten Erfolgsgeheimnis des gewaltlosen Widerstands. Wenn auf der einen Seite Maschinengewehre und Panzer stehen und auf der anderen Zehntausende Menschen mit Fahnen, Transparenten und Blumen, dann besteht kein Zweifel, wer die Schöne ist und wer das Biest. Das wusste auch Martin Luther King. »Organisierte Massen in einer Demonstration haben mehr Macht als ein paar verzweifelte Männer mit einer Waffe in der Hand«, schrieb er. »Unsere Feinde hätten es lieber mit einer kleinen bewaffneten Gruppe zu tun als mit einer unbewaffneten, aber fest entschlossenen Menschenmasse.«^[49] Wenn Diktatoren das Feuer auf unbewaffnete, aber entschlossene Menschenmassen eröffnen – wie das zum Beispiel in Burma geschah –, dann fliegt ihnen diese Unterdrückung prompt wie ein Bumerang um die Ohren.

Mit bewaffnetem Widerstand muss man zudem vorsichtig sein, denn er ist ein zweiseitiges Schwert. Die eine Seite schießt und bombt und tötet, und die andere Seite schießt und bombt und tötet zurück – wer weiß da noch, wer hier die Schuld hat und wer sich einfach verteidigt. Eine Bewegung, die zur Gewalt greift, geht ein großes Risiko ein, weil nicht mehr klar ist, wer die Guten sind und wer die Bösen. Aber wenn man nicht aufpasst, kann auch eine noch so sorgfältig geplante friedliche Aktion ganz schnell in Gewalt umschlagen.

Nehmen wir ein hypothetisches Beispiel. Stellen Sie sich vor, Sie organisieren einen friedlichen Protest. Er ist gut organisiert und wirkt wie eine Party. In stunden-, tage- und monatelanger Vorbereitung haben Sie und Ihre Mitstreiter die Leute für Ihre Demonstrationen mobilisiert und wurden immer mit großen, geordneten Veranstaltungen belohnt, auf denen die Teilnehmer gut sichtbar Ihr Logo und Ihre Botschaft transportierten. Heute singt die begeisterte Menge und reicht den Polizeibeamten Blumen, Alte und Junge sind mit von der Partie. Doch plötzlich tauchen aus dem Nichts ein paar besoffene Idioten auf, die den Nachmittag auf ihre Weise zelebrieren wollen. Sie bewerfen die Polizisten mit Steinen, dann zertrümmern sie die Scheibe eines Friseurladens. Sie und ich wissen, dass 5000 Menschen singen und friedlich protestieren, und nur fünf Spinner randalieren. Aber raten Sie mal, wer morgen auf den Titelseiten der Zeitung zu sehen ist? Natürlich die fünf Rowdys.

Ihr Ruf ist schnell beschädigt und Sie verlieren vermutlich bei Eltern mit kleinen Kindern und bei älteren Menschen an Glaubwürdigkeit. Das ist bedauerlich, denn Sie haben viel dafür getan, um diese Leute auf Ihre Seite zu bekommen. Aber Eltern und alte Menschen halten sich nun mal nicht allzu gern an Orten auf, an denen Steine fliegen und Autos in Flammen aufgehen. Als Nächstes sind die Medien, die sich immer über Geschichten von Ihren witzigen Aktionen gefreut haben, bei der Hand, Sie als Gewalttäter zu denunzieren, und die Journalisten betrachten Sie mit Argwohn. Innerhalb weniger Tage ist die Dynamik dahin, die Säulen, die Sie auf Ihre Seite bringen wollen, rühren sich nicht mehr, und die Leute in Ihrer Umgebung halten Sie für Krawallmacher. Und das nur, weil es Ihnen nicht gelungen ist, die gewaltlose Disziplin innerhalb Ihrer Bewegung aufrechtzuerhalten.

Was hätten Sie tun können? Seit einem Jahrzehnt sprechen und arbeiten meine Freunde und Kollegen von CANVAS mit Leuten aus fünfzig Ländern, von denen einige zu den gewalttätigsten Orten der Welt zählen. Aber wir haben gelernt, dass engagierte Gruppen, egal wie blutig ihr Umfeld oder ihre Kultur, in der Lage sind, eine gewaltlose Disziplin zu schaffen und aufrechtzuerhalten, wenn sie dies nur wollen. Dazu ist ein bisschen Übung erforderlich, aber es ist nicht viel komplizierter als Autofahren. Und wie Ihnen jeder Fahrlehrer erklären wird, besteht der Trick darin, langsam anzufangen.

*

Der erste Schritt klingt sehr nach Gandhi, aber er funktioniert. Sie müssen in Ihrer Bewegung die Gewaltlosigkeit predigen oder, für die weniger religiös Gesinnten unter uns, Sie müssen die Gewaltlosigkeit zur Ideologie Ihrer Gruppe machen. Uns Serben fiel das nicht so schwer. Während der Diktatur der Neunziger waren Armee und Polizei alles andere als »cool«, und die Art von Gewalt, die sie ausübten, hatte unter uns Jugendlichen ein extrem negatives Stigma. Auch in der buddhistischen Gesellschaft Burmas ließ sich der Gedanke der Gewaltlosigkeit leicht vermitteln. Das soll die Morde der buddhistischen Wächter in diesem Land nicht kleinreden, doch die Kultur Burmas lässt sich nicht mit Konfliktherden wie Ägypten oder dem Jemen vergleichen. Aber selbst in diesen Ländern gelang es den Aktivisten, andere von den Vorteilen des gewaltlosen Widerstands zu überzeugen, indem sie Erfolgsgeschichten friedlicher Demokratiebewegungen weitergaben, gewaltlose Aktionen trainierten und mit diesen Techniken die moralische Oberhand gewannen – etwa indem sie Polizeibeamte auf dem Tahrir-Platz umarmten oder ihnen in den Straßen von Sanaa Blumen schenkten. Sie und ich haben vielleicht angenommen, dass jeder von Martin Luther King und Nelson Mandela gehört hat, aber in Wahrheit kennen viele Menschen an vielen Orten nur eine Form der Problemlösung, nämlich die Gewalt. Umso wichtiger ist die Bildung als erster Schritt beim Aufbau einer gewaltlosen Disziplin.

Zweitens müssen Ihre Mitstreiter lernen, mögliche Reibungspunkte zu identifizieren. Meine CANVAS-Kollegen Sinisa und Misko schärfen den Gruppen, mit denen wir zusammenarbeiten, immer ein, dass Gewalt vor

alles dann ausbricht, wenn »wir« auf »sie« treffen, egal ob »sie« die Polizeikräfte oder Angehörige einer gegnerischen Partei sind. Stellen Sie sich vor, Tausende versammeln sich zu einer Demonstration, und die Einsatzpolizisten behalten die Szene nervös im Auge. Die Situation ist angespannt, und Sie wissen, dass Leute auf beiden Seiten nur auf eine winzige Provokation warten, um aufeinander loszugehen. Die Kunst besteht darin, dass die Teilnehmer Ruhe bewahren. Daher organisierte der Bürgerrechtler Jim Lawson in den Sechzigern in den Kirchen von Nashville Workshops, um Aktivisten für die Besetzung von rassengetrennten Kantinen zu schulen. Lawsons Trainer traktierten die Aktivisten mit den Schmähungen, die sie auf den Straßen von Nashville erwarten durften. Sie beschimpften sie, spuckten sie an oder schmierten ihnen Kaugummi ins Haar, damit die Aktivisten lernten, in der wirklichen Welt mit diesen Provokationen umzugehen. Die Aktivisten lernten, wie sie sich in den Kantinen hinzusetzen hatten, in den Polizeiautos nach der Verhaftung Lieder zu singen und selbst in den demütigendsten Umständen friedlich zu reagieren.

Während der OTPOR-Demonstrationen lernten wir schnell, dass wir sofortige Polizeiübergriffe verhindern konnten, wenn wir die hübschesten Mädchen in die erste Reihe stellten. Selbst die sadistischsten Einsatzpolizisten hatten keine Lust, gleich zu Beginn ihres Arbeitstags junge Frauen zu verprügeln. Mit den Mädels in vorderster Front hatten wir außerdem einen Puffer zwischen den Einsatzkräften und den Leuten auf unserer Seite, die sich am ehesten mit der Polizei anlegen – lauten jungen Männern. Angehörige von OTPOR machten außerdem ununterbrochen Musik, tanzten zu Musik aus Lautsprechern und riefen den Polizeibeamten zu, sich uns anzuschließen, um ihnen zu zeigen, dass wir keine Bedrohung für sie darstellten. Auf unseren Protesten sangen wir sogar Lieder zu Ehren der Polizei, meist dieselben kitschigen patriotischen Lieder, mit denen wir auch unsere so heißgeliebte wie miserable Fußballnationalmannschaft besingen. Außerdem richteten wir auf Demonstrationen unseren eigenen Ordnungsdienst aus studentischen Freiwilligen mit roten Armbinden ein, die sich um potentielle Störenfriede in unseren Reihen kümmern sollten, ehe diese auf die Polizei oder einander losgehen konnten.

Damit kommen wir zur dritten Maßnahme, mit der Sie Ihre Bewegung vor dem schleichenden Dämon der Gewalt bewahren können. Sie müssen sich vor Provokateuren schützen, die unweigerlich versuchen, Ihre Party zu sprengen. Bedauerlicherweise gibt es in jeder Gesellschaft Randgruppen, denen oft nichts mehr Spaß machen würde als eine gewalttätige Auseinandersetzung – ein Rassenkrieg, eine Konfrontation mit der Staatsmacht oder grausigere Dinge. In jedem Land gibt es die »üblichen Verdächtigen«, von Hooligans bis Anarchisten, die sich Skimützen aufsetzen, Autos anzünden und Molotow-Cocktails auf Polizisten werfen. Und da diese Leute Massenansammlungen lieben, weil sie in deren Schutz das größte Unheil anrichten können, nehmen sie nur zu gern an jeder Ihrer Demonstrationen und Protestaktionen teil. Die Kunst besteht darin, Ihre friedliche Bewegung klar von diesen toxischen Gruppen abzusetzen, völlig unabhängig davon, ob Sie deren vermeintlichen politischen Forderungen zustimmen oder nicht. Sie müssen diese Leute unter allen Umständen meiden und ganz klarmachen, dass sie nicht zu Ihrer Welt gehören.

Glücklicherweise ist das mit den neuen Technologien einfacher denn je. Wie das geht, haben italienische Occupy-Aktivisten vorgemacht, als sie während ihrer Proteste im Jahr 2011 Fotos vom anarchistischen Schwarzen Block machten, der den Protest für seine Zwecke missbrauchen wollte.^[50] Indem sie die Provokateure identifizierten und ihre Bilder in die sozialen Netzwerke einstellten, konnten sich die Occupy-Demonstranten klar von denen absetzen, die auf der Suche nach einem gewalttätigen Abenteuer nach Rom gekommen waren. Dank dieser Anstrengungen konnte niemand die hunderttausend friedlichen Demonstranten mit den wenigen Randalierern aus dem Schwarzen Block verwechseln, die ihnen die Show stehlen wollten.

Mit dieser gewaltlosen Disziplin sorgen Sie dafür, dass Ihre Bewegung nach innen friedlich bleibt und dass Sie nach außen als guter Anführer wahrgenommen werden. Aus den bereits genannten Gründen haben gewaltlose Bewegungen deutlich bessere Chancen, selbst bei hochrangigen Vertretern des Regimes Anerkennung zu finden. Wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, genoss die Studentenbewegung, die den Platz des Himmlischen Friedens besetzte, sogar Unterstützung von hohen

Offizieren, die bereit waren, den Gehorsam zu verweigern und die Seiten zu wechseln. Das gilt auch für die internationale Gemeinschaft, deren Scharen von Regierungs- und Nichtregierungsorganisationen lieber eine gewaltlose Bewegung unterstützen als Paramilitärs.

Das passierte auch auf den Philippinen, wie Cecilia, die jüngste CANVAS-Trainerin und einzige Filipina in unserem Team, gern erzählt. Im Jahr 1969 wurde Ferdinand Marcos, der sich während des Zweiten Weltkriegs im Guerillakrieg gegen die Japaner hervorgetan hatte, ein weiteres Mal zum Präsidenten gewählt. In Reaktion auf eine Welle von Studentendemonstrationen, die von den Kommunisten angeführt wurden, verhängte Marcos das Kriegsrecht. In einer seiner typisch gruseligen Reden verkündete der Diktator: »Es ist einfacher und tröstlicher, auf eine vertraute und mittelmäßige Vergangenheit zurückzublicken. Doch die Zeiten sind zu ernst und es steht zu viel auf dem Spiel, um die üblichen Zugeständnisse an herkömmliche demokratische Verfahrensweisen zu machen.«^[51]

Die Opposition, wen wird es verwundern, griff zu den Waffen und verschwand im Urwald. Unter dem Namen Neue Volksarmee erzielten die Kommunisten anfangs Erfolge im Guerillakrieg gegen die Regierung, doch gewöhnliche Filipinos brachten ihnen nur wenig Sympathie entgegen und die amerikanische Regierung bezeichnete sie gar als Terroristen.

Ein Senator namens Benigno Aquino übernahm die Fahnen der Opposition. Im Jahr 1983 kehrte er aus einem langen Exil zurück, um gegen Marcos anzutreten. Die militärische Abordnung, die ihn schon im Flugzeug in Empfang nahm, fackelte jedoch nicht lange und erschoss ihn gleich beim Ausstieg. Demonstrationen begannen, und Marcos blieb nun nichts anderes mehr übrig, als Wahlen anzusetzen, die er durch Fälschung der Ergebnisse gewann.

Das war die Stunde von Corazon Aquino, der Witwe des ermordeten Senators. Sie erkannte die Dynamik, die die Ermordung ihres Mannes freigesetzt hatte, und organisierte eine Demonstration in der Hauptstadt Manila. Zwei Millionen Menschen gingen auf die Straße. Am Tag nachdem Marcos seinen Amtseid abgelegt hatte, kündigte sie eine Kampagne mit dem Namen »Triumph des Volkes« an. Sie rief zu einem

Generalstreik auf, dem sich die Mehrheit der Filipinos anschloss. Sie organisierte einen Run auf staatliche Banken und destabilisierte diese korrupten und von Marcos-Schützlingen geführten Geldinstitute. Sie boykottierte die staatlichen Medien und verließ sich stattdessen auf die Zeitungen und Radiosender der katholischen Kirche, einer der Säulen der Macht, die Marcos keine Sympathie entgegenbrachte. Millionen im Land hegten Hoffnung. Und Millionen in aller Welt hatten keinen Zweifel, wer recht hatte. Am 25. Februar 1986 legte Aquino einen Amtseid ab und berief eine Parallelregierung ein. Noch an diesem Abend brachten amerikanische Militärhubschrauber Marcos und dreißig Angehörige zu einem nahen Militärstützpunkt und von dort nach Hawaii, wo der Diktator den Rest seines Lebens verbrachte.

Wie an so vielen anderen Orten der Welt hatte auf den Philippinen der gewaltlose Widerstand gesiegt, wo der bewaffnete Widerstand gescheitert war. Ganz entscheidend war dabei die Dreifaltigkeit des friedlichen Widerstands: gewaltlose Disziplin, Einigkeit und Planung. Aber wenn Sie Ihre gewaltlose Bewegung zum Erfolg führen wollen, müssen Sie auch noch einige andere Dinge beachten. Sie müssen wissen, wie und wann Sie das, was Sie angefangen haben, zu Ende führen. Dazu können wir viel von den mutigen Männern und Frauen lernen, die sich im Sommer 1989 in Peking gegen die Panzer stellten.



Kapitel 10

Die Sache zu Ende führen



Die Ziellinie ist in Sicht – eine gute Gelegenheit, um auf einen entscheidenden, aber leider unterschätzten Punkt des gewaltlosen Widerstands zu sprechen zu kommen: Wie erkennen Sie den entscheidenden Moment in Ihrer Kampagne, in dem Sie Ihr »goldenes Ei« gewonnen und Ihr Ziel erreicht haben? Denn das ist der Moment, in dem Sie als Aktivist Ihren Sieg verkünden und abtreten beziehungsweise die nächste erfolgversprechende Front aufmachen müssen.

So einfach das klingt, es ist eine schwierige Sache, seinen Sieg zu verkünden. Wie beim Backen ist Timing alles. Sie wollen schließlich nicht, dass Ihr Kuchen verbrennt oder innen noch matschig ist. Wenn Sie den Sieg Ihrer Bewegung zu früh verkünden und Ihre Aktivisten nach Hause schicken, obwohl noch eine Menge Arbeit zu tun ist, dann könnten Sie in dieselbe Situation geraten, in der sich Ägypten heute befindet: Nach dem

Sturz von Mubarak erklärten sich alle Teilnehmer zum Sieger – und mussten zusehen, wie erst die Muslimbruderschaft und dann das Militär die Macht an sich riss. Heute, da die Muslimbruderschaft gestürzt ist und die Armee die Zügel in der Hand hält, ist Ägypten weit von der Demokratie entfernt, für die sich Mohammed Adel und seine Freunde eingesetzt haben.

Rückblickend wissen wir, dass es ein großer Fehler war, gleich nach dem Abtritt des Diktators den Sieg der Revolution zu verkünden. In einer chaotischen politischen Situation, zum Beispiel dem Machtvakuum, das nach dem plötzlichen Abgang Mubaraks entstand, sind immer diejenigen Gruppen in der besten Position, die Macht zu ergreifen, die von Beginn an am besten organisiert sind. In Ägypten war niemand besser organisiert als die Muslimbrüder und die Armee. Die friedlichen Aktivisten hatten zwar die Menschen auf die Straßen von Kairo geholt und die Ägypter geeint, aber weil sie nicht vorhergesehen hatten, dass diese beiden Gruppen das Chaos für sich nutzen würden, mussten sie eine bittere Enttäuschung erleben. Deshalb erinnern wir bei CANVAS Aktivisten immer daran, dass Präsident Kennedy nicht nur versprach, Astronauten auf den Mond zu schießen; er versprach auch, sie wieder zurück auf die Erde zu bringen. Das goldene Ei der NASA war nicht nur, die Jungs auf den Erdtrabanten zu bringen, sondern sie auch wieder sicher herunterzuholen. Für die Ägypter hätte das goldene Ei die Demokratie sein müssen, nicht der Sturz Mubaraks.

Deshalb ist es so wichtig, dass friedliche Aktivisten ihre Kampagne ganz zu Ende führen. Der glamouröse Sturz des Diktators ist nur dann ein Sieg, wenn der weniger glamouröse Aufbau einer Demokratie gelingt. In der erwähnten Studie haben Chenoweth und Stephan zwar ermittelt, dass Sie mit einer gewaltlosen Aktion die beste Aussicht auf eine langfristige Veränderung haben, und dass 42 Prozent der friedlichen Revolutionen die ersten fünf Jahre überleben. Aber damit bleiben immer noch 58 Prozent, deren Mut und Einsatz nicht mit einem Happy End belohnt werden. Um sicherzustellen, dass Sie am Ende nicht mit leeren Händen dastehen, wollen wir uns einige der verbreiteten Fallstricke ansehen, über die selbst unglaublich erfolgreiche Bewegungen stolpern können.

Wie wir in Ägypten gesehen haben, können Sie sich zu früh zum Sieger erklären und heimtückischen Akteuren die Möglichkeit geben, Ihre Errungenschaften auszunutzen. Aber genauso gefährlich ist es, wenn Sie zu lange warten, um sich zum Sieger zu erklären. Die Dynamik ist eine sensible Angelegenheit, und Sie dürfen sie nicht verlieren. Das passierte jedoch den couragierten jungen Chinesen, die 1989 den Platz des Himmlischen Friedens besetzten. In einem der spannendsten Momente der modernen Geschichte begannen Studenten einen friedlichen Massenprotest, um das kommunistische Regime Chinas zu spürbaren Zugeständnissen und Reformen zu zwingen. Doch die Bewegung ging nach hinten los, als die Demonstranten sämtliche der kleinen Zugeständnisse ablehnten, zu denen sich die Regierung bereit erklärte. Statt die Angebote anzunehmen, verlangten die Studenten eine völlig unrealistische umfassende Demokratisierung des chinesischen Systems. Da die Demonstranten auf dem Platz des Himmlischen Friedens die kleinen, aber bedeutungsvollen Siege ablehnten, die ihnen die Partei zugestand, reagierte die Regierung in Panik vor möglichen weiteren Unruhen und unterdrückte die Proteste mit Gewalt. Damit wurden die sozialen Bewegungen Chinas um fast zwei Jahrzehnte zurückgeworfen.

Wie immer in der chinesischen Geschichte stehen die Ereignisse auf dem Platz des Himmlischen Friedens in Zusammenhang mit Dutzenden historischen Prozessen, die zum Teil Jahrzehnte zurückreichen. Ich bin kein Politikwissenschaftler und hoffe, dass ich nicht zu stark vereinfache, aber die Ereignisse verliefen ungefähr so: Am 15. April verstarb plötzlich und unerwartet Hu Yaobang, der als Reformler bekannte Generalsekretär der Kommunistischen Partei Chinas. Die Pekinger Studenten, ein liberaler Haufen, der seit Jahren von der chinesischen Demokratie träumte, betrauerte den Mann, in dem sie einen Fürsprecher ihrer Sache gesehen hatten. Sie versammelten sich auf dem Platz des Himmlischen Friedens, errichteten Schreine für Hu und schrieben Gedichte, in denen sie auf subtile Weise die Regierung für ihre mangelnde Fortschrittlichkeit kritisierten.

Junge und hormongesteuerte Studenten geben sich jedoch nicht lange mit Gedichten ab, weshalb aus den kleinen Gedenkveranstaltungen bald eine Bewegung mit Anführern, Musik, Gesängen und einer Liste mit

sieben Forderungen wurde. Heute, zwei Jahrzehnte später, erinnern wir uns an die Bewegung auf dem Platz des Himmlischen Friedens als einen Protest für Demokratie und gegen Unterdrückung. Die Entschlossenheit der Teilnehmer kommt in dem legendären Foto des anonymen Studenten zum Ausdruck, der sich einer anrollenden Panzerkolonne entgegenstellt. Aber in Wirklichkeit war die Studentenbewegung niemals so radikal, zumindest nicht zu Beginn. Die Forderungen, die sie der Regierung vorlegte, waren einfach und beinhalteten mehr Geld für Bildung, eine Aufhebung der Versammlungsbeschränkungen in Peking und eine Lockerung der Pressezensur, vor allem in studentischen Fragen. Aus heutiger Sicht alles Kämpfe, die die Bewegung hätte gewinnen können.

Zunächst schien die Regierung nicht an Zugeständnissen interessiert zu sein. Am 26. April berichtete die offizielle Parteizeitung auf der Titelseite über die Proteste. Die Schlagzeile »Wir müssen klar Position gegen Unruhen beziehen«^[52] ließ wenig Zweifel an der Haltung der Parteiführung aufkommen. Postwendend strömten Hunderttausende weitere Studenten auf den Platz, durchbrachen die Polizeiabsperungen und erhielten bald die Unterstützung von Fabrikarbeitern und anderen Bürgern der Stadt. An diesem Punkt müssen sich die Parteiführer ernste Sorgen gemacht haben: Viele Säulen der Macht wankten und schienen sich gegen sie zu aufzustellen. Eine Revolution schien im Gange.

Als die Regierung erkannte, dass der kommunistische Staat in Gefahr war, erklärte sie sich zu Gesprächen bereit. In wiederholten Ansprachen erklärte Zhao Ziyang, der neue Generalsekretär der Partei, die Studenten wiesen zu Recht auf das Problem der Korruption hin, und versprach, das Problem schnell anzugehen. Zhao fügte hinzu, die Studentenbewegung sei patriotischer Natur, und das wurde weithin so aufgefasst, dass ihre Anführer keine Verfolgung zu befürchten hatten. In Ton und Inhalt wich Zhao von der früheren harten Linie der Regierung ab und signalisierte, dass die Kommunistische Partei zuhören und vernünftig reagieren wolle. Anfang Mai waren die meisten Studenten der Ansicht, dass sie einen wichtigen Sieg errungen hatten.

Wenn dies das Boxspiel *Punch Out* gewesen wäre, dann hätten die Studenten ein Leichtgewicht ausgeknockt. Wenn es *Angry Birds* gewesen wäre, dann hätten sie einen der ersten supereinfachen Levels geschafft.

Wenn sie sich jetzt einen Moment lang zurückgelehnt und ihre Position überdacht hätten, dann wäre ihnen klargeworden, dass sie nicht in der Lage waren, es mit einem Superschwergewicht aufzunehmen. Sie hatten etwas Außergewöhnliches erreicht. Die chinesische Regierung macht niemandem Zugeständnisse, schon gar nicht einem Haufen Studenten. Dass die Kommunistische Partei bereit war, ihr Anliegen ernst zu nehmen, war schon ein gewaltiger Coup. Sie wären gut beraten gewesen, in dieser Situation ihre Errungenschaften überall hinauszuposaunen und zu behaupten, dass sie die chinesische Regierung in die Knie gezwungen hatten, was ja nicht ganz falsch gewesen wäre. Dann hätte automatisch das nächste Level begonnen, und sie hätten ihre neue Macht nutzen können, um weitere Forderungen zu stellen und mit den in der ersten Runde erworbenen Fähigkeiten ihre Position auszubauen. Diese zweite Runde wäre sicher noch aufregender verlaufen als die erste, schließlich hatten sie Potential und konnten auf Erfolge verweisen.

Doch so dachten die wenigsten Studentenfürher. Auf die Gefahr hin zu verallgemeinern, würde ich behaupten, dass sie nicht sonderlich an Dialog interessiert waren. Sie waren jung und idealistisch und wollten alles oder nichts. Statt zu verhandeln, verkündeten sie eine radikalere Taktik, um Dynamik aufzubauen und die Massen für ihre Sache zu gewinnen: Sie traten in Hungerstreik.

Der Hungerstreik begann am 13. Mai. Rein zufällig sollte zwei Tage später der sowjetische Führer Michail Gorbatschow zu einem Staatsbesuch nach Peking kommen, und man konnte davon ausgehen, dass er auch den Platz des Himmlischen Friedens besuchen würde. Wieder war es offensichtlich, dass die Regierung sehr an einem Kompromiss interessiert war: Die staatlichen Medien hielten still und berichteten positiv über den Hungerstreik, die Zensur wurde gelockert, eine Handvoll Intellektueller erhielt die Erlaubnis, ihre kritischen Ansichten in einer großen Tageszeitung darzulegen. Das war noch weit von der freien Presse entfernt, wie wir sie im Westen schätzen, doch gemessen an den Standards der kommunistischen Parteien in aller Welt war dies ein großer Schritt. Die Regierung ging sogar noch weiter und schickte einen Regierungsvertreter namens Yan Mingfu auf den Platz, der

sich als Geisel anbot. Die Regierung sei an einem Kompromiss interessiert, erklärte dieser.

Doch die Studentenfürer bewegten sich nicht. Sie wollten Demokratie oder gar nichts. Sie wollten mit einem Satz in das letzte Level springen. Aber so funktionieren weder Staaten noch Videospiele. Als Gorbatschow am folgenden Tag zum ersten chinesisch-sowjetischen Gipfeltreffen seit drei Jahrzehnten in Peking landete, wurde er nicht auf dem Platz des Himmlischen Friedens begrüßt, sondern am Flughafen. Das Schicksal der Bewegung war besiegelt: Die Studenten hatten hehre Ziele, aber weil sie nicht verstanden, dass sie ihr Ziel in einer Abfolge von kleinen Schritten erreichen mussten und nicht in einem großen Showdown, hatten sie keine Chance. Selbst als das Kriegsrecht verhängt wurde und einige hochrangige Offiziere ihre Laufbahn und ihr Leben aufs Spiel setzten, um die Studenten zu schützen, blieben sie hartnäckig. Sie hatten die Regeln des Spiels nicht verstanden. Sie wussten nicht, wie man einen Sieg verkündet, und deshalb warteten sie zu lange und wurden schließlich vernichtet.

Auch wenn Aktivisten alles richtig machen und perfekt timen, besteht immer noch die Möglichkeit, dass ihre Bewegung in sich zusammenfällt. Viele haben klein angefangen, große Erfolge errungen, im richtigen Moment ihren Sieg verkündet, nur um dann entsetzt mit ansehen zu müssen, wie vor ihren Augen alles einstürzt. Das passiert meist dann, wenn sie sich ihres Sieges zu sicher fühlen, wie ein Läufer, der kurz vor der Ziellinie in Führung liegt und schon seinen Triumph auskostet, um dann buchstäblich auf dem letzten Meter von einem Konkurrenten überholt zu werden. So geschehen in der Ukraine nach der Orangen Revolution des Jahres 2004.

In den Monaten vor der Revolution hatten wir Serben die Ehre, mit einigen der mutigen Aktivisten aus diesem Land zusammenzuarbeiten. Die Gruppe nannte sich Pora!, »Es ist Zeit!«, was an die Dringlichkeit der OTPOR-Kampagnen »Er ist fertig!« und »Das ist das Jahr« erinnerte. Pora! wurde von phantastischen Menschen geführt, denen es gelang, die Ukrainer nicht nur hinter einem Symbol, sondern auch hinter dem Kandidaten Wiktor Juschtschenko zu vereinen, einem gutaussehenden Kerl, der bei seinen Auftritten Pullover in der Symbolfarbe Orange trug.

Die Aktivisten von Pora! leisteten ganze Arbeit, sie zogen die Säulen der Macht auf ihre Seite und organisierten Massendemonstrationen, die an Partys erinnerten. Sie sorgten dafür, dass während der Proteste viele hübsche Mädchen orangefarbene Blumen an die verwirrten Polizisten verteilten, sie machten Musik und holten die Bevölkerung mit einer vielversprechenden Zukunftsvision ins Boot, die Demokratie, Transparenz und Grundrechte verhiess.

Das herrschende postkommunistische Regime war dem allem nicht gewachsen. Die politische Elite, die Putin und Russland nahestand, musste etwas unternehmen, um ihre Haut zu retten. Denn vor dem Wahltag, an dem der kremlfreundliche Wiktor Janukowytsch gegen Juschtschenko antreten sollte, machte Pora! große Fortschritte. Juschtschenko stand für eine leuchtende Zukunft, er war umgänglich und schien die Ukraine aus der postsowjetischen Eiszeit herauszuführen. Janukowytsch war dagegen ein verurteilter Krimineller, der wegen Diebstahl und Körperverletzung vier Jahre im Gefängnis gesessen hatte.

Doch dann passierte etwas Sonderbares. Zunächst glaubte Juschtschenko, er habe sich den Magen verdorben. Er fühlte sich unwohl, aber es schien nicht weiter schlimm zu sein. Natürlich beeinträchtigte das seine Kampagne und es war ein bisschen peinlich, aber es schien nichts zu sein, was von nationaler Bedeutung war. Der stärkste Mensch fängt sich irgendwann eine Krankheit ein. Aber es wurde immer schlimmer. Juschtschenkos Gesicht schwoll an und warf Blasen, seine Haut wurde grün. Vor den entsetzten Augen der Welt verwandelte sich Juschtschenko, der fotogene Oppositionspolitiker und Liebling der Demokratiebewegungen, in eine Art Godzilla.

Labortests ergaben, dass Juschtschenko mit Dioxin vergiftet worden war. Das Zeug, das zur Vergiftung des Pora!-Kandidaten verwendet wurde, war so rein, dass es nur von hochspezialisierten Chemikern hergestellt worden sein konnte. Die Symptome begannen nach einem Abendessen mit dem Chef des ukrainischen Inlandsgeheimdienstes. Die ukrainischen Bürger fragten sich, ob sie in einem schlechten Spionagefilm mit KGB-Schurken aus Sowjetzeiten lebten. Die Pora!-Aktivisten waren wütend und hofften, dass sie bei den Wahlen noch einen lebendigen Kandidaten präsentieren konnten, und nicht nur einen Märtyrer.

Keine Sorge, sagten die Pora!-Gegner. Das Problem sei gewesen, dass Juschtschenko modische kapitalistische Sushi gegessen und Cognac getrunken habe statt patriotisches Schweinefett und Wodka. Juschtschenko sei doch selbst schuld, behaupteten die fiesen Janukowytsch-Unterstützer. Die Aktivisten von Pora! sahen ihre Stunde gekommen und handelten. Bei dem Anschlag handelte es sich um einen glasklaren Fall von Unterdrückung, und sie sorgten dafür, dass er zum spektakulären Rohrkrepierer wurde. Juschtschenkos entstelltes Gesicht wurde zum neuen Symbol der Bewegung. Mit ihrer Energie, ihrer Begeisterung und der ganzen Palette von gewaltlosen Protestformen, die sie bereits im Kampf um die Demokratisierung der Ukraine aufgefahren hatten, sorgten die Aktivisten von Pora! dafür, dass ununterbrochen Demonstrationen, Versammlungen und Proteste im Namen von Juschtschenko stattfanden. Obwohl Janukowytsch alles tat, um die Wahlen zu fälschen, wurde der gezeichnete, aber genesene Juschtschenko schließlich als neuer Präsident vereidigt.

Beobachter kamen zu dem Schluss, dass Pora! einen wichtigen Beitrag zur Demokratisierung der Ukraine geleistet hatte. Die Bewegung hatte einen wichtigen Sieg errungen, indem sie die Säulen der Macht hinter einem einzigen, wählbaren Kandidaten vereinte. Es war eine großartige Geschichte, und ich würde Ihnen gern berichten, dass die Ukraine heute ein Leuchtfeuer der Demokratie und Menschenrechte in der Region ist. Leider kann ich das nicht. Die Aktivisten von Pora! hatten zwar außergewöhnliches Talent dafür, die Ukrainer während der chaotischen Präsidentschaftswahlen zu einen, doch sie versäumten es, diese Fähigkeiten nach dem Wahlsieg von Juschtschenko weiter einzusetzen. Stattdessen gingen sie, kaum dass Juschtschenko vereidigt und der Spaß vorbei war, einfach nach Hause. Sie taten nichts dafür, die politische Einheit aufrechtzuerhalten, nachdem die revolutionäre Begeisterung abflaute. So kam es, dass Juschtschenkos Koalition schon nach wenigen Monaten im Amt zu bröckeln begann. Beinahe vom ersten Tag an lag Juschtschenko im Clinch mit seiner Premierministerin, einer ebenso charismatischen Gestalt namens Julia Tymoschenko. Die beiden konnten sich auf so gut wie nichts einigen, ihre politischen Verbündeten schlugen

sich auf unterschiedliche Seiten, und schon brachen die demokratischen Kräfte zusammen.

Der Zusammenbruch setzte sich unaufhaltsam fort. Juschtschenkos Koalition zerfiel, und Wiktor Janukowytsch griff ein weiteres Mal nach der Macht. Ein gestärkter Janukowytsch gebärdete sich als Mini-Putin, und Julia Tymoschenko wurde der Korruption angeklagt und inhaftiert. Wenn man sich die Ukraine in den Jahren 2011 oder 2012 ansah, dann konnte man zu dem Schluss kommen, dass die Demokratiebewegung Pora! kläglich gescheitert und dass Freiheit undenkbar war.

Doch die Macht des Volkes ist wie ein Flaschengeist – wenn sie einmal aus der Flasche entkommen ist, lässt sie sich nicht wieder einsperren. Auch dafür ist die Ukraine ein Beispiel. Nach Janukowytschs Rückkehr verfiel das Land in eine politische Depression, und nur wenige Menschen hatten die Energie und die Mittel, irgendetwas zu unternehmen. Die Ukrainer blieben apathisch, als Janukowytsch ein gewaltiges System der Vetternwirtschaft und Korruption aufzog. Sie seufzten, als der Diktator Bürgerrechte unterdrückte, und fluchten, als er sich für 50 Millionen Euro eine Villa baute, sie mit Kronleuchtern ausstaffierte, von denen jeder 100000 Euro kostete, und einen Privatzoo auf dem weitläufigen Gelände unterhielt. Das alles war schlimm. Aber als Janukowytsch schließlich andeutete, dass er sich von der Europäischen Union ab- und Moskau zuwenden wollte, regte sich der Flaschengeist wieder. Mit Korruption konnten sich die Ukrainer gerade noch abfinden. Extravaganz konnten sie murrend ertragen. Aber als ihnen der Diktator den Traum nehmen wollte, zum Westen zu gehören, ein freies Land in einer freien Welt zu sein, Wohlstand zu erlangen, gut zu leben, Hoffnung zu haben und alles andere, was Pora! im Jahrzehnt zuvor als Zukunftsvision entworfen hatte, ging er einen Schritt zu weit. Wieder gingen die Menschen auf die Straße.

Die Revolution der Würde, die auch als Euromaidan bezeichnet wurde, ist wahrhaft beeindruckend. Ihre Anhänger kämpften und wurden für ihre Zukunftsvision auf den Straßen von Kiew ermordet. Wer hätte gedacht, dass die Ersten, die mit der Fahne der Europäischen Union in der Hand ihr Leben ließen, Ukrainer sein würden, deren Land nicht einmal zur EU gehört? Das vermag eine Zukunftsvision, und deshalb ist die Euromaidan-Bewegung so inspirierend. Egal wie viel Gewalt die Regierung auffuhr,

egal wie viele Gesetze zur Unterdrückung der Bürger sie erließ, egal welche finsternen Motive Moskau den Demonstranten auf seinen Propagandakanälen zu Hause und in aller Welt unterstellte – die Ukrainer blieben hartnäckig. Dafür gibt es einen einfachen Grund, der eng mit dem vermeintlichen Scheitern von Pora! zusammenhängt: Wenn normale Bürger einmal bemerkt haben, welche Macht sie haben, sind sie nicht mehr bereit, dauerhaft zu einem Leben der stillen Fügsamkeit zurückzukehren. Sie wollen mehr. Sie wollen frei sein. Bleibt abzuwarten, ob die Aktivisten aus Kiew aus den Fehlern der Vergangenheit gelernt haben und nun eher in der Lage sind, die Menschen dauerhaft zu einen.

Hoffentlich lernen sie aus der Geschichte, wie wichtig es ist, die Einheit der Bewegung selbst nach dem vermeintlichen Sieg zu wahren. Nach Milosevics Sturz in Serbien hielten wir von OTPOR den Druck auf das System aufrecht, obwohl wir scheinbar unseren großen Sieg errungen hatten. Milosevic war zwar weg, doch seine Freunde waren quicklebendig. Außerdem bestand die Gefahr, dass es sich die neue serbische Führung auf Milosevics Thron allzu bequem machen und diktatorische Vollmachten zusprechen könnte. Aber darauf waren wir bei OTPOR vorbereitet. Wir wussten, dass unser goldenes Ei die Demokratie und dass der Weg dahin noch weit war. Daher hängten wir überall im Land Plakate auf und informierten die neu gewählte demokratische Regierung, dass die Leute, die Milosevic zu Fall gebracht hatten, nun ein Auge auf die neue Regierung hatten und dass jeder Versuch, das alte System wiederherstellen zu wollen, dieselben Leute auf den Plan rufen würde, die gerade das alte Regime skalpiert hatten. Daher überklebten wir die alten OTPOR-Banner und Graffiti mit Postern von Bulldozern, die ein Symbol der serbischen Revolution geworden waren; dazu schrieben wir: »In Serbien gibt es 20000 Bulldozer und zwei Millionen potentielle Fahrer« oder einfach »Wir behalten euch im Auge!«. Dies diente nur dem Zweck, die neue Regierung daran zu erinnern, dass die Kampagne von OTPOR noch lange nicht zu Ende war. Wir kämpften für Demokratie und würden das, was wir begonnen hatten, auch zu Ende führen.



Eine gewaltlose Revolution ist wie ein Schlag beim Golf: Sie müssen voll durchziehen. Natürlich ist die Verhinderung von Gegenrevolutionen, der Aufbau einer demokratischen Regierung, die Durchführung freier und fairer Wahlen und die Errichtung stabiler Institutionen nicht mehr so prickelnd wie der fröhliche Protest gegen einen durchgeknallten Diktator oder Bürgermeister. Aber erfolgreiche Bewegungen müssen Geduld aufbringen und auch dann noch hart arbeiten, wenn die Scheinwerfer abgebaut und die Kameras zur nächsten großen Geschichte weitergezogen sind.

Anderthalb Jahrzehnte nach Milosevic ist Serbien kein Disneyland. Aber es ist eine halbwegs funktionierende Demokratie und ungefähr das Land, für das wir mit OTPOR gekämpft haben. Was daran liegt, dass wir sehr früh wussten, was wir wollten, und dass wir eine klare Zukunftsvision hatten. Wir wollten eine Demokratie, wir wollten ein Land, das in Frieden mit seinen Nachbarn lebt, wir wollten in die Europäische Union. Und so weit ist Serbien heute fast. Niemand zensiert die Medien oder schlägt auf den Straßen von Belgrad Demonstranten zusammen, wir haben gute Beziehungen zu unseren einstigen Feinden, und unsere Politiker

bekennen sich zumindest auf dem Papier dazu, das Land in die Europäische Union zu führen.

Das liegt daran, dass die serbischen Aktivisten auch nach dem Sturz von Milosevic nicht aufhörten, kleine Schlachten zu schlagen, die sie gewinnen konnten. Mein Freund und Mentor Zoran Djindjic wurde Premierminister und begann, Milosevics repressive Gesetze eins nach dem anderen zu beseitigen. Djindjic ging schrittweise vor und führte eine kleine Reform nach der anderen durch, denn er wusste, dass eine postrevolutionäre Regierung naturgemäß ein zartes Pflänzchen ist. Während es noch wuchs, wollte er niemandem die Chance geben, darauf herumzutrampeln. Daher handelte er entschlossen, aber langsam. Wie in Ägypten gab es noch genug Anhänger des alten Regimes, die nur darauf warteten, dass ihm ein Fehler unterliefe. Wir hatten zwar keine Muslimbruderschaft, dafür gab es genug kriminelle Unternehmungen, die das nach unserem Sieg gegen Milosevic entstandene Machtvakuum ausnutzen wollten. Am Ende zahlte Djindjic einen hohen Preis für seine Bemühungen und wurde ermordet, vermutlich von der Mafia. Dieser Tag, der 12. März 2003, war der schwärzeste Tag meines Lebens. Aber auch wenn unser Land einen großen Mann verloren hat, bestehen die Demokratie und die Institutionen, die Djindjic mitgeschaffen hat, weiter fort. Wir Serben haben etwas aufgebaut, das so stark ist, dass es selbst diese Katastrophe überlebt hat. Das ist für mich die eigentliche Leistung unserer Revolution.

*

Wenn Sie sich an Gandhis Salzmarsch erinnern, dann erinnern Sie sich vielleicht auch, dass er in kleinen Schritten vorging und unterwegs all seine kleinen Erfolge verkündete. Gandhi verstand das Spiel des gewaltlosen Widerstands. Als es nichts half, die Loyalität der Inder zur britischen Krone zu betonen, musste er sich einen anderen Ansatz suchen. Wenn er eine Revolution ausgerufen hätte, dann hätte er nur ein hartes Durchgreifen provoziert, das wusste er. Auf ein patriotisches Aufflackern wären nur härtere Repressionen gefolgt, genau wie dies später die Aktivisten am Platz des Himmlischen Friedens erlebten. Gandhi musste seinen Anhängern vielmehr eine einfache Möglichkeit geben, die Regeln

des zivilen Ungehorsams zu lernen, ihre Fähigkeiten zu entwickeln und ihren Mut zu finden. Die Antwort war das Salz.

Natürlich brachte der erfolgreiche Salzmarsch noch nicht die Unabhängigkeit, und es sollten noch 17 Jahre des zivilen Ungehorsams nötig sein, ehe die Beamten Ihrer Majestät die Kontrolle über die lukrative Kolonie an ihre Einwohner zurückgaben. Aber in diesen Jahren wurde Gandhis Arbeit immer einfacher. Mit dem Salzmarsch hatte er sich bereits als Führer ausgezeichnet, der zu Ende bringt, was er anfängt, und Ergebnisse vorweisen kann. Aus diesem Grund genoss er unter den Indern beispielloses Ansehen. Er war mehr als eine moralische Autorität. Er war mehr als jemand, der gute Ideen hat und schöne Sonntagsreden hält. Er war ein Typ, der sein Zeug gebacken kriegt.

Und wenn Sie alles Wesentliche beachtet haben, wenn Sie Ihre Sache definiert, Ihre Symbole gefunden, die Säulen der Macht erkannt und die Unterdrückung in einen Bumerang verwandelt haben, dann bedeutet, sein Zeug gebacken zu kriegen, eben auch, zu wissen, wann Sie Ihren Sieg verkünden und den nächsten Schritt machen müssen.

Darauf versteht sich Anna Hazare besonders gut.^[53] Hazare ist ein geistiger Schüler Gandhis und ein indischer Aktivist mit einer sehr ungewöhnlichen Laufbahn. Er kam in einer armen Familie zur Welt und wurde von einem Verwandten nach Mumbai gebracht, wo er zur Schule ging. Allerdings musste er in der siebten Klasse abgehen, weil seinen Verwandten das Geld ausging. Wieder in seinem Dorf, arbeitete er als Apotheker, organisierte eine Bürgerwehr, um die Bauern vor Übergriffen der oft gewalttätigen Landbesitzer zu schützen, und meldete sich schließlich zur Armee. Trotzdem glaubte er an Gewaltlosigkeit, und nach seiner Rückkehr setzte er sich erneut unermüdlich für ein besseres Leben für sich und seine Nachbarn ein. Er machte sich für ein Alkoholverbot stark (gut, darüber würde ich mich auch nicht freuen, aber wir müssen uns daran erinnern, dass die Menschen vor Ort selbst am besten wissen, was in ihrer Gesellschaft funktioniert und was nicht), weil der Alkoholkonsum in seinem Dorf große Probleme verursachte. Außerdem richtete Hazare eine Getreidebank ein, um sicherzustellen, dass die bedürftigen Bauern keinen Hunger leiden mussten. Er gründete eine Wohltätigkeitsstiftung, die zur Verbesserung der Bildung und zum Bau

von Schulen beitrug, und setzte sich, man glaubt es nicht, mit Erfolg für die Abschaffung des Kastenwesens ein und verbesserte so das Leben zahlloser »Unberührbarer«. Diese Siege lehrten Hazare eine wichtige Lektion: Die kleinen Kämpfe, die man gewinnen kann, bereiten auf weitere, größere Herausforderungen vor.

Im Jahr 2011 war der inzwischen gealterte Hazare bereit für den Kampf seines Lebens: Er nahm es mit der Korruption auf, diesem gewaltigen und tief verwurzelten Problem der indischen Wirtschaft und Gesellschaft. Im Jahr 2005 stellte beispielsweise Transparency International in einer Untersuchung fest, dass mehr als 62 Prozent aller Inder Bestechungsgelder zahlten, um einfache staatliche Dienstleistungen in Anspruch nehmen zu können.^[54] Dem wollte Hazare ein Ende bereiten. Sein Plan sah harte Strafen für korrupte Beamte genauso vor wie ein System regionaler Ombudsmänner, die rasch im Namen der Bürger handeln konnten.

Die Regierung lehnte den Plan ab, weil er zu kompliziert sei. Daher trat Hazare am 5. April 2011 in einen Hungerstreik. »Ich faste, bis das Antikorruptionsgesetz verabschiedet ist«, erklärte er in einer Pressekonferenz.

Hunderte schlossen sich Hazare an, Hunderttausende unterstützten ihn auf Facebook. Bald folgten Prominente, angefangen von Bollywood-Stars bis zu Cricketspielern. Hazares Botschaft war einfach: Er forderte kein sofortiges Ende der Korruption, sondern lediglich ein Gesetz. Er war diszipliniert und konkret. Und wie Gandhi war er ein bewundernswerter älterer Herr, der sich einer guten Sache verschrieben hatte und von dem die Leute wussten, dass er sein Zeug gebacken kriegt, weil er schon früher Erfolge vorweisen konnte. Bald demonstrierten Zehntausende Unterstützer in den größten Städten Indiens. Fünf Tage später knickte die Regierung ein und versprach, ein Gesetz zu verabschieden.

Hazare erklärte rasch seinen Sieg, was sehr klug war, aber er tat noch etwas Entscheidendes. Er wusste, dass er mit einem Etappensieg noch nicht das ganze Rennen gewonnen hatte und dass das korrupte politische System im Laufe der Zeit wieder ins Chaos abgleiten würde. Weil er diese Gefahr erkannte, hielt Hazare auch nach seinem Sieg den Druck aufrecht.

»Der Kampf beginnt erst«, erklärte er seinen Unterstützern. »Wir haben noch viele Kämpfe vor uns beim Entwurf der neuen Gesetze. In nur fünf Tagen haben wir der Welt gezeigt, dass wir einig für die Sache der Nation eintreten. Die Macht der Jugend in dieser Bewegung ist ein Zeichen der Hoffnung.«^[55]

Er hielt Wort, und auch die Regierung blieb sich treu. Als sie einige Monate später eine verwässerte Version des Gesetzes vorlegte, bezeichnete Hazare dies als »grausamen Witz«. Er drohte mit einem weiteren Hungerstreik, diesmal, wenn nötig, bis zum bitteren Ende. Innerhalb weniger Stunden schickten Zehntausende Menschen Faxe an die Regierung, um ihn zu unterstützen. In Mumbai traten sämtliche Taxis in den Ausstand, um ihre Solidarität mit seinen Forderungen zu demonstrieren. Noch ehe Hazare seinen Hungerstreik beginnen konnte, wurde er wegen illegaler Versammlungen verhaftet und eingesperrt.

Also nahm Hazare seinen Hungerstreik im Gefängnis auf und erhielt in kürzester Zeit gewaltige Unterstützung. Innerhalb weniger Stunden musste ihn die Regierung wieder auf freien Fuß setzen. Die Unterdrückung war zum Bumerang geworden. Als gewiefter Taktiker wollte Hazare seine Zelle jedoch nur dann verlassen, wenn er seinen Hungerstreik an dem öffentlichen Ort durchführen könne, den er für seine Aktion gewählt hatte. Einige Tage und zahllose Solidaritätsbeweise später hatte Hazare wieder gesiegt und wurde an den gewählten Ort gebracht, um seinen Hungerstreik fortzusetzen. Während er immer schmäler wurde, kamen seine vielen tausend Besucher nicht umhin, den Widerspruch zwischen seinem schwächer werdenden Körper und seinem entschlossenen Geist zu bemerken. Er erklärte unermüdlich, er und seine Anhänger werden den Kampf nicht aufgeben, und er werde, wenn nötig, dafür sterben.

In ganz Indien setzten sich junge Männer einen weißen *topi* auf, das traditionelle Hütchen und Hazares Markenzeichen. Hazares Anhänger erfanden den einprägsamen Slogan »Ich bin Hazare« und versprachen, ihn laut und öffentlich zu singen, wenn ein Beamter oder Polizist dreist eine Bestechung von ihnen verlangte.^[56]

Zwölf Tage später, Hazare hatte inzwischen acht Kilogramm abgenommen, erhielt er die Nachricht, dass die Regierung ein weiteres Mal vor seinen Forderungen einknickte und das Gesetz ändern werde. Vor einem riesigen Banner mit Gandhis Konterfei sitzend, verkündete Hazare seinen endgültigen Triumph. »Das ist der Sieg des ganzen Landes«, ¹⁵⁷¹ erklärte er. Und das war es auch, aber nur, weil sich Hazare im richtigen Moment zum Sieger erklärt hatte und den Druck aufrechterhielt, bis er seinen Kampf zu Ende geführt hatte.

Gesellschaftliche Veränderungen wie diejenigen, die Hazare in Indien oder OTPOR in Serbien errungen haben, sind nicht leicht zu erzielen. Demokratie, Menschenrechte oder Transparenz entwickeln sich nur langsam und erfordern viel Arbeit, klare Strategien und starke demokratische Institutionen, um wachsen und gedeihen zu können. Als Aktivist ist es unsere Verantwortung, das, was wir anfangen, auch zu Ende zu führen, denn wie wir in aller Welt sehen können, sind Revolutionen ohne angemessenen Abschluss oft genauso schlecht wie das, was sie beseitigen wollten. Sie müssen sicherstellen, dass die Veränderungen, die Sie herbeiführen, haltbar und stabil sind. Dabei müssen Sie einige Dinge beachten. Sie dürfen das Spiel nicht zu früh für beendet erklären; Sie müssen Siege erkennen, wenn Sie sie erringen; und Sie dürfen die hart errungene Einigkeit nicht in »Familienstreitigkeiten« und Rangeleien wieder verspielen. So verlockend das sein mag, verlieben Sie sich nicht in die neuen Eliten und Helden, die Ihre Bewegung nach oben bringt. Korruption und neuerlicher Machtmissbrauch können die größten Errungenschaften der besten Revolutionen ruinieren, und oft schlüpfen die neuen Machthaber nur allzu gern in die ausgetretenen Pantoffeln des Diktators. Zehn Jahre nachdem die georgischen Aktivisten von Kmara die geballte OTPOR-Faust zu ihrem Logo machten und die Rosenrevolution des Jahres 2003 begannen, wurde Micheil Saakaschwili – der charismatische Politiker, der die ehemalige Sowjetrepublik auf den Weg der Menschenrechte und Demokratie führen wollte – bei den Präsidentschaftswahlen abgewählt und beschuldigt, dieselben autoritären Praktiken an den Tag gelegt zu haben wie die Diktatoren vor ihm.

Aber als jemand, der als Teil einer Demokratiebewegung wirklich Veränderungen bewirken konnte, garantiere ich Ihnen, dass es möglich

ist, die Welt dauerhaft zu verändern. Ist Serbien heute ein Paradies? Natürlich nicht. Unsere Wirtschaft tut sich schwer, unser Bildungssystem ist marode, unser Umweltschutz auf dem Stand des Mittelalters, und dank Milosevics Verbrechen gegen die Menschlichkeit werden wir in der internationalen Gemeinschaft noch lange unter einem schrecklichen Ruf zu leiden haben. In Belgrad und anderswo ist die Arbeitslosigkeit hoch und die Korruption verbreitet. Aber wir haben Hoffnung für die Zukunft, relativ freie Medien und demokratische Institutionen, mit denen wir unsere Regierung wählen und sie für ihre Unzulänglichkeiten zur Rechenschaft ziehen können. Und vor allem haben wir das Selbstbewusstsein, das aus einer erfolgreichen gewaltlosen Revolution rührt. Dieses Bewusstsein, das Leben aller Menschen in unserer Gesellschaft verbessern zu können, verleiht ein Gefühl der Stärke, und dieses Gefühl teilen alle guten Aktivisten. Es rührt aus einem einfachen, glücklichen Gedanken, der viele Menschen motiviert hat, sich für etwas einzusetzen, an das sie glauben: die Erkenntnis, dass sie etwas bewegen können. Sie wussten, dass sie es in der Hand haben. Ich hoffe, das wissen Sie auch.



Wer, wenn nicht Sie?



Wie jeder weiß, der gute Krimis liebt oder als Kind rasch seinen Teller mit fadem Brokkoli und zähem Hähnchen leer gegessen hat, um endlich den Nachtisch genießen zu können, kommt das Beste immer zum Schluss. Nachdem ich also ein wenig von Gandhi und Martin Luther King, von den Aufständen in Ägypten, Burma und den Malediven und von meinen eigenen Erfahrungen beim Sturz von Milosevic berichtet habe, möchte ich nun auf einen anderen Helden zu sprechen kommen, oder besser eine Heldin, die zwar bescheiden ist, aber nicht weniger inspirierend. Nennen wir sie Kathrin. Ehrlich gesagt ist Kathrin kein besonderer Mensch. Sie lebt in einer Stadt irgendwo in Mitteleuropa, und ich setze ihre Geschichte aus Anekdoten und Beispielen zusammen, die ich von anderen Aktivisten gehört habe.

Kathrin ist eine nette, ganz normale Frau mit einem guten Job, zwei Kindern und einem Reihenhaus. Sie ist liebenswürdig, aber unauffällig. Sie möchte ein normales, zufriedenes und ausgeglichenes Leben führen, und bis vor kurzem wäre es ihr nie in den Sinn gekommen, sich politisch zu engagieren. Sie ist zu jung, um zur Generation der 68er zu gehören, und wurde mit der Vorstellung groß, dass Politik ein schmutziges Geschäft ist, dass Systeme korrupt sind und dass die Bürger nichts verändern können und dem Staat und den Konzernen mehr oder weniger ausgeliefert sind. Sie hielt es daher für das Beste, sich um ihre eigenen Angelegenheiten zu kümmern und sich auf diejenigen Dinge zu konzentrieren, auf die sie Einfluss nehmen konnte. Wie so viele von uns machte Kathrin einen Bogen um die lästigen Menschen, die in der Fußgängerzone Flugblätter verteilen und sich für diese oder jene Sache oder Partei engagieren. Sie bewunderte die Leidenschaft dieser Leute, aber sie wollte nichts mit ihnen zu tun haben. Sie wollte einfach in Ruhe gelassen werden.

Dann kam der neue Bebauungsplan.

Wie so oft, wenn es um regionale Belange geht, achteten die Nachbarn auch diesmal nicht sonderlich auf den Entschluss des Stadtrats. Kathrin ging es nicht anders. Aber innerhalb weniger Wochen wurde überall darüber gesprochen – sie hörte an der Tankstelle davon, die Kollegen ihres Mannes sprachen davon, und hier und da tauchten Transparente auf, die sich gegen diesen Bebauungsplan aussprachen. Auf der großen Wiese neben der Schule ihrer Kinder sollte ein riesiges Einkaufszentrum errichtet werden. Man muss kein Stadtplaner sein, um zu wissen, dass ein Einkaufszentrum neben einer Schule mehr Verkehr und ein größeres Unfallrisiko bedeutet, ganz zu schweigen von den vielen anderen negativen Einflüssen und Ablenkungen, die man aus gutem Grund von Schulen fernhalten sollte. Aber der Stadtrat, angefeuert von einigen ehrgeizigen Bauherrn, wischte sämtliche Bedenken vom Tisch und machte den Weg für den Baubeginn frei.

Kathrin war besorgt. Sie rief einige Stadträte an und hinterließ Nachrichten bei deren Sekretärinnen; natürlich erhielt sie keinen einzigen Rückruf. Sie schrieb einen Leserbrief an die regionale Tageszeitung; der wurde zwar abgedruckt, bewegte aber rein gar nichts.

Sie sprach mit Freundinnen und Mitgliedern des Elternbeirats, und gemeinsam schrieben sie einen harschen Brief an den Bürgermeister; sie erhielten eine freundliche Antwort und der Bürgermeister versprach, sich der Sache anzunehmen, aber das tat er natürlich nicht. Wenn Sie jemals in einer Bürgerinitiative aktiv waren, dann kennen Sie das sicher.

Bald hatten Kathrin und ihre Freundinnen kein anderes Thema mehr als das neue Einkaufszentrum. Es ging ja nicht nur um die Sicherheit der Kinder; das Verkehrsaufkommen war natürlich ein Problem, aber mit ein paar Bremsschwellen und Ampeln ließ sich das sicher in den Griff bekommen. Das eigentliche Thema war dieses hilflose Gefühl, dass ein paar Typen mit dicken Geldbeuteln und guten Beziehungen einfach ins Rathaus stolzieren und machen konnten, was sie wollten, während Normalbürger wie sie, die jeden Morgen ihre Kinder zur Schule bringen und sich um deren Bildung sorgen, einfach vollkommen ignoriert wurden. Kathrin und ihre Freundinnen ärgerten sich erst im Stillen, doch im Laufe der nächsten Wochen kamen sie zu dem Schluss, dass sie irgendetwas unternehmen mussten. Wie jede Schlacht, die es wert ist, geschlagen zu werden, erforderte auch diese Zeit und eine Reihe von Taktiken. Kathrin und ihre Freundinnen erkannten, dass die Stadtverwaltung keinerlei Interesse daran hatte, Eltern wie ihnen zuzuhören. Sie waren nicht wichtig genug, für den Bürgermeister waren sie nicht besser als die lästigen Spatzen auf dem Marktplatz. Aber Kathrin war nicht dumm: Sie wusste, dass jede Macht auf Säulen ruht.

Sie und ihre Freundinnen wussten, dass sie in einer konservativen Stadt wohnen, viele Bürger engagieren sich im Pfarrgemeinderat und im Kirchenchor. Kathrin hatte sich bereits damit abgefunden, dass der Bürgermeister kleinen Leuten wie ihnen nicht zuhören würde. Und die Bauherren würden natürlich nicht von ihrem Plan abrücken, denn es gab schließlich Geld zu verdienen. Aber es gibt Kräfte, die selbst der entschlossenste Stadtrat nicht ignorieren kann, weshalb Kathrin den Pfarrgemeinderat auf ihre Seite holte. Sie überzeugte den Vorsitzenden, einen Brief an den Bürgermeister zu schreiben. Der Bürgermeister war nicht auf den Kopf gefallen, und als ihm klar wurde, dass sich hier eine heilige Allianz gegen ihn formierte, reagierte er auf die Proteste und versprach, sich der Sache nun doch noch anzunehmen. Da der Brief von

einer wichtigen Säule stammte, auf der die Macht des Bürgermeisters ruhte, war er wirkungsvoller als sämtliche Gespräche, Plakate und zornigen E-Mails zusammengenommen.

Seit Kathrins erstem Brief an den Bürgermeister waren drei Monate vergangen. Nun ruderte der Bürgermeister zurück und versprach, eine öffentliche Anhörung anzuberaumen. Da Kathrin Erfolge vorweisen konnte, schlossen sich nun auch andere ihrer Aktivistengruppe an, und selbst Bürger, die sich sonst eher nicht für Politik interessierten, sahen sich als coole Underdogs, die für eine gute Sache kämpften. Am Abend der Anhörung war die Stadthalle bis auf den letzten Platz gefüllt. Die meisten Leute waren nur gekommen, weil sie diesen spannenden Moment nicht verpassen wollten. Sie wurden nicht enttäuscht: Kathrin und ihre Freundinnen waren zwar keine geschulten Rednerinnen, doch sie trugen ihre Ansichten leidenschaftlich, ehrlich und mitreißend vor. Nach der Veranstaltung war klar, dass der Bebauungsplan so nicht stehenbleiben konnte, und einige Wochen später wurde er tatsächlich aufgehoben. Da Kathrin und ihre Mitstreiterinnen wussten, wie wichtig es war, sich zu Siegern zu erklären, schrieben Sie einen freundlichen offenen Brief an den Bürgermeister, dankten ihm für seine Unterstützung und luden ihn zu einem Besuch in die Schule ein. Natürlich folgte der Bürgermeister der Einladung. Kathrin hatte in ihrer Kleinstadt großen Einfluss gewonnen und einen wichtigen Sieg für ihre Gemeinschaft errungen.

Auf meinen Reisen habe ich viele Kathrins kennengelernt, und ihre Geschichten begeistern mich immer wieder. Schön, der Sturz eines Mubarak oder Milosevic ist eine tolle Sache, aber man muss nicht unter einer Diktatur leiden, um die Prinzipien des zivilen Widerstands anzuwenden – sie sind allgemein gültig, egal wer Sie sind und welches Anliegen Sie vertreten.

Wenn Sie noch an der Macht von gewöhnlichen Hobbits wie Kathrin zweifeln, dann sehen Sie sich die Einwohner von Kibera an. Kibera ist der größte Slum der kenianischen Hauptstadt Nairobi und vielleicht das größte Armenviertel der Welt, hier drängen sich fünf Millionen Menschen auf engstem Raum und unter schlimmsten hygienischen Bedingungen zusammen. Die Einwohner leiden unter all den Gefahren, die man in einer Hölle wie dieser erwarten würde. In Jamhuri-Park mit seinen dichten

Hecken lauerten Vergewaltiger. Der Staudamm von Nairobi war eine Art Holiday Inn für Banditen, und wer am Zahntag die Hauptstraße entlangging, wurde mit ziemlicher Sicherheit ausgeraubt. Nicht zu vergessen die fliegenden Toiletten. Da es in Kibera keine funktionierende Kanalisation gab, waren viele Menschen gezwungen, ihre Notdurft im Straßengraben zu verrichten.^[58] Aber da es abends zu gefährlich war, das Haus auch nur für eine Minute zu verlassen, erledigten viele Menschen ihre Geschäfte in einer Plastiktüte, banden sie zu und warfen sie aus dem Fenster: Das waren die fliegenden Toiletten. Man muss nicht erwähnen, dass überall Plastiktüten herumlagen. Sie können sich vermutlich vorstellen, dass das Leben in Kibera nicht einfach war. Um zu überleben, musste man ein paar Tricks kennen.

Die Hilfsorganisationen, die den Slumbewohnern helfen wollten, waren machtlos. Sie kamen mit besten Absichten, doch ihre Mitarbeiter waren Ausländer oder bessergestellte Kenianer. Die Hilfe dieser Außenstehenden wurde zwar gern angenommen, aber die eigentlichen Probleme löste sie nicht. Die Helfer bauten zwar ein paar Latrinen und verringerten die Zahl der fliegenden Toiletten. Doch die grundsätzlichen Fragen wurden nicht angesprochen. Das änderte sich erst, als die Gemeinschaft beschloss, die Probleme gemeinsam zu lösen. Die Einwohner von Kibera organisierten sich und begannen mit einigen einfachen Aufgaben. Als Allererstes erstellten sie eine Karte. Ein Karte des Slums war ein nützliches Werkzeug, mit dem die Einwohner effektiver über den Stadtteil kommunizieren und sich gegenseitig auf Gefahren und Chancen in ihrer Umgebung hinweisen konnten. Mit Hilfe einer solchen Karte konnten die Einwohner ihr Wissen an andere weitergeben. Und es war nicht weiter schwer. Da die Erstellung von Karten heute durch die Technologie unterstützt wird und junge Leute mehr Zugang zur Technik haben, zog eine Gruppe von Jugendlichen mit einem GPS-Gerät los und ordnete alles, was sie sah, in vier Kategorien ein: Sicherheit/Unsicherheit, Gesundheit, informelle Bildung und Wasser/Kanalisation. Als sie fertig waren, druckten sie die Karte auf billigem Papier aus und verteilten sie unter den Nachbarn, zusammen mit Bleistift und Kohlepapier. Wie sie gehofft hatten, fügten die Leute ihre eigenen Informationen hinzu, und schon bald wuchs die Zahl der verzeichneten Orte auf mehrere hundert.

Als die Organisation UNICEF von dem Projekt erfuhr, unterstützte sie es mit Geld. Bald erhielten die Bewohner von Kibera per SMS Informationen über bestimmte Orte in ihrem Stadtteil und konnten auf diese Weise kriminelle Ecken und Gewaltausbrüche umgehen. Straße für Straße, Viertel für Viertel eroberten die Einwohner von Kibera ihren Stadtteil zurück.

Die jungen Frauen und Männer von Kibera sind ein Beispiel dafür, wie sich zivile Formen der Selbstorganisation nutzen lassen. Anders als in anderen Beispielen in diesem Buch ging es in diesem Fall nicht um den Sturz korrupter Diktatoren. Die Menschen arbeiteten zusammen, um ihre Umwelt für sich, ihre Familien und ihre Freunde sicherer zu machen. Das ist immer eine starke Zukunftsvision.

Die Einwohner von Kibera waren zwar von Regierung und Staat enttäuscht, doch sie glaubten daran, dass sie selbst Veränderungen zum Besseren bewirken konnten. Sie verbreiteten ihre Vision und setzten sich Ziele, die sie erreichen konnten. Sie feuerten sich gegenseitig an und nutzten ihre Kreativität, um sich gemeinsam zu entwickeln. Mit einer Straßenkarte verursacht man kein politisches Erdbeben und kommt nicht in die Abendnachrichten. Aber indem die Einwohner von Kibera mit ihren Nachbarn zusammenarbeiteten, verbesserten sie die Lebensqualität aller Menschen des Stadtteils. Und wenn Aktivisten in einem armen afrikanischen Slum etwas bewegen können, dann können Sie das auch.

Wenn Sie anfangen, müssen Sie der Tatsache ins Auge sehen, dass keine Kavallerie heranpreschen wird, um Sie herauszuhauen, und dass kein Held vom Olymp herabsteigt, um Ihre Probleme zu lösen. Das ist eine weitere Lektion, die ich von Tolkien gelernt habe: Wenn Sie es nicht machen, dann macht es keiner. Wenn Ihre Bewegung gerade erst Gestalt annimmt, werden Ihnen die Zauberer, die sturen Zwerge und die hübschen Elben dieser Welt nicht helfen wollen. Sie sind allein. Wir Serben sind bekannt für unsere Begriffsstutzigkeit und brauchten zehn Jahre, um zu verstehen, dass OTPOR es ganz allein mit Milosevic aufnehmen musste. Die Politiker hatten uns im Stich gelassen, die internationale Gemeinschaft war ahnungslos, und die Opposition lag am Boden. Weder Gandalf noch E.T. würde die Diktatur für uns beenden, und von allein löste sich unser Problem auch nicht. Es war an uns, die

Dreifaltigkeit von Einheit, Planung und gewaltloser Disziplin zu schmieden und uns dem Diktator entgegenzustellen.

Aber OTPOR war vor allem deshalb erfolgreich, weil es über reichlich Begeisterung und Kreativität verfügte – zwei Dinge, die die Herzen und Köpfe Ihrer Bewegung erfüllen müssen. Wenn sich Aktivisten mit der Bitte um konkreten Rat und spezifische Vorschläge für ihre Bewegung an CANVAS wenden, dann müssen wir ihnen sagen, dass wir leider nichts für sie tun können. Wir können ihnen zwar die Grundprinzipien und einige gewaltlose Techniken vermitteln, die in der Vergangenheit funktioniert haben, doch die kreativen Lösungen für die spezifischen Probleme einer Gesellschaft müssen aus dieser Gesellschaft selbst kommen. Wir sagen den Aktivisten, dass sie auf ihr eigenes »rebellisches Herz« hören und lernen müssen, sich auf sich selbst zu verlassen. Ausländische Berater, zu denen ich mich selbst gelegentlich zähle, stehen in dem Ruf »fremde Arschlöcher mit Koffern« zu sein, um es in den unsterblichen Worten von Oberst Bob zu sagen. Gewöhnliche Menschen wie unsere fiktive Kathrin oder die sehr realen Einwohner von Kibera sind erwiesenermaßen besser darin, ihre Welt zu verändern, als jeder auswärtige Berater.

Wenn wir uns nun dem Ende nähern, möchte ich Ihnen den Schluss ein wenig versalzen. Sie können dieses Buch richtig und falsch lesen. Falsch würden Sie es lesen, wenn Sie es als Abenteuerfilm begreifen, die Geschichten mitreißender und mutiger Menschen in fernen Ländern genießen und davon träumen, selbst ein heldenhafter Anführer zu sein, und nicht nur einfach ein normaler Mensch ohne großes Anliegen. Richtig lesen Sie es dagegen, wenn Sie die beschriebenen Prinzipien als Rat fürs Leben mitnehmen und versuchen, sie in Ihrem Leben umzusetzen. Vielleicht haben Sie während der Lektüre dieses Buchs an Themen gedacht, die Ihnen unter den Nägeln brennen. Egal ob das große Themen wie soziale Gerechtigkeit sind, die alle angehen, oder kleine Themen wie Hundekot, die nur Sie und Ihre Nachbarn auf die Palme bringen – ich hoffe, dass Sie schon Ideen haben, wie Sie Ihre Gesellschaft durch engagierte gewaltlose Aktionen besser machen können.

Wenn Sie nichts anderes mitnehmen, dann erinnern Sie sich zumindest an eines: Das Leben ist sinnvoller und macht mehr Spaß, wenn Sie die Regie übernehmen und handeln. So traurig das ist, aber unser modernes

Leben ist darauf angelegt, uns einzulullen und angenehm zu betäuben; wir sollen das tun, was man uns sagt, weil das am einfachsten ist. Aber wenn Sie so sind wie Duda, Ana, Mohammed Adel, Sandra, Cecilia, Sloba, Sinisa, Misko, Breza, Rasko, Imran Zahir, Harvey Milk, Itzik Alrov, Andy Bichlbaum, Rachel Hope, Chris Nahum, Manal al-Sharif, unsere jungen Freunde aus Kibera oder unsere georgischen Kameraden Nini oder Georgi, dann fällt Ihnen das Stillsitzen schwer.

Und noch etwas. Wir haben zwar heute erstaunliche technische Spielsachen wie Handys, soziale Netzwerke und Handykameras zur Verfügung, die uns den Einstieg in den Aktivismus erleichtern, doch wir sollten uns daran erinnern, dass es auch vor der Erfindung dieser Geräte eine ganze Menge soziale Bewegungen gab und dass andererseits viele Bewegungen, die sich zu sehr auf die Technologie verließen, kläglich gescheitert sind. Wenn Sie bei Google nach »Facebook- und Twitter-Revolutionen« suchen, dann werden Sie feststellen, dass die Proteste der letzten Jahre – vom Arabischen Frühling bis zu Occupy – in der Presse häufig so dargestellt werden, als sei der Aktivismus der Gegenwart nicht mehr als eine Funktion des Smartphones oder eine coole App. Deswegen kann jemand wie der türkische Premierminister Erdoğan vor die Fernsehkameras treten und behaupten, die Demonstranten auf den Straßen von Istanbul seien nichts als ein Flash-Mob, der sich auf Twitter organisiert. So oft diese Geschichte wiedergekaut wird, so falsch ist sie. Leider wiegt der Technologie-Fetisch viele Menschen in dem falschen Glauben, sie könnten die Welt verändern, wenn sie auf Facebook eine Gruppe gründen und einen kopflosen Protest starten. Wie wir gesehen haben, erreicht man auf diese Weise gar nichts. Obwohl sich Millionen Nutzer auf YouTube das Video »Kony 2012« angesehen haben, treibt der Kriegsverbrecher Joseph Kony nach wie vor in den Wäldern Afrikas sein Unwesen. Es hat sich nichts verändert.

Aktivisten müssen sich darüber im Klaren sein, dass das Entscheidende die Gemeinschaft ist. Es geht um Menschen. Die in diesem Buch vorgestellten Gedanken sind nichts als ein praktischer Rahmen; ohne Köpfe, die entschlossen auf Veränderungen hinarbeiten, und ohne Herzen, die an die eigenen Möglichkeiten glauben, bleiben sie nutzlos. Aus eigener Erfahrung und im Namen aller Nobodys, die auf diesem

einfachen Weg überwältigende Erfolge erzielt haben, kann ich Ihnen versichern, dass Sie nichts mehr erfüllt und glücklicher macht, als für Ihre Sache einzustehen. Selbst der Kleinste vermag den Lauf des Schicksals zu verändern.



Erlauben Sie mir, zum Abschluss noch eine persönliche Anekdote zu erzählen. In den Achtzigern, als ich ein planloser Jugendlicher war, lange bevor ich an Politik, die Säulen der Macht oder Gene Sharps Theorien des gewaltlosen Widerstands dachte, brachte ich meine Tage damit zu, auf meiner Gitarre zu schrammeln und meinen älteren Bruder Igor zu bewundern. Das ist nicht schwer zu verstehen. Ich war ein Nobody, und Igor war cool, er hatte seine eigene Band, und sein Musikgeschmack zählte bei den richtigen Leuten. Igor ist elf Jahre älter als ich und mit seinem Look und seinen Ansichten war er eine Art serbischer Jim Kerr von den Simple Minds. Alle Mädchen der hippen Belgrader Szene himmelten ihn an, und ich wollte unbedingt so werden wie er. Igor nahm zu Recht an, dass ich seine Musik und seinen Stil nachäffte, weil ich so bewundert werden wollte wie er, und eines Tages setzte er sich zu mir und erteilte mir eine Lektion, warum Musik in der Welt so wichtig war. Es war eigentlich gar keine Lektion. Er drückte mir einfach eine Platte von Peter Gabriel in die Hand und sagte mir, ich solle mir das Lied »Biko« anhören, ein Lied über einen ermordeten südafrikanischen Aktivisten, der sein Leben im Kampf gegen die Apartheid ließ. Deswegen sollte ich Musik machen, erklärte mir mein Bruder. Nicht für die Mädels, nicht für die Massen, sondern um vielleicht etwas zu bewirken. Als ich die Platte

auflegte und hörte, wie Peter Gabriel die Silben des Namens Biko zu einem Klagegesang dehnte, wusste ich, dass Igor recht hatte. Das war wichtiger als alles andere. Das war etwas, zu dem ich gehören wollte. Ich wollte etwas bewegen.

Am 5. Oktober 2013, mehr als drei Jahrzehnte nach der Veröffentlichung von »Biko« und zum Jahrestag der serbischen Revolution, kam Peter Gabriel zu einem Konzert nach Belgrad. Mein Bruder Igor lebte inzwischen im Ausland und konnte nicht dabei sein, aber ich hätte das Konzert um nichts in der Welt versäumt, genauso wenig wie meine Frau Mascha, Duda und alle anderen von CANVAS. Der Auftritt war überwältigend. Zusammen mit fünftausend anderen lauschten wir jeder Note und jedem Wort. Bei meiner Arbeit und auf meinen Reisen hatte ich das Glück, einige meiner Helden persönlich kennenzulernen, und ich bin stolz, dass ich in Gegenwart der Großen dieser Welt immer relativ cool geblieben bin. Einige der Leute, mit denen ich zusammengearbeitet habe, wurden nach der Befreiung ihrer Länder zu Regierungschefs gewählt, und an meiner Wand hängen eine Menge Fotos, auf denen ich neben Leuten stehe, die ich seit langem bewundere. Aber nichts bereitete mich auf das vor, was am Ende dieses Konzerts von Peter Gabriel passierte.

Nachdem er das letzte Lied gespielt und sich verbeugt hatte, kehrte er noch einmal auf die Bühne zurück. Die Arena war in rotes Licht getaucht. Alle Musiker hatten die Bühne verlassen, nur der Drummer Manu Katché war noch da und begann langsam, in seinen Trommeln zu rühren. Niemand wusste, was jetzt kommen würde. Dann trat Peter Gabriel, der mich mit seiner Musik bewogen hatte, etwas aus meinem Leben zu machen, ans Mikrophon.

»Heute vor dreizehn Jahren hatten die jungen Menschen in diesem Land den Mut, für die Rechte der Menschen aufzustehen, und seither zeigen sie mit einer Gruppe namens CANVAS Menschen in aller Welt ihre Lektionen und Techniken. Aber es gibt viele junge Menschen in vielen Ländern, die noch den Mut finden müssen, für ihre Überzeugungen aufzustehen und gegen das zu kämpfen, was sie für falsch halten, und die Rechte der Menschen zu verteidigen. Ein junger Mensch tat genau das in Afrika, und es hat ihn sein Leben gekostet. Seine Name ist Steve Biko.«

Und damit kam die Band wieder auf die Bühne und spielte das Lied. Ich brachte keinen Laut hervor. Meine Knie zitterten. Mascha umarmte mich, vielleicht weil sie spürte, dass ich sonst umgekippt wäre. Sie wusste besser als jeder andere, was Peter Gabriels Worte für mich bedeuteten. Als er die Worte »And the eyes of the world are watching now« sang, reckte er die Faust zum alten OTPOR-Gruß in die Luft. Das Publikum flippte aus, reckte die Fäuste in die Luft und stimmte in den Schluss des Gesangs ein. Ehe Peter Gabriel die Bühne endgültig verließ, hatte er eine letzte Botschaft für das Publikum.

»Was jetzt passiert, liegt ganz an euch.«

Damit drehte er das Mikrofon zum Publikum hin und ging.

Zum Abschied

Wenn Sie dieses Buch bis hierher gelesen haben, dann gibt es nur zwei Möglichkeiten. Entweder Sie sind meine Frau, und in diesem Fall möchte ich dir, Mascha, für deine Unterstützung danken und dafür, dass du meine Flausen erträgst. Oder Sie sind jemand, der oder die in seiner oder ihrer Gemeinschaft etwas zum Positiven verändern will. In diesem Falle sind noch ein paar abschließende Worte angebracht.

Normalerweise würde man am Ende eines solchen Buchs optimistische Töne erwarten, ein paar aufmunternde Worte, um Sie in Ihre eigene Bewegung, Ihre eigene Sache, Ihre eigene Aufgabe zu entlassen. Aber ich bin Serbe. Wir sind keine Optimisten, und aufmunternde Worte sind nichts für ein Volk, dessen Geschichte von langen Kriegen bestimmt wird, die immer wieder von kürzeren Phasen unterbrochen werden, in denen wir auf Krieg warten. Daher will ich Ihnen zum Schluss lieber ein paar teuer bezahlte Weisheiten mit auf den Weg geben.

Die erste ist, man braucht Glück. Die hier beschriebenen Grundsätze, von den großen Strategien bis zu den kleinen Taktiken, haben sich zwar bewährt. Aber wir sind alle Menschen, und das heißt, dass plötzlich etwas völlig Willkürliches, Verrücktes und Unberechenbares passieren kann, dass Sie zum Erfolg katapultieren oder all Ihre Pläne zunichtemachen kann. Das habe ich immer wieder erlebt: Zu einer perfekt organisierten Demonstration erscheinen nur fünf Demonstranten, weil gleichzeitig ein wichtiges Fußballspiel läuft; oder eine Bewegung, auf die niemand auch nur einen Cent gewettet hätte, schafft es mit einem Mal, mit ihren Botschaften oder Protagonisten die Massen zu bewegen. Wenn es Sie in den Fingern juckt, die in diesem Buch beschriebenen Grundsätze umzusetzen, dann erinnern Sie sich an die Erkenntnis des größten Weisen aller Zeiten, eines gewissen Murphy: Alles, was schiefgehen kann, geht schief. Damit Sie kein Opfer von Murphy's Law werden, können Sie zwei einfache Dinge tun: Erstens, machen Sie Ihre Hausaufgaben und gehen Sie so sorgfältig wie möglich vor, machen Sie Listen und Tabellen und

überlassen Sie nichts dem Zufall. Und zweitens, bleiben Sie gelassen und akzeptieren Sie, dass Rückschläge dazugehören und nicht mehr sind als das Auf und Ab auf dem Weg zur Veränderung.

Das Glück können Sie nicht beeinflussen. Was Sie jedoch sehr wohl beeinflussen und verändern können, ist Ihre Gemeinschaft. Und um die geht es bei dem Ganzen schließlich. Ob Sie vor einer Gruppe von fremden Menschen stehen und leidenschaftlich Ihre Ansichten darlegen, ob Sie auf dem Universitätsgelände Flugblätter verteilen oder ob Sie unter den drohenden Blicken der Einsatzpolizisten demonstrieren – wann immer Sie Risiken eingehen, sich gegen Unterdrückung erheben und sich nicht als Beobachter, sondern als Teilnehmer ins Getümmel stürzen: Irgendwann wird der Punkt kommen, an dem Sie riesengroße Angst haben. Selbst wenn Sie der härteste Typ aller Zeiten sein sollten, können Sie sicher sein, dass auch Sie irgendwann Angst haben, traurig sind oder von Ihren Gefühlen überwältigt werden. Das ist nur natürlich: Wer große Risiken eingeht und Großes bewirken will, der trifft auf großen Widerstand. Wenn Sie versuchen, allein damit fertig zu werden, und wenn Sie Ihre Ängste und Freuden nie mit Ihren Freunden teilen, dann werden Sie nicht viel erreichen. Ich habe seit mehr als einem Jahrzehnt mit Umstürzern und Revolutionären zu tun, und diese Leute gehören zu den härtesten Typen dieser Welt. Aber ich habe gesehen, wie sie zerbrechen, wenn sie alles allein machen wollen. Ziviler Widerstand ist ein Mannschaftssport.

Und eine Mannschaft braucht alle möglichen Mitspieler. Es wäre eine Schande, wenn wir am Ende dieses Buchs nicht noch einmal auf den *Herrn der Ringe* zu sprechen kämen. Die Helden des Buchs sind eine Handvoll Gefährten, die gemeinsam ein unmögliches und gefährliches Abenteuer bestehen müssen, und sie sind auch deshalb so interessant, weil sie so unterschiedlich sind. Wenn ich den *Herrn der Ringe* geschrieben hätte, dann hätte ich mir vermutlich ein paar große, lächerlich attraktive Schwertkämpfer vorgestellt, die durch Mitteleuropa ziehen, um den bösen Orks so richtig den Hintern zu versohlen. Aber Tolkien ist ein besserer Autor; seine Truppe besteht aus starken und schwachen Menschen und einigen Wesen, die gar keine Menschen sind, sondern Elben oder Zwerge. Sie sind groß und klein, störrisch und loyal. Tolkien verstand, dass sehr komplexe Aufgaben – zum Beispiel der Kampf

gegen einen bösen Zauberer oder einen serbischen Diktator – viele Fähigkeiten und Talente verlangen und dass diese Eigenschaften nur selten in einer Person vereint sind. Wie bei Tolkiens Gefährten kommt es auch beim zivilen Widerstand auf die Vielfalt an. Statt nur Leute zu suchen, die genauso sind wie Sie, die Sie für cool halten oder die sonstwelche engstirnigen Kriterien erfüllen, sollten Sie sich lieber ansehen, welche Leute Sie brauchen, und Ihre Bewegung entsprechend ausstatten. Wenn Sie zum Beispiel an Straßentheater gedacht haben, dann sollten Sie sich vielleicht mit Jongleuren, Schauspielern und Puppenspielern anfreunden. Wenn Sie an Internetaktionen gedacht haben, dann tun Sie sich mit Programmierern zusammen. Wenn Sie in die Medien kommen wollen, halten Sie sich an Leute mit journalistischer Erfahrung. Suchen Sie sich talentierte Graphiker wie meinen Freund Duda und hören Sie ihnen zu. Je größer und bunter Ihre Truppe, umso größer Ihre Erfolgsaussichten.

Ich hoffe, dass dieses Buch nicht nur eine einfache Anleitung für gewaltlose Aktivisten ist, sondern auch ein Beweis dafür, dass sich selbst die Kleinsten, die einfachen Hobbits, mächtigen Kräften entgegenstellen können und mit Kreativität, Einsatz und Mut die Welt zum Besseren verändern können. Anders als in Mittelerde ist die Reise im wirklichen Leben nie zu Ende. Die jahrelange Arbeit mit Aktivisten in aller Welt hat mir gezeigt, dass das Ende nie erreicht ist. Sie haben eine Aktion organisiert und die Aufmerksamkeit einiger Leute gewonnen? Sie müssen noch eine Bewegung aufbauen. Sie haben eine gewaltige populäre Bewegung aufgebaut? Sie müssen noch mit dem Diktator fertig werden. Sie haben den Diktator gestürzt? Dann müssen Sie jetzt die Ärmel hochkrepeln und sich an den Aufbau der Demokratie machen.

Dieses Buch bietet also keine Blaupause für eine begrenzte, einmalige Kampagne, sondern Orientierungspunkte für ein Leben des fortwährenden zivilen und gesellschaftlichen Engagements. Es soll Ihnen nicht nur Werkzeuge an die Hand geben, sondern auch die Zuversicht, das Leben anders anzugehen, und die Erkenntnis vermitteln, dass die größten und dauerhaftesten Veränderungen nicht von Armeen, Panzern und Raketen oder von hochdotierten Beratern in schicken Anzügen zuwege gebracht werden. Veränderungen gehen vielmehr von der müden

Frau aus, die im Bus nicht von ihrem Sitzplatz aufsteht, von einem gewieften Fotoladenbesitzer, der es schafft, in den Stadtrat gewählt zu werden, oder von einem schmalen, glatzköpfigen Inder, der für seine Sache in Hungerstreik tritt und selbstgewebte Gewänder trägt. Diese Helden – Rosa Parks, Harvey Milk, Mahatma Gandhi und viele andere – werden nicht deshalb verehrt, weil sie etwas Besonderes sind, sondern weil sie so normal sind. Sie haben nichts getan, was nicht auch jeder von uns tun könnte. Der Grund, warum sie heute in den Geschichtsbüchern stehen, ist nur der, dass sie im Gegensatz zu den meisten von uns den Mut hatten, sich zu erheben, und das Köpfchen, es richtig zu machen.

Viele Menschen glauben fälschlicherweise, dass es nur auf die Eliten in unserer Gesellschaft ankommt und dass Veränderungen, Fortschritt oder Rückschritt auf magische Weise von ihren finsternen oder gierigen Seelen ausgehen. Diese Ehrfurcht vor den Mächtigen können Sie jedes Mal spüren, wenn Sie an einem Zeitungsstand vorbeikommen. Wer ist auf der Titelseite abgebildet? Die reichsten Unternehmer, die bekanntesten Schauspieler, die schnellsten Autos, die dicksten Titten. Von den Muskelzeitschriften will ich gar nicht erst anfangen. Unsere Umgebung verehrt die Starken und Mächtigen, die Schwachen und Kleinen werden übersehen. Aber wie wir gesehen haben, kann selbst der Kleinste die Welt verändern.

Sie werden Menschen begegnen, die nicht glauben, dass ein Mensch allein etwas bewegen kann. So mancher vertraut lieber auf starke Armeen, charismatische Führer und große Unternehmen. Andere – darunter die meisten Diktatoren und Leute auf der extremen Linken – wittern überall Verschwörungen. Für diese Herrschaften stecken die CIA, die NSA, die Weltbank oder die Illuminati hinter allem, was auf dieser Erde passiert. Diese Typen haben mich und meine Kollegen von CANVAS als Marionetten der Vereinigten Staaten, als Werkzeug von George Soros und der Bilderberg Group, als serbische Agenten und noch Schlimmeres beschimpft. Wenn Sie auf Twitter oder von den staatlichen Medien der Autokraten – dem russischen Sender RT oder saudischen, iranischen oder venezolanischen Nachrichtenagenturen – Gegenwind bekommen, dann haben Sie Geduld und machen Sie sich klar, dass das zum Spiel gehört.

Leider sind viele Menschen, ganz unabhängig von ihrer politischen Einstellung, davon überzeugt, dass auf dieser Welt nur Staaten und große Institutionen etwas bewegen können. In Ihrer Laufbahn als Aktivist werden Sie immer wieder Menschen begegnen, die bezweifeln, dass Sie als Einzelner etwas ausrichten können, oder die, wenn Sie etwas erreichen, der Ansicht sind, dass Sie die Marionette finsterner Mächte sein müssen. In beiden Fällen steckt hinter dieser Aussage nur der mangelnde Glaube in ihre eigene Fähigkeit, etwas zu bewegen. Tun Sie diesen Leuten einen Gefallen und beweisen Sie ihnen, dass sie sich irren.

Ich hoffe, dieses Büchlein hat die besten Prinzipien und Beispiele vermittelt, die seit Jahrzehnten unter gewaltlosen Aktivisten die Runde machen. Nun ist es an Ihnen, Ihren Mut zusammenzunehmen. Leider kann ich Ihnen nicht verraten, wie man mutig wird, ich kann Ihnen nur sagen, dass Sie nie allein sind. Meine E-Mail-Adresse – meine persönliche Adresse, die ich täglich überprüfe – ist psrdja@gmail.com, und wenn Sie mir ein paar Zeilen schreiben, eine Frage stellen oder einen Rat von CANVAS suchen, dann schreiben Sie mir einfach.

Also machen Sie was – und machen Sie's gut. Und erinnern Sie sich daran: Selbst wenn Sie scheitern, gehören Sie wenigstens zu den wenigen Glücklichen, die, wie Tolkiens mutige Hobbits, von zu Hause aufgebrochen sind, um das Richtige zu tun. Irgendjemand muss schließlich diesen verdammten Ring nach Mordor bringen. Warum nicht Sie?

Passen Sie auf sich auf, hegen Sie große Träume und lassen Sie von sich hören.

Dank

Bei jedem großen Projekt ist es schwer, allen angemessen zu danken, die sich die Zeit genommen haben, zuzuhören und zu helfen. Mein Dank gilt meinen Freunden und Kollegen in aller Welt, Menschen, mit denen ich Herausforderungen und Risiken geteilt, aber auch eine Menge Spaß gehabt habe. Meine Liebe und mein Dank gilt dem CANVAS-Team in Belgrad – Boka, Breza, Marcella, Natasa, Sloba, Jelena, Sandra, Misko, Rasko und Sinisa, und meinen lieben Freunden Ana, Duda, Imran, K2, Giorgi, Nini, Cecilia, Sara, Maxim, Husam und all den anderen, die ich hier nicht nennen kann und die jeden Tag etwas dafür tun, die Welt für sich und ihre Nachbarn besser zu machen.

Eine Liste der Menschen und Organisationen, die die Botschaft des gewaltlosen Widerstands verbreiten und mich inspiriert haben, würde vermutlich ein eigenes Buch füllen, also verzeihen Sie mir die Kürze dieser Liste. Tausend Dank an Meister Gene, Oberst Bob, Zoran Djindjic, Jamilla, Ricken, Tina Rosenberg, Jannine Di Giovanni, Will Dobson, Luiza Otriz, Dough und Charlie, Lorraine und Jared, Thor und Alex, Andrew und Emma, die Riahi-Brüder, John Jackson, Liel, John Gould und Muneer. Und an Paz, *muchas gracias*. Es ist ein Segen, euch alle in meinem Leben zu haben.

An Mascha, deren Unterstützung, gute Laune und Geduld während der langen Tage und Nächte der Arbeit an diesem Buch so wichtig für mich waren. Ich liebe dich auf ewig und bin dir dankbar, dass du mich nicht vor die Tür gesetzt hast.

Von Beginn dieser literarischen Reise an war meine Agentin Anne Edelstein eine unermüdliche Fürsprecherin und Beraterin. Diese Seiten würden nicht halb so viel Sinn ergeben ohne meine Lektorin Cindy Spiegel, die mir mit ihrem sorgfältigen Blick und ungewöhnlichen Verstand half, dieses Buch zu schreiben. Ich danke euch beiden für Eure Geduld und vor allem den Glauben an dieses Projekt.

Zuletzt stehe ich stolz im langen Schatten der vielen mutigen Menschen, die überall auf der Welt in großen und kleinen gewaltlosen Auseinandersetzungen aktiv sind. Meine Gedanken sind bei Mohammed Adel, dem Kopf der Jugendbewegung des 6. April, der seit den prodemokratischen Protesten im Winter 2013 in Haft ist.

Martin Luther King erinnert uns an die Worte eines früheren amerikanischen Denkers, als er sagte, der Bogen des Universums ist lang, aber er neigt sich zur Gerechtigkeit. Möge er recht behalten.

Liste der Abbildungen

Wenn keine Quelle angegeben ist, stammen die Bilder aus dem Privatbesitz des Autors.

- S. 10 Die geballte Faust, das Symbol von OTPOR, an einer Mauer in Belgrad, Herbst 1998.
- S. 25 Logo der Fernsehsendung *Aló Presidente* des ehemaligen venezolanischen Präsidenten Hugo Chávez.
- S. 31 Ägyptische Frau mit dem Banner der Jugendbewegung des 6. April. Foto: Mohamed Abd el Ghany, Reuters.
- S. 32 »Die Menschen Libyens sind vereint.«
- S. 51 Tel Aviv Pride, 2011: Eine Veranstaltung für die ganze Familie. Foto: Nina Jean Grant.
- S. 52 Wie man mit Reispudding eine Revolution anfängt. Lonuziyaaraiy Kolhu, Malediven. Foto: Munshid Mohamed.
- S. 67 Kind in Moskau, Mai 2012. Julia Ioffe.
- S. 69 Die Säulen der Macht im Jemen, 2011. Khaled Abdullah Ali Al Mahdi, Reuters.
- S. 84 Martin Luther King nach seiner Rede »I Have a Dream« in Washington, D.C., 28. August 1963.
- S. 85 »Ein Cent für den Wandel«: Eine Dilemma-Aktion von OTPOR, Serbien, 2000. Foto: Miloš Cvetković.
- S. 98f. Syrische Aktivisten schreiben Anti-Assad-Botschaften auf Tischtennisbälle. Fotos: Arman und Arsh T. Riahi.
- S. 100 Logo der sudanesischen Bewegung GIRIFNA, »Uns reicht's« Juni 2012. <http://www.girifna.com>.
- S. 103 Anti-Putin-Spielzeugprotest in Barnaul, Sibirien. Februar 2012. Foto: Andrei Kasprischin, Reuters.

- S. 105 Anti-Mubarak-Bildschirmhintergrund.
- S. 106 Pussy Riot in Moskau. Foto: Denis Bochkarew.
- S. 126 Eine ukrainische Frau steckt während der Orangen Revolution des Jahres 2003 einem Polizisten eine Nelke ans Schild. Vasili Fedosenko, Reuters.
- S. 127 OTPOR-Aktivisten mit dem Zeichen der geballten Faust, Belgrad im Frühling 2000. Foto: Petar Kujundžić, Reuters.
- S. 134 GOTOV JE! – »Er ist fertig«: Von diesem Aufkleber ließ OTPOR im August und September 2000 eine Million drucken.
- S. 143 »Occupy Sesame Street«-Performance während Occupy Wall Street, New York, Herbst 2011. Foto: Arman und Arsh T. Riahi.
- S. 144 Hunderttausend Demonstranten bereiten sich auf die gewaltlose Übernahme des Parlamentsgebäudes vor; Belgrad, 5. Oktober 2000. Foto: Igor Jeremić.
- S. 149 »2000 DAS Jahr«: OTPORs Kampagne nach dem Neujahrskonzert im Januar 2000.
- S. 161 OTPORs Siegesfeier nach der Revolution vom 5. Oktober, Slavija-Platz, Belgrad. Foto: Igor Jeremić.
- S. 162 Nelson Mandelas Zelle auf Robben Island, Südafrika. Paul A. Mannix.
- S. 177 Skulptur zur Gewaltlosigkeit von Carl Frederick Reuterswärd. MHM55.
- S. 178 Ein Muslim hält einen Koran hoch, ein koptischer Christ ein Kreuz; Tahrir-Platz, Kairo, 6. Februar 2011. Foto: Dylan Martinez.
- S. 189 »Wir beobachten euch«: OTPORs Plakat, das der neuen Nach-Milosevic-Regierung Rechenschaft abverlangt. Serbien, 2000.
- S. 196 OTPOR-Aktivistinnen in der ersten Reihe des Demonstrationzugs, 11. November 1999. Foto: Igor Jeremić.
- S. 197 »If Not Us – Then Who Else?« Occupy-Wall-Street-Aktivisten vor Polizisten nahe dem Zuccotti-Park in Manhattan im Herbst 2011. Foto: Arman und Arsh T. Riahi.

S. 206f. Peter Gabriel singt »Biko« und grüßt das Publikum mit der geballten Faust. Konzert in der Kombank-Arena in Belgrad, anlässlich des Jahrestags der Revolution, 5. Oktober 2013. Foto: Tony Levin.

Endnoten

- [1](#) Adam LeBor, *Milosevic: A Biography* (London: Bloomsbury, 2002), S. 211.
- [2](#) Steve York (Dir.), *A Force More Powerful* (Santa Monica Pictures/WETA, 1999).
- [3](#) Kees Koonings und Kirk Kruijt (Hg.), *Societies of Fear: The Legacy of Civil War, Violence and Terror in Latin America* (New York: St. Martin's Press, 1999), S. 184.
- [4](#) Nicholas Schmidle, »Fantasy Island: Democracy Edition: Democracy with a View«, *Mother Jones*, März/April 2010.
- [5](#) Ellie Fischer, »Middle Class Rising?«, *Jewish Week*, 29. Mai 2013; Lahav Harkov, »Candidates: Labor the Alternative to Piggish Capitalism«, *Jerusalem Post*, 11. August 2011.
- [6](#) Dina Kraft, »Cottage Cheese Becomes Symbol of Israeli Frustration with Rising Food Prices«, *Jewish Telegraphic Agency*, 20. Juni 2011, www.jta.org.
- [7](#) »This Is How the Cottage Ball Rolled«, Meirav Crystal, *ynetnews*, 7. Oktober 2011.
- [8](#) Chris Taylor, »How Social Media Are Amplifying Consumer Outrage«, *CNN.com*, 22. Juli 2011.
- [9](#) Charles Levinson, »Israeli Facebook Campaign Keeps Lid on Cheese Prices«, *Wall Street Journal*, 1. Juli 2011.
- [10](#) Steve Sheer, »Apax Israel CEO Resigns from Tnuva, Psagot«, *Reuters*, 2. Oktober 2011.
- [11](#) Ted Thornhill, »A Very Middle-Class Protest: Complaints over Price of Cottage Cheese Spark Israel's Biggest Demonstration«, *Daily Mail*, 8. August 2011.
- [12](#) Zitiert in William Safire, *Words of Wisdom* (New York: Simon and Schuster, 1990), S. 200.
- [13](#) Isabel Kershner, »Summer of Protest Peaks with 400000 in City Streets«, *New York Times*, 3. September 2011.
- [14](#) Melanie Lidman, »Some 450000 Israelis March at Massive ›March of the Million‹ Rallies Across Country«, *Jerusalem Post*, 3. September 2011.
- [15](#) Sean Scalmer, *Gandhi in the West* (New York: Cambridge University Press, 2011), S. 44.
- [16](#) »American Views on Indian Problem«, *Western Argus*, 9. September 1930.
- [17](#) Stephanie Strom, »Drink Ingredient Gets a Look«, *New York Times*, 12. Dezember 2012.

- [18](#) Susan Donaldson James, »Kraft Agrees to Take Yellow Dye out of Mac and Cheese«, ABCnews.com, 31. Oktober 2013.
- [19](#) Randy Shilts, *The Mayor of Castro Street: The Life and Times of Harvey Milk* (New York: St. Martin's Press, 1982), S. 190.
- [20](#) Steve York (Dir.), *A Force More Powerful* (Santa Monica Pictures/WETA, 1999).
- [21](#) Ebd.
- [22](#) Chris Hall, »Maldives Island Paradise Thilafushi Trashed and Reduced to a Pile of Rubbish«, *Daily Mail*, 25. Juni 2012.
- [23](#) Jon Shenk (Dir.), *The Island President* (ITVS/Actual Films/Afterimage Public Media, 2011).
- [24](#) »Submission of the Maldives to the Office of the UN High Commissioner for Human Rights«, Office of the United Nations Commissioner for Human Rights, 25. September 2008.
- [25](#) »Serbia to Revive Musical ›Hair‹ in Time of Iraq War«, *Reuters*, 1. Februar 2010.
- [26](#) Stipe Delic (Dir.), *Battle of Sutjeska* (Bosna Film/Filmska Radna Zajednica/Sutjeska, 1973).
- [27](#) Alex Ayres (Hrg.), *The Wit and Wisdom of Mark Twain* (New York: Meridian, 1987).
- [28](#) Dieses und weitere Beispiele für Lactivismus finden Sie in einem Buch von Steven Crenshaw und meinem Freund John Jackson, *Small Acts of Resistance: How Courage, Tenacity, and Ingenuity Can Change the World* (New York: Union Square Press, 2010). Das Buch ist so lehrreich wie unterhaltsam.
- [29](#) Kevin O'Flynn, »Toys Cannot Hold Protest Because They Are Not Citizens of Russia, Officials Rule«, *Guardian*, 15. Februar 2012.
- [30](#) Tina Rosenberg, »Revolution U«, *Foreign Policy*, 16. Februar 2011.
- [31](#) Sean Gardiner, »City Declines to Defend Sued Officer«, *Wall Street Journal*, 2. August 2012.
- [32](#) Jonathan Earle, »Pussy Riot Suspects Go on Hunger Strike«, *Moscow Times*, 5. Juli 2012.
- [33](#) Karen Smith, »Kansas Governor Apologizes for ›Overreaction‹ to Teen's Disparaging Tweet«, CNN.com, 28. November 2011.
- [34](#) Duncan Campbell, »Far from Paradise«, *Guardian*, 30. Oktober 2006.
- [35](#) Kareem Fahim, »Death in Police Encounter Stirs Calls for Change in Egypt«, *New York Times*, 18. Juli 2010.
- [36](#) »Belarus Defends Election Protest Arrests«, CNN.com, 20. Dezember 2010.

- [37](#) Jeffrey Taylor, »Femen, Ukraine's Topless Warriors«, *Atlantic*, 28. November 2012.
- [38](#) Kirkpatrick Sale, *SDS: The Rise and Development of the Students for a Democratic Society* (New York: Vintage, 1973), S.vi.
- [39](#) Helen Kennedy, »Muslims Return Favor, Join Hands with Christian Protestors for Mass in Cairo's Tahrir Square«, *New York Daily News*, 7. Februar 2011.
- [40](#) »Alex Atala Helps Sao Paulo Kids Get in the Kitchen«, Phaidon.com, 15. Oktober 2004.
- [41](#) »Brazil's Rouseff Insists Oil Revenues Should Fund Education«, *Reuters*, 1. Mai 2013.
- [42](#) Richard Aldous, *Reagan and Thatcher: The Difficult Relationship*. (New York: W.W. Norton, 2012), S. 53.
- [43](#) Gene Sharp, *There Are Realistic Alternatives* (Boston: Albert Einstein Institution, 2003), S. 21.
- [44](#) Ebd., 21.
- [45](#) »»I Am Prepared to Die«: Nelson Mandela's Opening Statement from the Dock at the Opening of the Defence Case in the Rivonia Trial«, Website der Vereinten Nationen zum Nelson-Mandela-Tag, www.un.org/en/events/mandeladay/court_statement_1964.shtml.
- [46](#) Janet Cherry, *Spear of the Nation* (Athens: Ohio University Press, 2012), S. 23.
- [47](#) Mahatma Gandhi, *The Essential Gandhi: An Anthology of His Writings on His Life, Work, and Ideas* (New York: Vintage, 2002), S. 109.
- [48](#) Erica Chenoweth und Maria J. Stephan, *Why Civil Resistance Works: The Strategic Logic of Nonviolent Conflict* (New York: Columbia University Press, 2011).
- [49](#) Martin Luther King, *The Papers of Martin Luther King*, Bd. 5: *Threshold of a New Decade, January 1959–December 1960*, hrsg.v. Tenisha Armstrong u.a. (Berkeley: University of California Press, 2005), S. 303.
- [50](#) Jason Motlagh, »Occupy Oakland Embraces Nonviolence, but Debates Black Bloc Tactics«, *Time*, 8. November 2011.
- [51](#) »The Philippines: Farewell to Democracy«, *Time*, 29. Januar 1973.
- [52](#) Denise Chong, *Egg on Mao: A Story of Love, Hope, and Defiance* (Toronto: Vintage Canada, 2011), S. 198.
- [53](#) Kailash Chand, »Waking India – One Man's Campaign Against Corruption«, *Guardian*, 8. April 2011.
- [54](#) »India Corruption Study 2005«, Transparency International India.

[55](#) Rama Lakshmi, »India Agrees to Protester's Demand on Graft Panel«, *Washington Post*, 9. April 2011.

[56](#) »Countrywide Protests Continue as Anna Hazare Fasts in Tihar«, *Times of India*, 17. August 2011.

[57](#) Mark Magnier, »In India, Anti-Graft Activist Declares Victory«, *Los Angeles Times*, 28. August 2011.

[58](#) Andrew Harding, »Nairobi Slum Life: Into Kibera«, BBC.com, 4. Oktober 2004.

Über Srdja Popovic & Matthew Miller

Srdja Popovic (geb. 1973 in Belgrad) ist ein international bekannter Politaktivist. Mit der von ihm mitbegründeten Bewegung Otpor! ist es ihm 2000 gelungen, Slobodan Milosevic zu stürzen. Seitdem berät er mit seiner unabhängigen Organisation CANVAS (Centre for Applied Nonviolent Action and Strategies) in der ganzen Welt Widerstandskämpfer, u.a. in Ägypten, Syrien, Tunesien, Georgien und auf den Malediven. Der »Tagesspiegel« bezeichnete Popovic als »Widerstandsguru«. In der Zeitschrift »Foreign Policy« wurde Popovic im November 2011 als einer der wichtigsten 100 globalen Vordenker bezeichnet, »Wired« zählte ihn zu den 50 Menschen, die die Welt verändern werden und das World Economic Forum wählte ihn zu einem der Young Global Leaders 2013.

Matthew Miller hat bereits zahlreiche Bücher als Co-Autor mitverfasst.

Weitere Informationen, auch zu E-Book-Ausgaben, finden Sie bei www.fischerverlage.de

Über dieses Buch

Nichts ist wirksamer als gewaltfreier Widerstand. Und niemand weiß das besser als der international bekannte Aktivist Srdja Popovic. Als Student gelang es ihm und seinen Freunden den Diktator Milošević zu stürzen, seitdem berät er seit Jahren weltweit Bürgerrechts- und Demokratiebewegungen und andere Aktivistengruppen.

Hier versammelt er seine konkreten Tipps und Tricks zur Organisation des gewaltfreien Protests, z.B. welche Strategien am effektivsten sind, wie man die Presse gewinnt, die richtigen Verbündeten findet oder warum Humor die beste Waffe ist, und belegt sie mit zahlreichen beeindruckenden und kreativen Fallbeispielen.

Impressum

Coverdesign: buxdesign, München

Coverabbildung: Andreas Feininger/The LIFE Picture Collection/Getty Images

Erschienen bei FISCHER E-Books

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2015
unter dem Titel »Blueprint for Revolution. How to Use Rice Pudding,
Lego Men, and Other Non-violent Techniques to Galvanise Communities,
Overthrow Dictators, or Simply Change the World«
im Verlag Spiegel & Grau, Random House, New York
© 2015 by Srdja Popovic and Matthew Miller

Für die deutsche Ausgabe:

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2015

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

ISBN 978-3-10-403328-0

Abonnieren Sie Ihren persönlichen Newsletter der Fischer Verlage

Ihre Vorteile:

Wir informieren Sie jederzeit über

- unsere Neuerscheinungen
- Lesungen und Veranstaltungen in Ihrer Nähe
- Neuigkeiten von unseren Autorinnen und Autoren
- Gewinnspiele u. v. m.

Unter allen
Neu-Abonnenten
verlosen wir
monatlich
ein Buchpaket